

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1908
bd.7

BIBLIOTHEK DER ERHALTUNG UND DES WISSENS



Twin Cities Campus

Bücher-Sammlung



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit weißem rosigem Teint, zarter sammetweicher Haut sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauche man die echte

Steckenpferd=Lilienmilch=Seife

von Bergmann & Co., Madebeul. à Stk. 50 Pf. überall zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Mathematik für jedermann.

Leichtfaßliche Einführung in die niedere und höhere Mathematik.

Von August Schuster.

Zweite Auflage. Mit 44 Abbildungen. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pfennig.

Das Buch lehrt das Wesen der Mathematik richtig erfassen und mit Hilfe der gegebenen Anleitungen sind auch schwierige Aufgaben leicht zu lösen. — Herr Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Förster, der Direktor der Berliner Sternwarte, schreibt zu Schusters Mathematik: . . . Und da ist es denn eine wahre Wohltat, wenn einmal ein Buch herauskommt, welches alle jene eigentlich so einfachen und so herrlichen Dinge nicht in dem „zopfigen“ Gewande eines Lehrbuches, nicht mit dem stolzen Aufgentitel jener „schrecklich“ gelehrtten Benennungen behandelt, sondern „jebermann“ beinahe im Plauderton fast unbemerkt von einem jener schwierigen Kapitel ins andere lockt, bis hinauf zu der Integralrechnung und den Differentialgleichungen, ohne daß man sich jedesmal vor dem Betreten eines dieser neuen Gebiete zur Anschaffung und zum Aufschlagen eines neuen Lehrbuches zu entschließen braucht.

◀ Zu haben in allen Buchhandlungen. ▶

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Erbe

**Wörterbuch
der deutschen
Rechtschreibung**

— Amtlich empfohlen! —

Erbe • Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung.

Nebst einer eingehenden Darstellung der neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen. Zugleich ein Handbüchlein der deutschen Wortkunde und der Fremdwortverdeutschung, sowie ein Ratgeber für Fälle schwankenden Sprach- und Schreibgebrauchs. — Zweite, nach dem neuesten Stand der Rechtschreibfrage durchgesehene und erweiterte Ausgabe. 42.—51. Tausend. Enthält über 100 000 Wörter. Für jeden Schreibtisch unentbehrlich. In dauerhaftem Einband M. 1.60. • Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein Hauschatz des Wissens für jedermann

ist das in unserm Verlag
erscheinende neue Werk:

Der Siegeslauf der Technik.

Ein Hand- und Hausbuch der Erfindungen
und technischen Errungenschaften aller Zeiten.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Gelehrter volkstümlich dargestellt und herausgegeben von

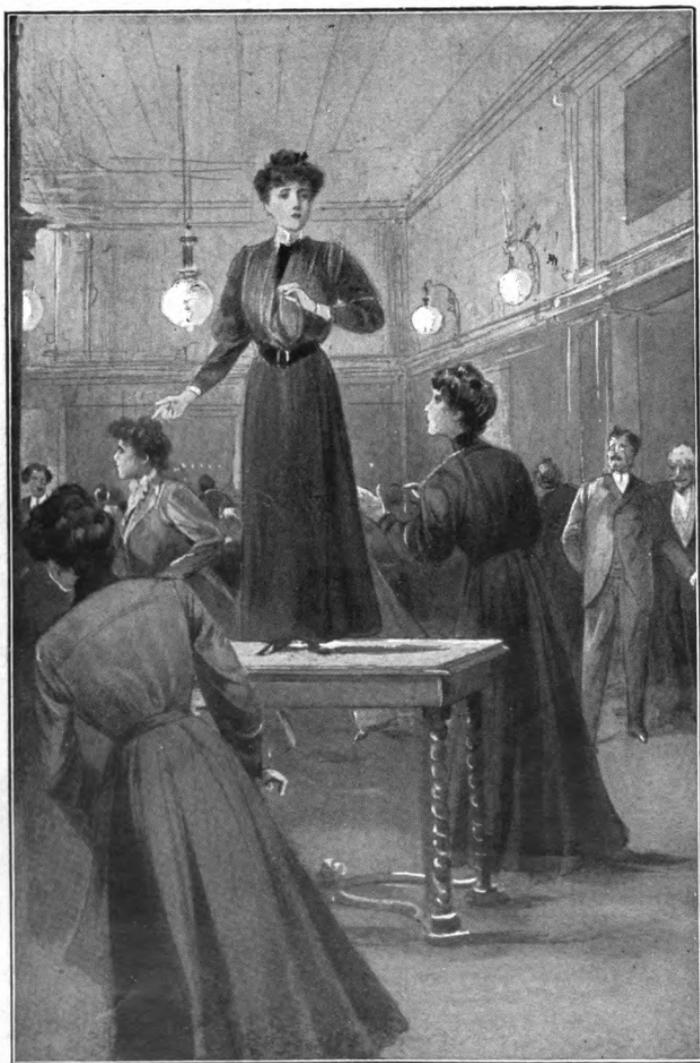
Geh. Regierungsrat **Max Geitel.**
Diplom-Ingenieur

2000 Seiten Text, etwa 1000 Abbildungen, 50 Kunstblätter.
Dollständig in 50 Lieferungen zum Preise von je 60 Pfennig.

Dieses Werk enthält alles das, was der Gebildete unserer Tage aus dem großen Reiche der Erfindungen und Entdeckungen wissen soll, es ist eine Darstellung aller der gewaltigen Errungenschaften des schaffenden, in die Geheimnisse der Naturkräfte immer tiefer eindringenden Menschengesistes in Wort und Bild und in interessanter, leichtverständlicher Form. Als neues Hand- und Hausbuch bildet es ein unentbehrliches Rüstzeug für jedermann, der mit der Zeit fortschreiten, sie verstehen und die Kulturfortschritte sich nutzbringend machen will. Und heutzutage muß jedermann in diesen Dingen Bescheid wissen, sei er Fachmann oder Laie, Gelehrter, Fabrikant, Beamter, Soldat, Kaufmann, Landwirt oder Handwerker usw. — es gibt keinen Stand oder Beruf, in dem Kenntnisse der hier gebotenen Art nicht wertvoll und fördernd wären. Das Werk »Der Siegeslauf der Technik« gibt alt und jung Gelegenheit, sich diese interessanten Kenntnisse zu erwerben, sei es, um sich in nützlicher Weise zu unterhalten, wie auch um seine Kräfte zur Mitarbeit an den Aufgaben der Kulturmenscheit weiter auszubilden. — Das Werk verwertet unter vielem anderen auch die großartigen Schätze des neuen Deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik.

Bestellungen nehmen alle Buch- und Kolportagehandlungen entgegen.





Zu Novelle »Stiefkinder des Glücks« von Rudolf Treuen. (S. 77)
Originalzeichnung von Th. Dolz.

Bibliothek der ◻◻◻ **Unterhaltung** **und des Wissens**

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
==== und Gelehrten ====
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1908. Siebenter Band.



◻ Stuttgart, Berlin, Leipzig ◻
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

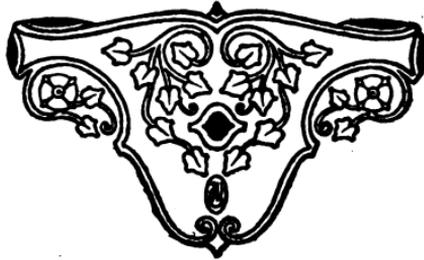
**Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart**



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Die verlorene Krone. Roman aus dem Jahre 1866 von Henriette v. Meerheimb (Fortsetzung) . . .	5
Stiefkinder des Glücks. Novelle von Rudolf Treu	67
Mit Illustrationen von Th. Dolz.	
Arbeiterschutz. Technische Skizze von Reinhold Ort- mann	98
Mit 8 Illustrationen.	
Eifersucht. Novelle von H. Schoebel	111
Aus der Bukowina. Von W. H. Geinborg	163
Mit 11 Illustrationen.	
Die Mausefalle. Kriminalhumoreske von Fr. Clemens	180
Eine Millionenaussteuer. Von R. Zollinger	194
Mit 12 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Der Ring des Markgrafen	211
Versuchspatienten	213
Neue Erfindungen:	
I. Leonhardts Reformmatratze »Ideal«	215
Mit Illustration.	
II. Der Milchenträhler »Baltic«	216
Mit Illustration.	
Der Geruchssinn der Tiere	217
Ein humorvoller Spitzbube	218
Ein romantisches Asyl	219
Warum schläft man auf der linken Seite schlecht?	220
Für erfinderische Köpfe	221

	Seite
Die Wasserträger des Sultans	223
Mit Illustration.	
Eingebildete Liebe	224
Das eilige Porträt	225
Interessante Glocken	226
Der Totenfluß in Kanton	227
Der verschlossene Kirchenstuhl	228
Gefährlicher Besuch	228
Mit 2 Illustrationen.	
Das Lever einer Königin	231
Der Hund von Saulnheim	231
Gesunder Appetit	232
In böser Klemme	233
Der Regimentssohn	237
Partei- und Nationalblumen	238
Eigentümliche Neigung	239
Eine seltsame Bittschrift	239
Bedenkliche Artikelverwechslung	240





Die verlorene Krone.

□ □

Roman aus dem Jahre 1866
von Henriette v. Meerheimb.

□ □

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Viertes Kapitel.

Der Stiefbruder des Königs Georg, Prinz Solms-Braunfels, traf, wie Gisela richtig vermutet hatte, mit geheimen Botchaften vom Kaiser Franz in Herrenhausen ein. Georg V. liebte diesen Stiefbruder zärtlich. Obgleich dieß allgemein bekannt war, machte der Besuch des Prinzen in dieser kritischen Zeit doch bei vielen einen peinlichen Eindruck. Manche konnten eine beklemmende Ahnung kommenden Unheils nicht überwinden, wenn sie ihren blinden König neben seinem in der glänzenden österreichischen Feldmarschallsuniform prangenden Bruder durch die Straßen von Hannover fahren sahen.

Zu einem festen Schutz- und Trutzbündnis konnte sich Georg V. allerdings doch nicht entschließen, trotz Graf Hallermunds eifrigem Bestreben, ein solches zu stande zu bringen.

Es lag weniger an dem ursprünglichen Charakter des Königs, daß er sich nie zu einem glatten Ja oder Nein entschließen konnte, sondern an dem Unglück seiner Blindheit. Diese machte ihn in so vielen Dingen völlig von seiner Umgebung abhängig, diese Männer seiner

nächsten Umgebung zerfielen aber in viele Parteien, von denen jede herrschen und den blinden König allein lenken wollte. Die ewigen Strömungen und Gegenströmungen, die nicht von einem zielbewußten Willen gelenkt wurden, ließen die Regierung und Politik Hannovers stets schwankend, unsicher, hin und her tastend erscheinen. Durch das Unglück des Königs war allem der Stempel der Hilf- und Ratlosigkeit aufgedrückt.

Prinz Solms reiste nach zehn Tagen, trotzdem ganz befriedigt von dem Resultat seines Besuches, wieder ab. Die geheimen Versprechungen des Königs, Graf Hallermunds wortreiche Versicherungen, die persönlich so überaus herzliche Aufnahme in Herrenhausen — alles hatte dazu beigetragen, ihm den Aufenthalt bei seinem königlichen Stiefbruder so angenehm wie möglich zu machen.

Prinzeß Fredrike und Prinzeß Mary waren sehr betrübt, daß die Erzherzogin Mathilde früher, als anfänglich geplant war, abreisen mußte. Auch die anregende Gesellschaft der Gräfin Waldstein, ihr künstlerisch schönes Klavierspiel wurde allgemein vermißt. Aber man tröstete sich mit der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens. Außerdem wurde es jetzt wirklich Ernst mit dem Frühling. Wer konnte da lange betrübt sein? An allen Hecken und Sträuchern im Park von Herrenhausen schwellen die Knospen, die rosibraunen Hüllen sprangen, die Kirschbäume standen mit Blüten überladen da, die Amseln flöteten: „Es wird grün — es wird wieder grün!“ Seidengrüne Schleier hingen über den winkenden Birken, an den Tannen im Zimmerholz schossen die Triebe hoch auf, die Wiesenstreifen am Moor waren mit gelben Primeln reich besäet, der Nelkenwurz läutete vergnüglich mit seinen blaßroten, nickenden Glocken unter der braunen Kapuze hervor, Früh-

lingsattem hauchte die ganze, blühende Erde aus. Weit griffen die Pferde aus. Der feuchte Moorboden gluckte unter den stürmenden Hufen. Schleier und Locken der Prinzessin Fredrike wehten im Winde.

Rammingen hielt sein Pferd dicht neben dem ihren. Der Kronprinz und Prinzessin Mary folgten in gemäßigterer Gangart. Die roten Livreen der Lakaien blickten in ziemlicher Entfernung zwischen den glatten Buchenstämmen und den rissigen Kiefern, die die Sonne kupferrot anglühte.

„Hier wird der Boden zu weich, Königliche Hoheit!“ warnte Rammingen.

Prinzessin Fredrike aber achtete nicht auf seine Worte. Vielleicht hatte sie auch die völlige Herrschaft über ihr Pferd verloren. Weiter, immer weiter auf dem samtbraunen Boden stürmte „Undine“ mit ihrer schönen Reiterin dahin. Das Wasser klatschte und spritzte hoch auf, blühendes Schilf rauschte im Winde, weiße Moorblumen mit bräunlichen Kelchen wuchsen aus den tiefen Löchern zu beiden Seiten hervor.

„Halt — um Gottes willen halt!“ schrie Rammingen.

Im selben Augenblick scheute Prinzessin Fredrikes Pferd, stolperte, brach in die Kniee und konnte sich in dem tiefen, schlüpfrigen Boden nicht wieder sogleich aufraffen. Die Reiterin schwankte im Sattel.

Blitzschnell sprang Rammingen von seinem Pferd herunter. Er legte den einen Arm fest um die Taille der Prinzessin, um sie vor einem Fall zu schützen, mit der anderen Hand riß er „Undine“ gewaltsam hoch.

Die Prinzessin war leicht erblaßt, aber sie schrie nicht — kein Laut kam von ihren Lippen.

Rammingen drängte beide Pferde rückwärts, dann saß er wieder auf und zerrte „Undine“, die störrisch mit den Hufen scharrete und nicht übel Lust nach einem

Schlammbad zu haben schien, heftig mit sich auf festen Boden.

„Sagen Sie dem König nichts von unserem kleinen Abenteuer!“ bat Prinzess Friedrike und rückte ihren verschobenen Hut wieder gerade. „Er könnte erschrecken und meine Mitter verbieten.“

Rammingen schüttelte den Kopf. Er brachte nicht sogleich eine Antwort heraus. „Ich allein trage die Schuld,“ sagte er endlich heiser. „Ich hätte wissen müssen, daß der Moorboden tödtlich ist. Gerade über tiefere Stellen wächst trügerisch das Gras.“

„Was hätten Sie getan, wenn ich versunken wäre?“ neckte Prinzess Friedrike. Sein verstörtes Gesicht belustigte sie. Sie selbst hatte den kleinen Schreck schnell überwunden.

„Lebend wäre ich ohne Sie nicht nach Herrenhausen zurückgekehrt!“ brach es unwillkürlich aus ihm heraus.

Um sie herum lag das tiefe, verträumte Schweigen des Waldes. Nur ein Häher, der nach Beute suchte, kreischte manchmal über ihnen in dem Wipfel einer hohen Tanne. Der Kronprinz und Prinzess Mary mußten einen anderen Weg eingeschlagen haben, denn es war nichts von ihnen zu sehen. Auch die Lakaien waren verschwunden.

Prinzess Friedrike sah Rammingen erstaunt an. Er saß etwas vornübergebeugt auf seinem Pferde, die Zügel lose um das Handgelenk geschlungen, sein scharfgeschnittenes Profil war ihr zugewandt. Ein großer Schmerz schien in seinen geradeaus blickenden Augen zu liegen. Eine wunderliche Ahnung beschlich sie. Aber in diesem schicksalsschweren Moment war Prinzess Friedrike nicht nur Königstochter, sondern auch ein Weib, das instinktiv errät, daß neben ihr jemand mit aller Gewalt sein

tiefftes Geheimnis festhalten möchte, und dem sie es daher mit aller Kunst entreißen muß.

Sie beugte sich näher zu ihm, ihre großen braunen Augen sahen mit einem weichen Blick in sein Gesicht. „Warum?“ fragte sie; nur wie ein Hauch streifte ihre Frage sein Ohr.

„Weil ich ohne Sie nicht leben könnte.“

Er sagte das einfach und mit einer solchen Selbstverständlichkeit, daß sie ein Schauer überlief. Sie wollte eine kalte, hochfahrende Antwort geben, aber als sie dem Blick seiner Augen begegnete, vermochte sie es nicht. Sie las in diesen ernstern grauen Augen, die er jetzt fest auf sie richtete, eine Liebe, die ebenso tief und unerschütterlich wie entsagungsvoll ist, die nur aus der Ferne, ohne eigenes Begehren, anbeten will.

Stumm ritten sie nebeneinander durch den sonnen- durchglühten Fichtenwald.

„Verzeihung, Königliche Hoheit,“ sagte Rammingen endlich leise, „ich durfte Ihnen nicht diese Antwort geben — es war Vermessenheit. Aber jetzt ist's geschehen, ich kann meine Worte weder zurücknehmen noch verleugnen. Befehlen Sie über meine Zukunft. Wenn Sie es wünschen, trete ich in der nächsten Stunde vor Seine Majestät hin und erbitte meine Ablösung.“

Prinzeß Fredrike zögerte. „Nein — ich bitte, daß Sie bleiben!“ sagte sie dann mit erzwungener Ruhe. „Sie wissen, wie wichtig es ist, daß der König eine sichere Begleitung hat. Er ist jetzt an Sie gewöhnt — er vertraut Ihnen.“

„Er vertraut mir!“ wiederholte Rammingen bewegt. „Königliche Hoheit, das waren die schönsten Worte, die Sie mir sagen konnten. Niemals werde ich meinen Platz an des Königs Seite verlassen, solange er selbst mich nicht fortstößt.“

Mit holdem Lächeln reichte Prinzess Fredrike ihm die Hand hin. Er zog sie an seinen Mund. Durch das Leder ihres Handschuhs fühlte sie, wie heiß seine Lippen brannten.

Bei der nächsten Biegung des Weges sahen sie den Kronprinzen Ernst mitten auf einer Lichtung halten. Prinzess Mary galoppierte in kleinen Volten um ihn herum, während die Lakaien, unbeweglich wie Statuen, zwanzig Schritte hinter den Herrschaften auf ihren mausgrauen Pferden hielten.

„Endlich! Wir hatten dich ja ganz aus dem Gesicht verloren, Fredrike!“ rief Prinzessin Mary.

Rammingen erklärte dem Kronprinzen die Ursache der Verzögerung.

Mit freundlichem Lachen wehrte der die Entschuldigungen ab. Er blieb an Rammingens Seite, während die Prinzessinnen in lebhafter Gangart voranritten. Man hatte sich verspätet, und der Weg nach Herrenhausen zog sich ziemlich in die Länge.

Die leise Sorge vor Vorwürfen über das zu lange Ausbleiben erwies sich indessen als unnötig. Der König saß noch in geheimer Beratung mit seinen Ministern zusammen, da wichtige Nachrichten aus Wien und Berlin eingetroffen waren.

Die Königin Marie sah sehr erregt aus, als ihre Töchter zu ihr traten. Sie hörte zerstreut den Bericht über den wundervollen Morgenritt im Zimmerholz mit an und lauschte dabei beständig nach den Zimmern des Königs hinüber. Ihre Unruhe wirkte ansteckend, so daß alle wie erlöst aufatmeten, als sich endlich der Schritt des Königs vernehmen ließ.

Georg V. ließ sich von seinem Adjutanten nur bis an das Vorzimmer der Königin begleiten, dann drückte er die Klinke nieder und trat ein. Die Königin und die

Prinzessinnen gingen ihm wie immer rasch entgegen. Er erwiderte die Umarmung der Gattin herzlich, rief dem Kronprinzen ein freundliches Scherzwort zu, streichelte die Gesichter der Töchter, die ihm zärtlich die Hand küßten, aber der Schatten der Wehmut, der über seinen Zügen lag, wich heute nicht wie sonst im Kreise der Seinigen.

Die Sorgen, die Qual, einschneidende Entschlüsse fassen zu müssen, das Gefühl der Verantwortlichkeit und Unsicherheit zugleich lasteten schwer auf ihm. In den schönen, behaglichen Räumen der Königin blieben diese Gespenster sonst meist draußen, jetzt aber lag die schwüle Atmosphäre, die von außen mit hereindrang, wie etwas greifbar Drückendes über allen. Niemand wagte eine Frage zu stellen.

Endlich fing der König selbst an zu erzählen, daß das Verhältnis zwischen den Bundesstaaten immer unhaltbarer werde.

„Ich muß den Grafen Hallermund nach Berlin senden, denn Preußen verlangt meine offizielle Versicherung, daß ich im Fall des Krieges neutral bleibe,“ sagte der König mit einem ungeduldigen Seufzer. „Bei einem Bundesfürsten versteht sich solche Neutralität doch von selbst! Das scheint Preußen aber nicht zu genügen. Andererseits könnte mein festes Versprechen Österreich kränken.“

„Aber es mit Preußen zu verderben, ist gewiß nicht ratsam,“ meinte der Kronprinz lebhafter, wie sonst seine Art war. „Was rät denn Graf Hallermund?“

„Zu einem unbedingten Bündnis mit Österreich. Er meint, Österreich bleibe auf alle Fälle Sieger, und dann würde ich meine Hinneigung zu Preußen büßen müssen. Heubner, Medem, Hammerstein und andere drängen zu einem festen Neutralitätsbündnis mit

Preußen, da dieses im Fall seines Sieges sehr übel mit Hannover verfahren würde, falls dieses sich feindlich oder zweifelhaft verhalten habe, während Oesterreich als Sieger trotz seiner Verflimmung die hannöversche Macht im Norden eher stärken als verringern müsse.“

„Das erscheint mir sehr einleuchtend,“ rief Prinzess Friedrike eifrig.

Gleich darauf aber errötete sie tief. In Gegenwart ihres angebeteten Vaters eine abweichende Meinung zu äußern, erschien ihr selbst ungehörig.

Um den Mund des Königs suchte ein wehes Lächeln. „Für eine kühne Politik mit hohen Einsätzen und Gewinnen bin ich nicht gemacht,“ sagte er endlich langsam. „Dazu müßte ich mein eigener Minister, mein eigener General sein, mir allein mein Urteil bilden, alles übersehen können.“

Seine erloschenen Augen richteten sich nach der Stelle hin, von der aus Prinzessin Friedrikes lebhafteste Antwort erklingen war. Diese Andeutung, wie tief er in dieser kritischen Zeit sein Unglück, blind zu sein, empfand, erschütterte die ganze Familie schmerzlich.

Die Königin schlang den Arm um den Hals des Königs, der Kronprinz faßte nach seiner einen, Prinzess Mary nach der anderen Hand. Prinzessin Friedrike sank im Übermaß ihres Mitleids vor ihrem Vater in die Kniee.

„Vater, geliebter, teurer Vater —“ schluchzte sie. Der Ton ihrer weichen, tiefen Stimme griff dem König seltfam ans Herz. „Alles, was du beschließt, ist recht und gut! Laß dich nicht beirren, dein hoher Sinn, deine Gerechtigkeit werden dich stets das Beste tun lassen!“

Der König antwortete nicht. Trotz aller Liebesworte der Seinen blieb der unruhig fragende, zerquälte Ausdruck auf seinem Gesicht liegen.

Als er fortgegangen war, legte die Königin beide Hände über die Augen und weinte. Der Kronprinz und Prinzess Mary blieben in ratloser Bestürzung neben ihr stehen.

Prinzess Fredrikes Gesicht war blaß und still. Sie sah gedankenlos dem leuchtenden Sonnenstrahl zu, der über das blanke Parkett hinspielte. Sie verfolgte das hin und her huschende Licht lange Zeit mit den Augen. Kammingens Worte von heute früh fuhren ihr durch den Sinn.

„Für meinen Vater ist mir kein Opfer zu groß — ich werde ihn nie verlassen!“ sagte sie plötzlich laut. Die Worte fielen seltsam dumpf und schwer in das stille Zimmer.

Die Königin ließ erstaunt die Hände sinken und sah ihre Tochter groß an.

Prinzess Fredrike stand stolz aufgerichtet in der flimmernden Wolke feiner Sonnenstäubchen, die mutwillig durcheinander spielten. Wie eine Strahlenglorie umgaben sie ihren schönen braunlockigen Kopf.

Fünftes Kapitel.

„Gisela, wir stehen unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges. Täglich kann die Order eintreffen, die mich zu meinem Regiment nach Berlin zurückberuft. Wird Dein Vater uns angesichts dieser Tatsache ein letztes Beisammensein verbieten? Und wärest Du schwach genug, Dich solchem Verbot zu fügen? Trotz seines damals schroff abweisenden Briefes bin ich bereit, nach Prag zu kommen, um noch einmal mit ihm zu reden. Wenn er jetzt nicht in unsere Verlobung willigt, weil er bereits den Feind in mir sieht, so darf er uns doch weder den Abschied verwehren noch uns gänzlich

die Hoffnung nehmen, daß nach erfolgtem Friedensschluß auch wir glücklich sein dürfen. Ich erwarte eine telegraphische Antwort. Zögere nicht! Jede Stunde kann die Entscheidung bringen, die es mir unmöglich macht, Dich dann noch aufsuchen zu können.

Botho v. Königseck.“

Gisela ließ den Brief in den Schoß sinken. Röthe und Blässe wechselten auf ihrem Gesicht. Sie saß an dem weit offenen Fenster ihres Zimmers, das nach dem Garten hinausging. Die Schatten der Lindenblätter huschten über ihre weiße gesenkte Stirn. Der warme Junitag war mit dem Duft des weißgoldenen Jasmins erfüllt. Die Luft flimmerte vor Hitze. In den Lindenblüten summten die Bienen eintönig.

Der Garten war nicht besonders groß. Terrassenförmig führte er aber bis zur Moldau hinunter. Das Palais Waldstein lag auf der Kleinseite von Prag in einer engen Straße, nicht weit von der historischen Nepomukbrücke, um deren altersgraue Steinfiguren und moosbewachsene Pfeiler der Morgenduft wie Nebelschleier schwamm.

Das junge Mädchen nahm den Brief wieder auf und las ihn noch einmal so langsam durch, als ob sie jedes Wort auswendig lernen müsse. Dann drückte sie ihren Mund leidenschaftlich auf die großzügige Schrift. Mit zusammengezogener Stirn dachte sie nach. Ihr Vater würde schwerlich ein Wiedersehen im Palais Waldstein gestatten. Anderseits widerstrebte es ihr, mit Königseck eine heimliche Zusammenkunft ohne Vorwissen ihres Vaters zu verabreden. Vor einer Szene mit ihrem jähzornigen Vater graute ihr. Ihr Bruder, der augenblicklich auf Urlaub in Prag weilte, würde ihr sicher nicht zu Hilfe kommen, denn er war selber heilfroh, wenn sich kein väterliches Ungewitter über

seinem hübschen blonden Flatterkopf entlud. Einen schnellen Entschluß galt es aber zu fassen. Sehen mußte sie Königseck unter allen Umständen!

Sie schob den Brief in die Tasche ihres Morgenkleides und ging die breite steinerne Treppe hinab, die in die unteren Räume des Schlosses führte.

Die Zimmer ihres Vaters lagen auf der linken Seite. Man sah von den schmalen Bogenfenstern aus auf den langen überdeckten Speisesaal, der, von allen Seiten offen, einst die reich besetzten Tafeln für Wallensteins fürstlichen Hofhalt und seine Reiteroffiziere barg. Jetzt stand das ausgestopfte Lieblingspferd des „Friedländers“, umgeben von eroberten Fahnen und anderen Siegestrophäen, dort. Sattel und Baumzeug schmückte die schöne braune Stute, als ob die lange, sehnige Reitergestalt des Fürsten von Friedland sich im nächsten Augenblick hinauffschwingen wolle. Die Sonne malte zitternde Kringle auf die grauen Steinfliesen und an die weißgetünchte Decke. Um die Säulen der Halle schlangen Efeu und wilder Wein ihre langen graziösen Ranken.

Graf Waldstein saß in seinem ganz im Stil des siebzehnten Jahrhunderts gehaltenen altdeutschen Zimmer. Auf den Borden der Wandtäfelung standen alteumpfen, Binnkrüge und rubinrote kostbare Gläser. Die Sessel waren alle steif, mit geraden Lehnen und harten Lederfellen.

Bei dem Eintritt der Tochter wandte der Hausherr den Kopf nach ihr um und nickte ihr flüchtig zu, während Graf Alex seine geschmeidige schlanke Gestalt in der lockeren, bequemen Sitewka sogleich kerzengerade aufrichtete und ihr eine tiefe zeremonielle Verbeugung machte. Sein blondes Schnurrbärtchen zuckte noch vor Lachen über die Anekdote, die er soeben seinem Vater

erzählt hatte. Sein bildhübsches Gesicht mit den großen blauen Augen trug einen kindlich freundlichen, ja unschuldigen Ausdruck. Niemals hätte man beim ersten Sehen in Graf Alex den tollkühnen Reiter, waghalsigen, leidenschaftlichen Spieler vermutet, der allen Frauen den Kopf verdrehte. Er glich auffallend dem Bild seiner verstorbenen Mutter, das, von einem breiten goldenen Rahmen umgeben, in lieblicher Jugendschöne von der Wand herunterlächelte. Diese Ähnlichkeit war auch der Grund, warum Graf Waldstein vom ersten Moment an mit abgöttischer Liebe an dem Sohn hing, während er sein kleines schwarzäugiges Töchterchen, das der Mutter so wenig glich, kaum ansah.

Gelegentliche Bornesausbrüche des alten Grafen abgerechnet, konnte Alex daher von klein an tun und lassen, was ihm beliebte. Bei Klagen seitens der Hauslehrer, die beständig bei dem Vater einliefen, glaubte der stets der Engelsmiene des blondblodigen Bübchens mehr wie den überzeugendsten Schuldbeweisen. Als der junge Graf endlich auf die Schule kam, lautete die letzte väterliche Ermahnung des alten Waldstein: „Leb wohl, mein gold'ger Bub! Lern nicht zu viel, und laß dir von den Schulmeistern nichts gefallen!“

Diese weise Lebensregel beherzigte Alex nach Kräften. Er lernte blizwenig und stand immer vor der Möglichkeit, aus allen Gymnasien und Erziehungsanstalten fortgejagt zu werden. Meist log er sich im letzten Moment aber doch noch mit seiner blonden Engelsmiene durch, oder der alte Waldstein kam wütend angefahren und nahm den Sohn aus der „pedantischen“ Anstalt heraus. Beim Regiment regnete es später ebenfalls ständig Klagen über Schulden und andere leichtsinnige Streiche. Nur seinem alten Namen, der Gunst des Kaisers und seinem schneidigen Reiten ver-

danke Graf Alex die Auszeichnung, zur Leibwache des Kaisers kommandiert zu werden. Als er zum ersten Male in seiner roten Uniform mit dem weißen wehenden Mantel auf seiner ungarischen Schimmelstute „Fenella“ in den Hof des Palais Waldstein einritt, wußte der alte Graf sich vor Entzücken und Stolz nicht zu lassen. Die bei diesem ersten Besuch sogleich gebeichteten erheblichen Schulden bezahlte er ohne mit der Wimper zu zucken, freilich von dem Vermögen seiner verstorbenen Frau, das Gisela verschrieben war, aber über welches er bis zu ihrem fünfundzwanzigsten Lebensjahre verfügen durfte.

Von diesem großen Vermögen bröckelte immer mehr ab. Der alte Waldstein tröstete sich bei jeder Kapitalsverminderung mit der Hoffnung, daß Alex sicher bald vernünftig werden würde und später der Schwester alles ersetzen könne. Die mußte natürlich reich heiraten — dann konnte die Frage der Abrechnung hinausgeschoben werden. Augenblicklich wäre ihm eine solche fast unmöglich gewesen, denn die Einkünfte der großen Güter genügten bei seiner Lebensweise niemals seinen und des Sohnes Ansprüchen. Er zahlte seinen Angestellten fürstliche Gehälter, kontrollierte die Verwalter gar nicht, jagte einen einmal planlos hinaus, um von dem Nachfolger, auf dessen Ehrlichkeit er sofort schwor, in kurzer Frist erst recht an allen Ecken und Enden bestohlen zu werden. Bei allem äußeren Glanz war daher das Leben im Palais Waldstein zerfahren und wenig glücklich für Gisela, die sich stets dem herrischen, sprunghaften Willen des Vaters fügen sollte.

„Was gibt's?“ fragte er auch jetzt nur kurz, als Gisela zögernd hinter seinem Stuhl stehen blieb.

„Ich habe einen Brief bekommen, über den ich mit dir sprechen muß, Vater.“

Alex zog die Brauen hoch. „Natürlich einen Mahnbrief von einer Schneiderin! Gisela macht halt auch Schulden — reich mir die Hand, mein Leben! Jetzt verstehen wir uns. Übrigens, kleine Dame, Mahnbriefe gehören in den Papierkorb — und nicht auf den Schreibtisch des Herrn Papa! Dem erspart man solche Sorgen bis zum allerallerletzten Moment. Nimm dir ein Beispiel an mir.“

„Schwäg' nicht solchen Unsinn, Bub!“ unterbrach Gisela den Bruder. „Am liebsten redete ich mit dem Vater allein.“

„Na, Alex wird diese wichtige Sache wohl auch noch mit anhören können,“ antwortete der alte Graf unfreundlich. „Heraus mit der Sprache! Was gibt's denn schon wieder? Irgend einen Arger natürlich. Wie oft hab' ich dir schon gesagt, laß mich aus mit dem Weibertratsch. Deine Kammerjungfer verflatscht das Zimmermädel, und ich soll Frieden stiften? Fällt mir nicht ein. Wenn's keine Ruh' gibt, jag sie alle zum Teufel meinettwegen!“

„Der Brief ist weder von meiner Schneiderin noch komme ich dir mit Weibertratsch. Ich dachte, du könntest wissen, daß ich solche Dinge allein abmache, Vater.“ Der rauhe, polternde Ton des Grafen erkältete Gisela und gab ihr schnell die Fassung zurück, nach der sie zuerst vergeblich rang. „Königssee schreibt mir, daß er noch einmal herkommen möchte, um mit dir zu reden und mir vor dem voraussichtlich bald ausbrechenden Kriege Lebewohl zu sagen.“

„Hab' nig mehr mit dem Preuß' zu reden!“ schrie Graf Waldstein zornrot. „Der hat meine Antwort kurz und bündig erhalten. Er kriegt dich nie — fertig!“

„Damit gebe ich mich aber nicht zufrieden, Vater! Du hast kein Recht, nur wegen einer persönlichen

oder politischen Abneigung mein Lebensglück zu zerstören.“

„Was? Bist du toll, Mädel?“ Der alte Waldstein starrte seine Tochter fassungslos über ihre Kühnheit an. Dann stieß er seinen Stuhl zurück, daß er krachend gegen die holzgetäfelte Wand fuhr. „Ich hätt' kein Recht, dir solche Hungerleiderheirat zu verbieten, kein Recht, dich zu hindern, dich an solchen kleinen preußischen Leutnant wegzuverfen? Das wollen wir doch sehen!“ Er schnappte förmlich nach Luft.

„Ich verstehe auch nicht, Gisela, daß du dich so fest in diese alberne Idee verbeißen kannst!“ warf Alex ärgerlich hin. Er besah seine schmale weiße Hand. An dem schlanken Gelenk klorrte ein breites Kettenarmband, mit dem er gern liebäugelte.

Gisela beachtete den Einwurf nicht. Sie wandte ihr erblaßtes Gesicht nur dem Vater zu. „Du hast Königssee, als er im vorigen Winter um mich anhielt, in sehr schroffer Weise abgefertigt,“ sagte sie mit fliegendem Atem. „Es ist ein Zeichen seiner großen Liebe zu mir, daß er trotzdem noch einmal kommen will.“

Alex lachte. „Ein Zeichen seiner Liebe? Na, kleine Dame, du bist noch sehr naiv. Die reiche Erbin wittert er. Die preußischen Leutnants, die zur Bottschaft kommandiert sind, möchten immer alle ein reiches ‚Wiener Mädel‘ haben.“

„Ich reich? Als deine Schwester wohl kaum! Jedermann in Wien weiß genau, wie liederlich du lebst!“ brauste Gisela auf.

„Halt den Mund!“ fuhr der alte Graf erboßt dazwischen. „Alex hat ganz recht. Königssee will dein Geld — weiter nichts!“

„Natürlich hat er sich nebenbei auch in dein hübsches Fräzchen vergafft,“ lenkte Alex ein. Es war ihm immer

unangenehm, wenn der Vater feinetwegen die Schwester rauh behandelte. „Aber gerade weil du so hübsch bist, kannst du ganz andere Partien machen. Mir sang neulich ein Vögelchen was ins Ohr von einer reichen Erzzele, die ganz in den Banden meiner schönen Schwester liege! Wir wären ja Trottel, dich so billig herzugeben — was, Papa?“

„Der Unfinn mit Königssee hört auf!“ bestimmte der alte Graf diktatorisch. „Diese Unverschämtheit, jetzt — jetzt, wo das Verhältnis mit Preußen ein geradezu feindseliges ist, mir anzubieten, ihm meine Tochter zu geben! Da hört doch aller Spaß auf! Ich werd' ihm einen Brief schreiben, den er nicht hinter den Spiegel steckt.“

„Das wirst du nicht tun! Du hast gar keinen Grund, Königssee zu beleidigen, weil er mich liebt!“ rief Gisela empört.

„Mir ist das aber eine besondere Freude, einem Preußen eins auszuwischen. Ich kann diese steifnackigen, eingebildeten Hungerleider nicht ausstehen.“

Der Graf schlug bröhnend mit der geballten Faust auf die Schreibtischplatte. Das rubinrote Trinkglas Wallensteins, das dort unter einer Glasglocke stand, kirkte leise. Ein feiner, singender Ton ging durchs Zimmer.

„Dieser unberechtigte Haß ist kein Grund, mir zu verbieten, den Mann zu heiraten, den ich liebe und an dem du nichts aussetzen kannst. Denn daß er kein Österreicher ist, daran ist er doch wohl unschuldig!“ Gisela stand hart vor ihrem Vater. Das scheue Zurückweichen hinter seinen Stuhl hatte sie aufgegeben, als die Szene sich immer mehr zuspizte.

„Ich lasse meine Tochter keinen Landesfeind heiraten. Schlag ihm doch vor, zu uns überzutreten — dann mag er wieder anfragen.“

„Solche Zumutung wäre in der jetzigen Zeit eine Beleidigung für Königssee, die ich ihm nicht antue. Ja geradezu gewissenlos wäre es von mir, zu fordern, daß er seine Ehre hingibt, um mich heiraten zu dürfen.“

„Das läßt sich hören!“ antwortete Graf Waldstein nach einigem Besinnen ruhiger. „Von seinem Standpunkt aus würde ich eine Weigerung jedenfalls begreifen. Aber eine andere Bedingung könnte ich ihm stellen. Wenn er die annimmt, wollen wir uns wieder sprechen.“

„Welche Bedingung meinst du, Vater?“

„Ehe Königssee mich nicht darum fragt, brauche ich sie dir auch nicht zu sagen.“

„Er bittet in diesem Brief um deine Erlaubnis, herkommen zu dürfen, Vater. Kann ich ihm schreiben, daß du ihn empfangen willst?“

„Er weiß, wo ich wohne. Will er was von mir, mag er sich doch direkt an mich wenden. Was soll das überhaupt heißen, daß er dir heimlich schreibt?“

„Ich bitte dich, den Brief zu lesen.“

„Man korrespondiert nicht mit einem abgewiesenen Bewerber. Sind das preussische Moden? In meinem Hause paßt mir das nicht.“

„Was soll ich denn aber antworten, Vater?“

„Gar nichts. Auf den Wisch gehört keine Antwort. Wenn er trotzdem kommt, ist's immer noch Zeit, mich zu entscheiden, ob ich ihn empfangen will. — Und nun hör auf! Ich hab' die Geschichte' satt.“

„Wenn du's nicht einmal der Mühe für wert hältst, mir zu sagen, was du eigentlich willst, so wundere dich nicht, wenn ich jetzt ohne deine Zustimmung handle,“ sagte Gisela trozig, und in diesem Augenblick gleich ihr reizendes Mädchen Gesicht auffallend dem strengen, eigenwilligen Charakterkopf des alten Waldstein.

„Hab' ich's noch nicht deutlich genug gesagt?“ fuhr der Graf auf. „Nix mehr hören mag ich von der dummen Geschichte'. Das hab' ich gesagt. Und hat dein edler Herr v. Königssee die Dreißigkeit herzukommen, so werde ich ihn fragen, ob er auch ein armes Mädel zur Frau brauchen kann. Denn ehe ich einen Gulden von dem Geld deiner Mutter selig den preussischen Großmäulern in den Rachen werf', eher —“

„Eher läßt du alles von Lexi verjubeln!“ fiel Gisela bitter ein. „Zawohl — das weiß ich! Frage nur Königssee, ob er mich oder mein Geld liebt — er wird dir schon zu antworten wissen.“

Helle Tränen stürzten plötzlich aus Giselas Augen. Alex trat zur Schwester und wollte den Arm um sie legen, aber sie schüttelte ihn heftig von sich ab und ging hinaus.

„Daß sie laufen!“ meinte der alte Graf unwirsch. „Wenn Weiber anfangen, einem was vorzuheulen, ist's am besten, man kehrt sich gar nicht dran. Eigentlich hätt' ich dem dummen Ding noch gehörig den Kopf zurechtsetzen müssen für ihre albernen Redensarten.“

„Mir tut Gisa leid,“ begütigte Alex. „Königssee ist ein netter Kerl — wir haben ihn alle gern in Wien. Natürlich ist die Heirat ein Unsinn, aber daß sie uns etwas darüber vorheult, kann man ihr nicht übelnehmen. Ich hab' damals auch geheult wie ein Schloßkater, als die Franzi vom Burgtheater mit dem schönen Kinzky durchbrannte. So was überwindet man aber wieder. Komm mit in den Stall, Vaterl — die ‚Fenella‘ schont vorne links. Ich mein', der Esel von Hufschmied hat sie vernagelt.“

Das Gesicht des Grafen klärte sich auf. Er schob seinen Arm in den des Sohnes. In der besten Laune gingen beide in das weitläufige Marstallgebäude hin-

über. Von Giselas Kummer war nicht weiter die Rede.

Bei Tisch trug diese ein gleichmütiges Gesicht zur Schau, sprach allerdings mit dem Vater fast gar nichts, und auch Legis Späße entlockten ihr kein Lächeln. Sofort nach ihrer stürmischen Unterredung mit dem alten Grafen hatte sie eine Depesche an Königssee aufgegeben, in welcher sie ihn bat, sich morgen nachmittag gegen sechs Uhr mit ihr auf dem Grabschin zu treffen. Sie war ziemlich sicher, dort von niemand überrascht zu werden, und sie mußte Königssee durchaus allein sprechen, ehe er mit ihrem Vater unterhandelte.

Die Schatten der Häuser fielen schon lang über die Straße, als Gisela am anderen Tage den Weg nach dem Grabschin einschlug. Die Steine glühten vor Hitze unter ihren Füßen, denn trotz des leichten Luftzuges und der vorgerückten Stunde war die Temperatur immer noch merkwürdig hoch.

Auf der Nepomukbrücke stand sie erschöpft still und sah einige Zeit in den rauschenden Fluß hinunter. Schiffe glitten vorüber, schwer beladene Rähne, Ruderboote, eilige Segler, deren grauweisse, vielfach geflickte Leinwandsegel der warme Wind hauchte. Die Wagen, Karren und Fußgänger, die über die Nepomukbrücke fuhren und gingen, spiegelten sich deutlich in den Wellen.

Vor der altersgrauen Georgskirche am Fuß des Grabschin standen viele Menschen, um die Figuren der zwölf Apostel herauskommen zu sehen und das Glockenspiel zu hören, wenn die Turmuhr die Stundenzahl voll ausschlug. Bald mußte es so weit sein.

Nur wenige Spaziergänger erstiegen mit Gisela die hohe Treppe, die zum Gipfel des Grabschin, auf dem die Königsburg liegt, führt. Ihre Kniee zitterten vor

Aufregung und Anstrengung; sie hörte ihren eigenen überhasteten Herzschlag. In kurzer Zeit sollte sich ihr Geschick entscheiden.

Jetzt war der letzte Absatz überwunden, und sie stand oben. Ihre Ungeduld trieb sie doch wohl zu früh her, denn von Königseck war noch nichts zu entdecken, nur unbekannte, gleichgültige Fremde besehen mit ihr die unvergleichlich schöne Aussicht.

Eine zartgeschwungene Linie dunkelblauer Bergzüge begrenzte den Blick. Zu Füßen des Stadtschloß lag das herrliche Prag mit seinen Thürmen, Kirchen, vergoldeten Kuppeln. Wallende Nebel stiegen vom Flußbett auf und hingen wie weiße Schleiersegen an den hohen Schiffsmasten und Brückenpfeilern, bis sie in der stillen Luft langsam wieder zerflossen. Der grünliche Abendhimmel mit den goldumränderten, eilig segelnden Wolken spannte sich darüber aus und spiegelte sich wie ein versunkener Glückstraum tief unten im Bett der Moldau, die ihre glitzernden Wellen eilig hinrauschen ließ.

„Gisela!“

Das junge Mädchen fuhr herum. Ihr Auge hatte so tief in all die Schönheit hineingeschaut, daß sie den raschen, elastischen Schritt, der die Treppe hinaufkam, überhörte. Eine Sekunde starrte sie Königseck, der ihr beide Hände hinhielt, erschrocken an. Sie hatte ihn bisher nie anders als in seiner glänzenden Uniform gesehen, und jetzt kam er ihr fremd vor in dem dunklen einfachen Zivil. Aber er war es doch — er! Sie fühlte den festen Druck seiner Hand, sah sein bräunliches, schmales Gesicht mit der feinen, leichtgebogenen Nase, dem energischen Mund, den großen braunen Augen.

„Wir sind hier ungestört?“ fragte er endlich, merkte aber, daß sie vor Erregung kein Wort hervorbringen

konnte. „Unser Zusammensein kann nur sehr kurz sein,“ fuhr er daher fort. „Noch heute nacht fahre ich nach Berlin weiter.“

„Ist die Entscheidung bereits gefallen?“ Ihre Hand suchte in der seinen. Er zögerte. In dieser schmerzlich-süßen Stunde empfand er selbst es bitter, daß er in der Heißgeliebten die Feindin sehen mußte, mit der er nicht völlig offen reden durfte. „Meine Anwesenheit ist in Berlin dringend nötig,“ antwortete er endlich ausweichend. „Will dein Vater mich empfangen, Gisela? Oder bist du gegen seinen Willen hergekommen, um mir zu sagen, daß wir trotz seines Widerspruchs unauflöslich zusammen gehören?“

Sie schlug ihre Augen voll zu ihm auf. Es lag eine so heiße Liebe in ihrem Blick, daß ein Wonnenschauer ihn überlief.

„Geliebtes Herz!“ Er zog ihren Arm durch den seinen und drückte ihn fest an seine Brust.

„Du warst mir gewiß böse, Botho, daß ich mich im Winter dem Willen meines Vaters fügte?“

„Nein — nein! Man hat dich gewiß arg gequält, mich aufzugeben? Aber jetzt stehst du unererschütterlich fest zu mir, Gisela?“

Sie senkte den Kopf. „Wenn du wüßtest, wie aufreibend die beständigen Kämpfe mit meinem Vater sind! So viel Unvernunft und Ungerechtigkeit liegt in seinem Wollen.“

„Um so fester und zielbewußter mußt du selbst sein.“

„Damals hoffte ich, er würde mit der Zeit nachgiebiger werden —“

„Und jetzt? Weiß er überhaupt, daß du hierher gegangen bist? Will er mich empfangen, um mit mir deine und meine Zukunft zu bereden?“ Königsecks Fragen überstürzten sich förmlich.

„Er will dich empfangen, wenn du dich einer Bedingung fügen.“

„Welche Bedingung stellt er denn? Sehr bald schon wird es an uns sein —“

„Ach, laß die unselige Politik! Eine solche Äußerung genügt schon, um alles zu verderben!“

„Natürlich werde ich mich in acht nehmen.“

„Und du wirst die von ihm geforderte Bedingung erfüllen?“

„Wenn ich kann, Liebling, gewiß. Vorläufig aber weiß ich ja noch gar nicht, was er fordert. Hoffentlich nicht die Aufgabe meines Berufs. Das müßte ich glatt ablehnen.“

„Nein — das nicht.“ Gisela brachte es nicht fertig, in diesem Augenblick den leidigen Selbstpunkt zu berühren, trotzdem sie sich fest vorgenommen hatte, Königseck von allem zu verständigen. „Der Vater sprach ziemlich unklar und verworren,“ meinte sie befangen. „Er ist ja so sprunghaft in seinen Ideen und Entschlüssen. Ich glaube, es handelt sich hauptsächlich um die Herausgabe meines mütterlichen Vermögens.“

„Wenn das Geld sicher angelegt ist und er dir die Zinsen zahlt — mehr verlangen wir ja gar nicht. Nicht wahr?“ meinte Königseck gleichmütig.

„Nein,“ sagte sie leise. Eine seltsame Hoffnungslosigkeit lähmte plötzlich wieder ihre bisher angeregte Stimmung. „Ihr seid zwei harte Köpfe, Botho — du und Papa.“

„Daß ich heute noch einmal vor deinen Vater hintreten will nach seiner so schroffen Abweisung — das sieht wirklich nicht nach Hartköpfigkeit aus.“

„Solch unglücklicher Moment ist es aber jetzt!“ klagte sie.

„Gewiß — ich sehe das alles vollkommen ein und

bitte ja auch um nichts weiter, als um die Erlaubnis, von dir Abschied nehmen und, im Fall ich gesund zurückkomme, noch einmal meine Bitte wiederholen zu dürfen.“

„Gibt's wirklich keine Hoffnung mehr auf eine friedliche Lösung in den politischen Wirren, Bodo?“

„Nein, Liebling — keine! Die Würfel sind wohl bereits gefallen. Aber das sage ich nur zu dir, zu meiner Gisela, nicht zur Tochter des Grafen Waldstein.“

Sie ließ die Arme sinken, ihr Gesicht wurde totenblaß. Königsed legte den Arm um ihre Schultern und zog sie dicht zu sich heran. Er hörte den lauten Schlag ihres Herzens neben dem stürmischen Pochen in seiner eigenen Brust.

Sie trat bis dicht an den Rand der Plattform. Die scheidende Sonne überzog die unter ihnen liegende Stadt mit goldigem und rosigem Schein. Wie eine Märchenwelt lag das goldene Prag vor ihnen mit all seinen vielen Kreuzen, Kuppeln, Spitzbogentürmen. Die von der Sonne bestrahlten Fenster glühten wie rotes Feuer.

„Weine nicht!“ bat Königsed, als er die schweren Tränen an Giselas Wimpern bemerkte. Augenblicklich standen sie ganz allein hier oben. Rasch hob er ihr gesenktes Gesicht hoch und küßte ihre weichen, zuckenden Lippen. „Und nun komm, Liebste, ich bringe dich nach Hause und lasse mich getrost bei deinem Vater anmelden.“

„Nein — nein, bitte, nicht! Das verdürbe alles! Bleib noch eine halbe Stunde hier. Ich fahre so rasch wie möglich zu Papa und bereite ihn vor. Wenn wir zusammen bei ihm eintreten, bringt ihn das gleich in böse Laune.“

„Er erfährt es ja doch, daß wir zusammen hier waren, Gisela.“

„Ja — ja, aber, bitte, bleib doch lieber hier! Glaub mir, es ist besser.“

In ihrer sichtlichen Angst und Erregung tat sie ihm leid, obgleich ein offenes Vorgehen mehr seiner Natur entsprach. Am liebsten hätte er ohne weiteres, Gisela am Arm, das Palais Waldstein aufgesucht.

Er sah ihrer schlanken Gestalt mit entzückten Blicken nach. Rasch und grazios schritt sie die Stufen hinunter. Das weite weiße Kleid bauchte sich wie eine Wolke um sie her. —

Als die Dämmerung anbrach, trat er den Weg nach dem Waldsteinschen Palast an. Jetzt mußte Gisela Vorsprung und Zeit genug gehabt haben, um den grollenden Vater vorzubereiten.

„Ich glaube wirklich, gegen eine feuernde Batterie anzureiten, ist behaglicher, als diesem alten Brummbar zu nahe zu kommen,“ dachte er mit halbem Lächeln.

Er schien bereits erwartet zu werden, denn der Kammerdiener nahm ihm sofort Hut und Stock ab und öffnete eine der Zimmertüren.

Im Vorzimmer trat Gisela auf ihn zu. Ihre Augen leuchteten vor Aufregung. „Zwischen Papa und mir ist's böß hergegangen,“ flüsterte sie hastig, „aber er wird dich wenigstens empfangen. Bitte, sage zu allem ja, füge dich jeder Bedingung. Ich bin mit allem einverstanden, auch wenn du dich in eine ganz kleine Garnison versetzen lassen muß, wir können auch da glücklich sein.“

„Gewiß, mein Herz, gewiß!“ antwortete er, befremdet über ihre maßlose Erregung. „Willst du bei meiner Unterredung mit deinem Vater nicht zugegen sein?“

„Nein. Vater wird mich rufen lassen, wenn ihr einig seid.“

„Und wenn wir's nicht werden?“ fragte er langsam, sie scharf ansehend.

„O, das müßt ihr!“ Sie preßte beide Hände gegen die Brust. „Ich bleibe ganz in der Nähe.“

„Willst du vielleicht am Schlüsselloch horchen, Gisela?“ versuchte er zu scherzen.

„Nein — das nicht. Aber ich bleibe so nah wie möglich.“

Die Tür zum Arbeitszimmer des Grafen ging auf. Königseck trat rasch vor. Gisela verschwand im halbdunklen Hintergrund des Vorraums.

Sechstes Kapitel.

Königseck verbeugte sich stumm vor dem Grafen, der seinen Gruß kalt und knapp höflich zurückgab. Er reichte dem jungen Offizier nicht die Hand, sondern deutete nur kurz auf einen der Stühle. Aber Königseck blieb stehen. Seine und des alten Waldstein Blicke kreuzten sich wie zwei Schwertklingen, wie in Herausforderung zum Kampf.

„Sie haben meiner Tochter brieflich Ihren Wunsch mitgeteilt, mich noch einmal zu sprechen, Herr v. Königseck?“ fragte Graf Waldstein. Er stand mit dem Rücken gegen seinen Schreibtisch gelehnt und zog in zerstreutem Spiel die feine Klinge eines japanischen Papiermessers durch seine Hände. „Meine Tochter war unvernünftig genug, Ihren Wunsch sehr lebhaft zu befürworten, obgleich ich, offen gestanden, nicht einsehe, welchen Zweck es hat, eine Sache aufzurühren, die für mich mit meinem abschlägigen Bescheid endgültig erledigt war. Oder haben Sie mir etwas mitzuteilen, was Ihre Ver-

hältnisse so von Grund aus ändert, daß die Möglichkeit vorliegt, meine Entscheidung könne jetzt anders ausfallen?“

„Nein. Ich bin nach wie vor im Besitz eines Vermögens, dessen Zinsen hinreichen, standesgemäß zu leben. Mein Vater ist tot, mein ältester Bruder, der auch bereits mehrere Söhne hat, erbte das Familienmajorat,“ entgegnete Königssee in gleichfalls sehr frostigem Tone.

„Die Einnahmen eines Junggesellen reichen nicht für eine Familie. Der Begriff ‚standesgemäß‘ ist überdies sehr dehnbar. Um mit meiner Tochter nach meinem Begriffe standesgemäß zu leben, dazu werden Ihre Einnahmen schwerlich genügen.“

„Wir würden unsere Ansprüche nach unseren Einkünften einrichten. Das scheint mir in großen wie in kleinen Verhältnissen stets das richtige zu sein.“

„Danke für gütige Belehrung!“ lachte Graf Waldstein scharf auf. Seine Augen blitzten den Sprecher unter den grauen buschigen Brauen hervor zornig an.

„Meine Bemerkung sollte durchaus keine Belehrung bedeuten. Ich stellte einfach eine Tatsache fest, Herr Graf. Ehe wir übrigens die materielle Seite weiter erwägen, möchte ich darauf aufmerksam machen, daß wir überhaupt von zwei ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehen.“

„Sehr möglich. Ich glaube, unser Standpunkt ist in allem ein sehr verschiedener.“

„Sie betrachten sich in dieser Angelegenheit anscheinend als den allein Ausschlaggebenden, Herr Graf,“ fuhr Königssee gelassen fort. „In meinen Augen kommt Ihre Entscheidung aber durchaus nicht in erster Linie in Betracht, sondern die Gifelas. Sie ist einverstanden, in meine bescheidenen Verhältnisse ‚hinabzusteigen‘, wie

Sie es jedenfalls nennen werden, und ist alt genug, um sich völlig klarzumachen, was sie aufgibt und dafür gewinnt.“

„Schwerlich. Außerdem ist meine Tochter durchaus nicht selbständig in ihren Entschlüssen, wie Sie anzunehmen scheinen.“

„Solange Gisela in Ihrem Hause lebt und minorenn ist, freilich nicht, aber sie wird bald einundzwanzig Jahre alt und ist rechtlich ermächtigt, über sich zu verfügen. So wünschenswert eine Zustimmung von Ihnen uns stets sein wird, Herr Graf, so können wir doch wegen rein äußerlicher Bedenken nicht auf unser Lebensglück verzichten. Ich bitte Sie also, meinen Antrag nochmals in Erwägung zu ziehen.“

„Der Moment ist nicht günstig, um eine Verbindung zwischen einer Österreicherin und einem Preußen zu beraten.“

„Wir wollen vorläufig ja auch nur auf eine spätere Vereinigung hoffen dürfen. Aus Feinden sind schon oft Bundesgenossen und Waffengefährten geworden. Die politischen Streitigkeiten unseres Vaterlandes brauchen uns nicht persönlich zu entzweien. Man muß das trennen können.“

„Ich aber kann und will das nicht. Der Feind meines Vaterlandes ist auch mein Feind. Ich werde niemals jemand in meinem Hause als Schwiegerohn aufnehmen, der die Waffen gegen meine Landsleute führte.“

„Auch später nicht, wenn der Friede zurückgekehrt sein sollte, die Ausöhnung vielleicht eine vollständige geworden ist?“

„Nein.“

Königssee zuckte die Achseln. „Also gut — lassen wir die Gefühle gänzlich beiseite. Wenn ich Ihnen kein

willkommener Schwiegersohn bin, Herr Graf, so muß ich das tragen. Mit der Zeit, und wenn Ihre Tochter glücklich ist, werden auch Sie vielleicht noch einmal anders darüber denken lernen. Wollen Sie wenigstens gestatten, daß ich mich jetzt von Gisela in Ihrer Gegenwart verabschiede?“

„Weshalb?“

„Wir stehen vor einem ernstern Zeitabschnitt, Herr Graf. Ich kann nicht wissen, ob ich Gisela wiedersehen werde.“

„Nun — und weiter?“

„Darf ich also die Hoffnung mit mir nehmen, daß ich, wenn der politische Himmel wieder klar ist, mich mit Gisela verloben darf?“

„Mit meinem Segen — nie! Aber vielleicht würde ich äußerlich vor der Welt meine Zustimmung zu der mir so unerwünschten Verbindung geben, wenn Sie sich einer Forderung fügen, Herr v. Königssee.“

„Welcher?“

„Ich verlange, daß Sie für sich und Ihre Nachkommen auf Giselas mütterliches Vermögen verzichten.“

Königssee blieb eine Weile stumm. „Das verstehe ich nicht,“ sagte er dann langsam. „Wie kann ich auf etwas verzichten, was mir gar nicht gehört? Das Geld meiner Frau ist ihr Eigentum, sollten wir Kinder haben, fällt es später denen zu. Was habe ich dabei zu verzichten oder zu beanspruchen?“

„Das Geld meiner verstorbenen Frau soll niemals einer preussischen Familie zufallen!“ fuhr Graf Waldstein auf. „Glauben Sie etwa, daß meine Frau ihrer Tochter etwas hinterlassen hätte, wenn sie solche Möglichkeit jemals in Erwägung gezogen hätte? Enterbt wäre Gisela in diesem Falle worden — das steht fest.“

„Es ist stets sehr zwecklos, etwas zu erörtern, was

Verstorbene getan oder unterlassen hätten. Ich glaube nicht, daß eine Mutter ihr Kind aus rein politischen Gründen jemals enterben würde. Aber gleichviel — wenn Sie es wünschen, Herr Graf, will ich gern unterschreiben, daß ich für meine Person niemals an Giselas Vermögen Ansprüche machen werde.“

„Das genügt nicht. Sie müssen unterschreiben, daß Gisela mit Ihrer Zustimmung auf ihr ganzes mütterliches Vermögen zu Gunsten ihres Bruders Alex verzichtet.“

„Das werde ich niemals zugeben!“ versetzte Königseck empört. „Das wäre ja eine schreiende Ungerechtigkeit gegen Gisela.“

„Meine Tochter ist damit einverstanden.“

Ein weicher Ausdruck flog über Königsecks scharf gespannte Züge. „Sie kann die Verhältnisse augenblicklich wohl nicht klar übersehen. Um unser Ziel zu erreichen, würde sie ja die schwersten Opfer bringen, das aber später wahrscheinlich bitter bereuen und mir mit Recht vorwerfen, sie nicht davon abgehalten zu haben.“

„Sie wollen sich dieser Bedingung also nicht fügen?“

„Ich kann kaum glauben, Herr Graf, daß Sie diese Zumutung im Ernst stellen.“

„Ich habe auch nie geglaubt, daß Sie sich dieser Bedingung unterwerfen würden!“ pflichtete Graf Waldstein mit so bitterem Hohn bei, daß der junge Offizier empört zusammenzuckte.

„Darf ich mir die Frage erlauben, welche Gründe Sie meiner Weigerung unterzuschreiben belieben?“ fragte er scharf.

„Gedanken sind zollfrei,“ antwortete der Graf und drückte auf die Klingel.

Königssee blieb mit gekreuzten Armen in abwartender Haltung in der Nähe der Thür stehen.

„Gräfin Gisela soll kommen!“ befahl Waldstein dem herbeieilenden Diener.

Die beiden Herren blieben stumm. Ihre Blicke gingen kalt aneinander vorbei.

Gisela öffnete hastig die Thür. In ihren Augen lag fieberhafte Erwartung. Daß der Vater sie so bald schon rufen ließ, hielt sie für ein gutes Zeichen, und doch schnürte sich jetzt ihr Herz zusammen, als sie die eisige Haltung bemerkte, mit der die beiden Herren sich wie zwei Feinde gegenüberstanden.

„Ich habe dir mitgeteilt, Gisela, unter welcher Bedingung Herr v. Königssee meine Einwilligung zu eurer Verbindung erhalten könne. Er hat diese Bedingung abgewiesen. Er will nicht, daß du auf dein Vermögen verzichtest. Die Sache ist somit endgültig entschieden. Über die Gründe, die Herrn v. Königssee leiten, meinen Vorschlag abzulehnen, wirst du wohl nicht lange im unklaren sein. Ich hoffe, du besitzest Stolz genug, um dich endgültig nach dieser Erfahrung von ihm loszusagen.“

„Höre mich an, Gisela!“ bat Königssee.

Aber sie achtete nicht auf seine Bitte. „Ist das wahr?“ fragte sie mit blassen Lippen. Ihre Blicke ruhten so durchdringend auf seinem finsternen Gesicht, als ob sie auf dem Grund seiner Seele lesen müsse.

„Wir können diese Bedingungen unmöglich annehmen,“ sagte der junge Offizier. „Solche Forderung ist für jeden Menschen, der etwas auf sich hält, unannehmbar. Ich wäre gewissenlos, ich unterstützte ein schweres Unrecht, wenn ich das zuließe.“

„Was liegt an dem Gelde! Es ist nur ein Gegenstand des Streites hier im Hause!“ sagte Gisela. „Wir wollen uns einschränken, wir wollen —“

„Gisela, du kannst die Zukunft nicht übersehen. Du darfst jetzt nicht so schwerwiegende Entschlüsse fassen,“ sagte Königssee. „Bis zu deinem fünfundzwanzigsten Jahre wollen wir uns behelfen, werden auch dann deinen Vater nicht zur Herausgabe deines Kapitals drängen, wenn ihm das schwer fällt. Aber bleiben muß dir dein Erbteil. Dich ganz darauf verzichten zu lassen, wäre ein unverzeihlicher Egoismus von mir.“

„Sehr schön begründet!“ spottete Waldstein. „Gisela, du wirst nun wohl einsehen, daß ich mit meiner gestern ausgesprochenen Vermutung recht hatte!“

„Darf ich bitten, mir diese Vermutung, die wahrscheinlich eine Beleidigung ist, gerade ins Gesicht zu sagen?“ brauste Königssee auf.

„Wir haben nichts mehr miteinander zu reden, Herr v. Königssee.“ Der Graf drehte sich brüst herum. „Hör auf mit der Heulerei, Gisela! Schämst du dich nicht? Hast du denn gar keinen Stolz?“

Königssee trat zu dem jungen Mädchen und versuchte, ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen. „Sieh mich an!“ bat er bewegt. „Glaubst auch du, daß eigenmächtige Beweggründe mein Handeln bestimmen?“

„Nein — aber wenn du mich wirklich liebst, so gib nach.“

„Gerade weil ich dich liebe, kann und darf ich das nicht. Gisela, zum zweiten Male stehst du vor der Entscheidung. Du mußt zwischen mir und deinem Vater wählen. Vereinigen lassen sich die Gegensätze in unseren Ansichten nicht.“

„Was soll dann aber werden?“

„Wenn ich wiederkomme, will ich dir diese Frage beantworten. Ich glaube nicht, daß diese Verwicklung sich anders lösen läßt als durch eine völlige Trennung von deinem Vater. Bringt er es fertig, dir bis zu

dem Zeitpunkt, an dem du die Herrin deines Vermögens wirst, sogar die dir rechtlich zustehenden Zinsen vorzuenthalten, so muß er das mit seinem Gewissen abmachen. Wenn der Zeitpunkt gekommen ist, deine Rechte zu verfechten, so werde ich handeln.“

„Soll das heißen, daß Sie auf die Herausgabe von Giselas Vermögen klagen wollen?“ fuhr Graf Waldstein dazwischen.

„Da sich diese Frage nicht gütlich zu erledigen scheint, wird zu meinem Bedauern wohl nur dieser Ausweg bleiben,“ entgegnete Königssee steif.

„Nein — nein, das will ich nicht!“ Gisela ließ die Hände vom Gesicht sinken. In ihrer Haltung lag etwas Müdes, als ob etwas in ihr in dieser Stunde gebrochen wäre.

„Bei uns pflegt der hohe Adel nicht wie die Bauern um Erbschaften zu prozessieren!“ rief Waldstein mit seinem hochmütigsten Gesicht.

„Und bei uns geht's bei hoch und niedrig nach Recht und Gesetz.“ Aber Königssee's Stirn lief eine helle Röte, als er sich wieder zu Gisela wendete. „Wählst du wieder deinen Vater, Gisela? Bekennst du dich zu seinen ungerechten Meinungen? In diesem Fall weiß ich auch keinen Ausweg mehr.“

Er machte eine Bewegung nach der Tür hin.

Aber Gisela hielt ihn fest. „Bleib — verlasse mich nicht! Geh nicht im Zorn von mir!“ flehte sie.

„Was nützt mein Bleiben noch?“

„Hierher zu mir, Gisela! Jetzt ist's genug — ich dünkte, der Herr zeigte dir wirklich recht deutlich, um was es sich bei ihm handelt und —“

Graf Waldstein konnte seinen Satz nicht zu Ende sprechen. Unten im Schloßhof wurde es laut. Der Hufschlag mehrerer Pferde dröhnte über das Pflaster,

Sachen, Hurrarufen tönte deutlich herauf. Der Graf riß den Vorhang vom Fenster zurück und stieß eine der in Blei gefaßten Scheiben auf.

Der Hof war durch brennende Pechfackeln, die nach alter Sitte bei einbrechender Dunkelheit auf den Steinpfeilern vor der historischen Halle brannten, hell erleuchtet. In diesem unruhig zuckenden Schein sah man mehrere Husarenoffiziere, mit denen Graf Alex heute gespeist hatte. Alle schienen in sehr angeregter, gehobener Stimmung zu sein. Einige waren bereits von ihren Pferden gesprungen und stürmten die breite Stein-
treppe zum Schloß hinauf. Sämtliche schrieten begeistert „Hurra!“ und wirbelten ihre Mützen in der Luft herum.

„Seid ihr denn alle verrückt?“ rief Waldstein laut lachend hinunter.

„A bißl schon, Vatter!“ schrie Alex. „Daß Sekt auffahren! Was wir im Kasino gehört hab’n, muß ordentlich begossen werden!“

„Geh rasch fort, Botho!“ flüsterte Gisela Königsseck zu. „Du könntest dich großen Unannehmlichkeiten aussetzen.“

Königsseck biß die Zähne aufeinander. Jedenfalls hatte man in Prag durch irgend eine Indiskretion es zu früh erfahren, daß der preussische Botschafter heute telegraphisch aus Wien abberufen worden war. In diesem kritischen Augenblick war es für ihn, den preussischen Offizier, sehr peinlich, im Palais Waldstein als solcher erkannt und behandelt zu werden. Eine Sekunde lang fuhr ihm ein schrecklicher Verdacht durch den Kopf. Sollte er absichtlich hergelockt worden sein?

Nein, im nächsten Moment schon verwarf er diese unsinnige Idee. Aber in eine sehr peinliche Lage konnte er immerhin diesen aufgeregten Herren gegenüber

geraten. Mit einigen raschen Schritten stand er bereits an der nach dem Korridor führenden Tür, als diese hastig aufgerissen wurde, Graf Alex in seiner leuchtendroten Leibwachuniform, umringt von seinen lachenden, lärmenden Kameraden, stand schon mitten im Zimmer.

Im ersten Augenblick bemerkten sie Königsed gar nicht in ihrer Erregung. Die Stimmen schwirrten laut durcheinander, so daß niemand genau hörte, wer eigentlich sprach.

Einige der Offiziere begrüßten Gisela, andere umringten den alten Grafen und überschrieten sich gegenseitig, um ihm die Botschaft zuzujubeln: „Es gibt Krieg, Herr Graf!“

„Papa, der Botschafter soll wirklich aus Wien abdampfen!“ Graf Lexis hübsches Gesicht glühte dunkelrot.

„Aber Lexerl, sei doch stad!“ begütigte einer der älteren Offiziere.

Königsed trat plötzlich aus dem dämmerigen Hintergrund des Zimmers in den hellen Lichtkreis des Kronleuchters. Seine schlanke, dunkle Gestalt warf einen scharfen Schatten auf die blaßgrün getönte Wand. Der Schein der flackernden Lichter fiel hell auf sein stolzes, blaßes Gesicht, in dem die dunklen Augen fest und drohend die Gesichter der ihn Umgebenden musterten. „Ich bitte, mich empfehlen zu dürfen, Herr Graf,“ wandte er sich kurz an den Hausherrn. „Meine Anwesenheit ist in dieser Stunde nur störend.“

„Wen haben wir denn da?“ Alex Waldstein starrte den bis jetzt unbemerkt gebliebenen Sprecher erstaunt an. „Königsed, Sie sind's?“

Eine tiefe Stille trat ein. Die Offiziere rüdten unwillkürlich enger zusammen.

In des alten Grafen Augen glomm ein seltsamer

Funke. Seine und Königseds Blicke kreuzten sich noch einmal, und einen so leidenschaftlichen Haß las der junge Offizier in den Augen des Grafen, daß er sich nicht gewundert haben würde, wenn ihn plötzlich dieser tätlich insultiert hätte.

Graf Alex trat dicht vor Königsed hin. „Was verschafft uns denn zu dieser späten Stunde die Auszeichnung Ihres Besuchs?“ fragte er spöttisch. Er musterte Königseds Kleidung. „Sie sind in Zivil?“

„Ich befinde mich auf der Reise. Mein Kommen hierher hatte einen rein persönlichen Zweck. Ihr Herr Vater weiß das ebensogut wie ich selbst,“ antwortete Königsed.

„Er soll machen, daß er heimkommt,“ sagte der alte Graf bissig, „sonst —“

Des jungen Grafen Hand fuhr schon an den Säbelgriff.

In demselben Moment fühlte er seinen Arm von zwei Mädchenhänden krampfhaft umklammert. „Gibst jetzt Ruh', Dazi!“ herrschte Gisela den Bruder heftig an. Ihre schwarzen Augen leuchteten. „Gleich läßt du Herrn v. Königsed unbehelligt gehn. Schämst dich nicht? Das wär' ein Heldensstück — so viele gegen einen!“

Alex ließ die Hand vom Säbelgriff gleiten. „War doch alles Spaß. Dem Herrn steht es selbstverständlich frei, zu gehen, wann er will.“

Gisela trat zu den österreichischen Offizieren. „Leben Sie wohl, Herr v. Königsed!“ sagte sie langsam.

Er warf einen langen, ernsten Blick auf sie — vielleicht den letzten in diesem Leben. Ein heißer Schmerz durchzuckte ihn. Zum ersten Male wurde ihm die tiefe Klust klar, die sich von heute an zwischen ihnen aufgetan hatte. Würde sich jemals eine Brücke über diesen Abgrund schlagen lassen?

Schweigend verbeugte er sich und ging hinaus.

Siebentes Kapitel.

„Majestät, Preußen läßt sich jetzt nicht länger hinhalten. Ein Entschluß muß sofort gefaßt werden!“

Herrn v. Medems Gesicht, sonst stets fast unbeweglich, zeigte Spuren lebhafter Erregung, als er diese Worte sprach.

Graf Hallermund zeigte allein eine heitere Miene, während die übrigen Teilnehmer des Ministerrats ein recht gezwungen ruhiges Aussehen zur Schau trugen. Nur der alte Oberstallmeister v. Heubner, der auch anwesend war, verriet seine Aufregung durch heftiges Räuspfern. An der Beratung durfte er nicht teilnehmen, aber doch als alter Freund des Königs in dieser ernstesten Stunde gegenwärtig sein.

Hin und her wurde beraten, wie man am besten aus der Klemme, in die das bisherige Zögern und Schwanken Hannover gebracht hatte, wieder herauskäme, allein es schien fast, als ob auch jetzt keine Entscheidung fallen würde.

Der König blieb in Gedanken versunken eine Zeitlang stumm. „Lesen Sie mir den wichtigsten Passus aus des Prinzen Hsenburgs Schreiben noch einmal vor,“ befahl er endlich.

Medem nahm das Schreiben des preussischen Bevollmächtigten wieder zur Hand. „Eure Majestät wissen, daß Osterreich verlangte, der Bund ebenso wie Osterreich selbst solle gegen Preußen mobil machen. Preußen ist daraufhin sofort aus dem Bund ausgetreten und verlangt nun von Hannover die Abrüstung der bereits vor einigen Wochen mobil gemachten Armee,“ erklärte er kurz, ehe er das Schreiben im Wortlaut vortrug.

„Unsere Armee wurde nicht geradezu mobil ge-

macht, nur das Regimentsexerzieren wurde früher angeordnet," schaltete Graf Hallermund ein.

„Preußen hat das als eine feindselige Handlung ausgelegt," antwortete Medem erregt. „Im übrigen fordert Preußen laut Prinz Osnburgs Schreiben folgendes: Die hannöverschen Truppen sind sofort auf den Friedensstand vom 1. März dieses Jahres zurückzuführen; Hannover stimmt ferner der Berufung des deutschen Parlaments zu und schreibt die Wahlen dazu aus, sobald es von Preußen geschieht. Dafür gewährleistet Preußen dem Königreich Hannover sein Gebiet und seine Souveränitätsrechte nach Maßgabe der Reformvorschläge.“

„Sehr gnädig!" warf Hallermund spöttisch ein.

„Sollte wider Erwarten eine ablehnende oder ausweichende Antwort erfolgen," fuhr Medem fort, „so würde Seine Majestät der König von Preußen sich zu seinem Bedauern in die Notwendigkeit versetzt finden, das Königreich Hannover als im Kriegszustand gegen Preußen befindlich zu betrachten und demgemäß zu behandeln.“

Medem legte das Schreiben des Prinzen auf den runden Tisch vor den König hin, der mit leicht zuckender Hand darüber hinfuhr.

Nach einem längeren Schweigen, das drückend und schicksalschwer von allen Anwesenden empfunden wurde, stand der König auf. Seine schlanke, fehnige Gestalt war noch straffer wie sonst aufgerichtet. „Ich sehe in diesem Verlangen," sagte er, „das unter Kriegsandrohung mich zu einem Bündnis zwingen will, eine Herausforderung, die ich für unvereinbar halte mit meiner Selbständigkeit. Was meinen Sie, meine Herren?"

„Wir schließen uns alle Euerer Majestät Worten an," erwiderte Graf Hallermund eifrig.

Die übrigen Minister, vor allem der Kriegsminister Brandis, stimmten laut bei. Nur der alte Heubner seufzte vernehmlich, und Medem warf Hallermund einen beschwörenden Blick zu.

„Es freut mich, daß Sie alle meiner Ansicht sind,“ fuhr der König freundlich fort. „Wenn ich auch allein als König die Verantwortung trage und keine Sekunde schwankte, daß dieser preußische Vorschlag gegen die verfassungsmäßige Selbständigkeit meines Königreichs verstößt, so ist mir Ihr treuer Rat doch stets wertvoll und Ihre Zustimmung eine Beruhigung.“

„Bedenken Majestät auch, daß Hannover in unabsehbare Händel verwickelt werden und Euer Majestät sogar die Krone verlieren kann?“ wagte Heubner einzuwenden.

„Meine Krone hat Gott mir verliehen — er wird sie schützen!“ König Georgs V. Gesicht glänzte in Zuversicht. Der Glaube an seine angestammte Königswürde war ihm heilig — nichts konnte ihn darin erschüttern.

„Was befehlen Euer Majestät also dem Prinzen Osnenburg zu antworten?“ fragte Medem tonlos.

„Wir lehnen die Bedingung ab,“ erklärte der König fest. „Was weiter geschieht, steht in Gottes Hand. — Sieber Brandis, an alle Truppenteile ist Befehl zu senden, auf der Stelle nach Göttingen aufzubrechen und sich zum Weitermarsche zu vereinigen. Die Würfel sind gefallen.“

„Sawohl, die sind gefallen!“ murmelte Heubner leise und wischte sich eine Träne aus den Augen.

„Vorbereitungen für meine eigene Abreise sollen gleichfalls unverzüglich in Angriff genommen werden,“ fuhr der König fort. „Bei der ersten Nachricht von einem Vordringen der Preußen über die hannö-

versche Grenze will ich mich auch nach Göttingen begeben.“

Als der König, leicht auf den Arm seines Flügeladjutanten Kohlrusch gestützt, das Zimmer verlassen wollte, kam er dicht an Heubner vorbei, der einen seiner tiefen Seufzer nicht unterdrücken konnte. Trotz seiner Blindheit erriet Georg V. fast stets, wer vor ihm stand. Er legte seine Hand auf Heubners Schulter. „Alter guter Heubner!“ sagte er in seiner herzlichen Weise. „Wenn wir auch verschiedener Ansicht sind, ich weiß doch, wie gut Sie's meinen! — Aber Sie irren, Heubner.“

„Wollte Gott, dem wäre so, Majestät! Freudiger würde sich kein Mensch zum Irrtum bekennen wie ich!“ stammelte Heubner mit mühsam errungener Fassung.

„Wir wissen genau, wie zerrüttet es im Inneren Preußens aussieht — nicht wahr, Graf Hallermund?“ fuhr der König lebhaft fort. „Die liberalen Parteien sind tief erbittert gegen die preußische Regierung, besonders gegen Bismarck. Sie verurteilen den Krieg und den Austritt Preußens aus dem Bunde in der schärfsten Weise.“

„Zawohl, wir sind genau orientiert durch die Mitteilungen der Magdeburgischen Zeitung,“ stimmte Graf Hallermund bei. „Der Korrespondent derselben ist eng verbunden mit der Leitung unseres Nationalvereins. Eine kleine Partei in Preußen ausgenommen, ist der Krieg sehr unpopulär und konnte überhaupt nur durch einen Bruch mit dem Parlament zu stande kommen.“

„Der Erfolg entscheidet immer!“ bemerkte Medem. „Und wenn Preußen siegt, werden sich auch die Gegner des Krieges schnell beruhigen und die Notwendigkeit hinterher einsehen.“

„Setzen Sie also meine Antwort auf, lieber Medem,“

befahl der König gelassen. „Sie kennen meine Meinung. Bringen Sie mir das Schreiben nachher zur Unterschrift.“

Während verbeugte sich tief. Er und Graf Hallermund blieben in Herrenhausen, die anderen Minister kehrten nach Hannover zurück.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dort die Nachricht von der telegraphischen Order, daß die Armee sofort nach Göttingen ausrücken solle. In den Nachmittagsstunden wogten erregte Volksmassen auf den Hauptstraßen. Eine unruhige, angstvolle Bewegung machte sich überall bemerklich.

Die Truppen aus der Hauptstadt selbst marschierten bereits in geschlossenen Gliedern zum Bahnhof. Der Pöbel lief hurrarufend nebenher, während die älteren, ruhigeren Bürger mit besorgten Blicken den Soldaten nachsahen, die Frauen weinend mit Tüchern und Schirmen Lebewohl winkten.

Jedenfalls überwog eine ernste, gedrückte Stimmung, die schon in den nächsten Tagen in heftige Wut gegen die Preußen umzuschlagen drohte, als die Schreckensnachricht einlief, daß die preußischen Truppen unter General v. Manteuffel vor Harburg angelangt seien.

Die Antwort auf diesen Vormarsch war, daß von Hannover aus sofort die Eisenbahnverwaltung sämtliche Wagen nach Hannover sandte, um sie der Benutzung durch die Preußen zu entziehen und den Vormarsch des Manteuffelschen Korps zu verhindern. Die Feindseligkeiten begannen also bereits vor der offiziellen Kriegserklärung.

Während überreichte seine in eine möglichst milde Form gebrachte Ablehnung der preußischen Bedingungen dem König, der an dem runden Teetisch

in dem behaglichen, schönen Salon seiner Gemahlin saß. Die Flügeltüren zum Park standen weit auf. Milde Luft, träumende Vogelstimmen, der Duft der in vollster Blüte stehenden Lindenallee drang balsamisch herein. Die große Fontäne plätscherte eintönig.

Die Königin und die Prinzessinnen waren mit einer Handarbeit beschäftigt. Der Kronprinz spielte mit Kammern an einem kleinen Seitentische Schach. Der König ließ sich die einzelnen Züge von seinem Flügeladjutanten Kohlrausch erklären, hörte aber nur zerstreut zu.

„Nun, lieber Medem, lesen Sie vor!“ sagte er, als der Sekretär eintrat. „Sie haben mit Graf Hallermund die Antwort in meinem Sinne abgefaßt?“

„Zu Befehl, Majestät. Graf Hallermund wünschte den Ton etwas schärfer, aber ich denke, Majestät würden mit dem verständlich gehaltenen Schreiben zufriedener sein.“

Der König neigte bejahend den Kopf; auch die Königin nickte lebhaft.

Medem las nun in dem kleinen Kreise das bedeutungsvolle Schriftstück vor. Trotz der milden Form waren Preußens Bedingungen darin durchweg direkt ablehnend beantwortet worden.

„Ich bin einverstanden,“ erklärte der König ruhig. „Geben Sie mir die Feder, Kohlrausch.“

Der Adjutant sprang auf, um das Verlangte von dem Nebentisch herbeizubringen.

Einen Herzschlag lang blieb alles totenstill. Nur aus den Rosenbüschen des Parks erklang der wehmütig süße Lockton einer Nachtigall. Kronprinz Ernst hielt die Figur des kleinen Elfenbeinkönigs in der Hand und schob sie dann unschlüssig auf dem Brett hin und her.

Die Feder in des Königs Hand zitterte leicht.

„Majestät,“ wagte Medem zu bitten, „noch ist es Zeit. Preußen ist bereit, mit Hannover Schulter an Schulter zu kämpfen, wenn dieses zu ihm stehen will.“

Aber des Königs Gesicht lief eine helle Röte. Der Ausdruck seiner liebenswürdigen Züge wurde hart. „Ich kann als Monarch, als Christ und als Welfe solche Bedingungen nicht annehmen!“ fuhr er auf. „Ich kann und werde niemals meiner Königswürde etwas vergeben um politischer Vorteile willen.“

Medem verbeugte sich schweigend.

Georg V. setzte mit festen Zügen seinen Namen unter das bedeutungsvolle Schriftstück. Er schrieb dem Königreich Hannover damit das Todesurteil!

„Für gewöhnlich spreche ich im Familienkreise nicht von Geschäften,“ unterbrach der König endlich das tiefe Schweigen, das nach seiner folgenschweren Handlung wie etwas greifbar Drückendes über allen lag. „Dieses Aktenstück ließ ich aber hier vorlesen, da es nicht nur für mein Land, sondern auch für mein ganzes Haus von großer Bedeutung ist. Ich wollte deshalb, daß ihr alle davon Kenntnis hättet.“

„Und wirst du wirklich heute schon abreisen, Georg?“ fragte die Königin bewegt. „Was wird mit uns geschehen?“

„Ich lasse das Liebste, was ich besitze — meine Frau und meine Töchter — in meiner treuen Stadt Hannover zurück,“ antwortete der König weich. „Ein größeres Zeichen von Vertrauen kann ich ihr nicht geben. Marie, du wirst das Schicksal unserer guten Bevölkerung teilen!“

„Das will ich!“ versprach die Königin fest.

„Mein Sohn soll mich begleiten,“ fuhr der König fort. „Um vier Uhr früh geht unser Zug nach Göttingen. — Marie, durch deine Gegenwart wirst du den

Bürgern von Hannover Mut und Vertrauen erhalten.“

Die Königin drückte ihrem Gemahl bewegt die Hand.

„Herr v. Medem,“ fuhr der König fort, „ich bitte Sie, unverzüglich nach Hannover zu fahren und dem Kriegsminister und dem General v. Tschirnik mitzutheilen, daß meine Abreise nach Göttingen auf morgen früh vier Uhr festgesetzt ist. — Herr v. Rammingen!“

Der junge Offizier, dessen Schachspiel mit dem Kronprinzen längst unterbrochen war, sprang auf und trat vor den König hin.

„Auch Sie werden mich begleiten. Ich bin beim Reiten an Sie gewöhnt, und wir werden viel im Sattel sein müssen.“

Das Gesicht des jungen Offiziers glänzte.

„Setze dich wenigstens noch ein paar Stunden hin,“ bat die Königin ihren Gatten. „Auch Ernst muß noch schlafen.“

„Wir wollen es immerhin versuchen,“ stimmte der König bei.

Er legte den Arm um die Schultern des Kronprinzen, seine andere Hand in den Arm der Königin. Prinzess Marj, die ihre Tränen nicht mehr zurückhalten konnte, folgte schnell. Nur Prinzess Fredrike war zögernd, ungeschlüssig stehen geblieben. Sie befand sich daher auf einmal allein mit Rammingen in dem nur matt erhellten Zimmer. Sie stand vor ihm in ihrem leichten rosa Kleid, das sich wie eine Wolke um die schlanke Gestalt haufchte. Ein voller Kranz gelber Lindenblüten lag in ihrem braunen Haar, über der weißen Stirn. Sie lehnte mit dem Rücken gegen den weit zurückgeschlagenen Fensterflügel. Die grünen Hecken und Sträucher des Parks bildeten einen malerischen Hintergrund, während alle anderen Gegenstände im

Zimmer, von den Abendsschatten eingehüllt, unsicher verschwammen.

Der Duft der Lindenblüten von draußen und aus dem Kranz ihres Haares wehte immer süßer, betäubender zu Kammingen hin. Wie starker Wein stieg er ihm zu Kopf. Er sank vor ihr aufs Knie wie ein Page vor seiner Königin und zog den Saum ihres Seidenkleides an seine heißen Lippen.

„Ich weiß, daß alles uns trennt, daß es Wahnsinn, fast Verrat ist, so zu sprechen,“ flüsterte er halb sinnlos vor Erregung, „aber ich kann nicht anders. — Fredrike! Diese eine einzige Stunde ist mein, um zu sagen, wie grenzenlos meine Liebe —“

Hatte er das wirklich zu ihr gesagt oder nur gedacht? Er wußte das später nie. Er merkte nur, daß eine zarte, kühle Hand eine Sekunde in der seinen suchte. „Leb wohl!“

Und dann stand er allein mit hämmerndem Herzen und fiebernden Pulsen an dem weit offenen Fenster und hörte wie im Traum, daß die große Fontäne immer noch rauschte und plätscherte, als ob sie eine endlos lange traurige Geschichte zu erzählen habe.

Als er dann, sich gewaltsam aufraffend, in halber Betäubung durch die wohlbekanntnen Gänge des Schlosses seinen Räumen zuschritt, sah er, wie eine lange Wagenreihe durch die dunklen Schatten der uralten Lindenallee, welche von Hannover nach Herrenhausen führt, in den Schloßhof einbog. In dem unsicheren Licht der Laternen glich diese Wagenreihe einem gespenstischen Leichenzug.

Es war eine Deputation der Bürger Hannovers, welche nach Herrenhausen kam, um den König dringend zu bitten, eine Verständigung mit Preußen zur Erhaltung des Friedens doch noch herbeizuführen.

Zu spät! In derselben Stunde bereits war Prinz Osenburg bei Graf Hallermund eingetreten, um die Antwort des Königs Georg entgegenzunehmen.

Die etwas gewundene Erklärung des Grafen Hallermund, daß das Schreiben dem König Georg zur Unterschrift vorläge, beantwortete Prinz Osenburg mit der scharfen Gegenfrage: „Sind die preussischen Vorschläge angenommen — oder nicht?“

Graf Hallermund sagte, eine augenblickliche Annahme habe zwar nicht erfolgen können, vielleicht ließen sich aber die preussischen Forderungen noch etwas modifizieren.

„Nein!“ entgegnete Prinz Osenburg. „Ich bedaure, eine ausweichende Antwort nicht mehr annehmen zu können, und erkläre auf Befehl meines königlichen Herrn hiermit den Krieg.“

Graf Hallermund sah dem Hinausgehenden verblüfft nach. An ein so energisches Auftreten hatte er nicht gedacht. Obgleich er stets, auch noch in der letzten Minute, dem König Georg von einem Bündnis mit Preußen abriet, fiel ihm in dieser Stunde die Verantwortung doch schwer auf die Seele, in deren Hintergrund sich ihm selbst unbewußt immer noch die Hoffnung auf ein Nachgeben von Preußen versteckt haben mochte.

Nun raffte er seine ganze Tatkraft zusammen, um den König und die hannöversche Armee möglichst schnell in Sicherheit zu bringen, damit letztere unverzüglich den Anschluß an die süddeutschen Truppen gewänne. In äußerster Hast wurden die nötigsten Reisevorbereitungen getroffen.

Die Ereignisse dieser verhängnisvollen Nacht drängten sich wie ein kurzer, schwerer Traum zusammen. Niemand kam zur klaren Besinnung. Alles ging in Hast und Überstürzung vor sich.

Im Schloß von Herrenhausen blieb natürlich alles wach. Kammerherren und Lakaien liefen hin und her.

Der König war ruhig und gefaßt. Die Königin und die Prinzessinnen nahmen sich in bewunderungswürdiger Weise zusammen. Der letzte Abschied bestand nur in einer langen, innigen, wortlosen Umarmung.

Auf dem Bahnhof ging es lebhaft zu. Fuhrwerke mit Kriegsbedürfnissen standen in langen Reihen, Büge wurden rangiert, viele Bürger halfen freiwillig bei der kaum zu bewältigenden Arbeit.

Als der Wagen des Königs mit den wohlbekanntesten grauen Pferden heranzug, entblößten alle Umstehenden die Häupter. Am Arm des Kronprinzen betrat der König den Bahnsteig. Eine lautlose Stille herrschte.

„Sind viele Menschen versammelt?“ fragte der König die Herren seiner Begleitung.

„Majestät, halb Hannover ist auf den Beinen, um seinen König noch einmal zu sehen.“

Der Kriegsminister v. Brandis, der diese Antwort gab, ahnte nicht die furchtbare Wahrheit seiner Worte.

Georg V. trat sofort, nachdem er eingestiegen war, an das offene Fenster des Eisenbahnwagens. „Ich gehe mit dem Kronprinzen zur Armee,“ sagte er mit lauter, fester Stimme, „und vertraue die Königin und die Prinzessinnen der Liebe der Hannoveraner an.“

Ein donnerndes „Hoch!“ war die Antwort. Schluchzende Stimmen, die ein „Auf Wiedersehen!“ riefen, mischten sich hinein.

Graf Hallermund und Medem standen mit ernsten Gesichtern hinter dem König. Der alte Kriegsminister sah wachsgelb und krank infolge der durchwachten Nacht aus, noch invalider erschien der General v. Tschirschnitz. Diese beiden Stützen des Königs genossen weder das Vertrauen des Volkes noch der Armee. Dagegen brachen

alle unwillkürlich beim Anblick des alten Oberstallmeisters v. Heubner, dessen rotes Vollmondgesicht unter dem borstigen weißen Haar jedermann lieb und vertraut war, und beim Erscheinen von Rammingens schneidiger Reitergestalt noch einmal in ein donnerndes „Hoch!“ aus.

„Auf Wiedersehen — auf Wiedersehen!“

Lücher und Hüte wirbelten in der Luft, als der Zug langsam aus der Bahnhofshalle hinausglitt.

Der König winkte grüßend mit der Hand. Sein vornehmes, bleiches Gesicht mit den toten Augen war das letzte, was die getreuen Hannoveraner erkennen konnten. Wie eine Vision erschien es ihnen und stimmte sie schwermütig, obwohl keiner ahnte, daß sie ihren geliebten Herrscher an diesem rosig anbrechenden Junimorgen wirklich zum letzten Male in seiner Hauptstadt als König gesehen hatten.

Achttes Kapitel.

„So — gerade so, kreuz und quer sind wir marschirt!“

Der magere, gelbliche Zeigefinger des Kriegsministers Brandis fuhr in unruhigen Wellenlinien über die Tischplatte.

Der Generalstabschef Cordemann, der neben ihm stand, zuckte die Schultern. „Erzellenz, es ging nicht anders!“

„Ach was — ging nicht anders!“ Der Kriegsminister stieß seinen Stuhl zurück. „Ich will Ihnen etwas sagen, mein lieber Cordemann, ich bin ein alter Praktikus, und ihr Herren vom Generalstab habt in Hannover immer nur auf dem Manöverfelde operiert. Im Kriege heißt's aber stramm vorwärts, nicht einen Tag rückwärts, einen

vorwärts — einmal rechts, einmal links — jetzt hüh, morgen hott!“

„Sehr richtig. Aber wir sollten doch jeden Zusammenstoß mit den preußischen Truppen vermeiden! Einen Schlachtplan gab es darum ebensowenig wie eine bestimmte Marschordnung. Wir waren ja stets wie an ein Leitseil gebunden, da wir unsere Bewegungen nach denen des Feindes richten mußten, um — auszuweichen!“

„Gott sei's geklagt — das ist wahr!“ stimmte Graf Hallermund bei, der bisher still am Fenster gesessen hatte und in den leise rieselnden Regen hineinsah. Jetzt wandte er sein Gesicht dem Sprecher zu. Merkwürdig alt und zusammengefallen sah er aus. Über seinem noch bis vor kurzem glänzend schwarzen Haar lag ein grauer Schimmer. Der elegante, eitle Weltmann war in dieser kurzen Zeit, seit der Abreise von Hannover, ein alter Mann geworden. „Warum verträdelte man die Zeit in Göttingen?“ fuhr er erregt fort. „Was habe ich gebeten, gedrängt, damit Seine Majestät und die Armee in Sicherheit gebracht und mit den süddeutschen Bundestruppen vereinigt werde! Umsonst! Der Zeitverlust ist jetzt nicht mehr zu ersehen. Wir könnten längst die Bayern erreicht und damit gewonnenes Spiel haben, aber so —“

Er ließ mutlos den Kopf sinken.

„Mein bester Graf,“ die Stimme des Generalstabschefs klang gereizt, „Ihren politischen Scharfblick in Ehren — ich weiß, daß Seine Majestät dem blind vertraut —“

Er brach ab und errötete vor Verlegenheit. Alle Anwesenden empfanden die peinliche Wirkung des in diesem Falle so doppelsinnigen Wortes „blind“ ebenso unangenehm wie der Sprecher selber.

Nach sekundenlanger Pause fuhr er jetzt schnell, über seine eigene ungeschickte Redewendung erbittert, fort: „Aber in militärischen Fragen muß Seine Majestät sich auf das Urtheil seines Generalstabs, seiner höheren Truppenführer verlassen. Als unsere Armee in voller Überstürzung aus ihren Standquartieren aufbrechen mußte, war sie nur in ungenügender Weise ausgerüstet. Dieser Umstand machte den Zeitverlust in Göttingen, den Sie so stark verurtheilen, Herr Graf, unbedingt notwendig.“

„Meinethalben!“ brummte der Kriegsminister. „Aber an meinen zehn Fingern will ich Ihnen sonst alle Fehler herzählen, die gemacht worden sind. Nummer eins: im letzten Moment vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten die Stelle des Höchstkommandierenden der Armee anders zu besetzen, war ein schlimmer Mißgriff. Mag Eschirschnik zu alt gewesen sein — schön, aber seinen Kram verstand er trotzdem ganz gut und war eingearbeitet. Solch eine einschneidende Änderung im Kriege selber — denn den haben wir nun doch; da hilft keine Vogel Strauß-Politik mehr — vorzunehmen, das muß Verwirrung geben, auch wenn der Generalstabschef ein noch so vorzüglicher ist —“

Er verbeugte sich mit der ihm eigenen lebenswürdigen Artigkeit.

Cordemann nahm seine Karten, die auf dem Tisch verstreut lagen, zusammen. „Erzellenz, wir haben das Mögliche versucht,“ sagte er leise, „aber ein wahres Verhängnis liegt über allen unseren Maßnahmen. Wir haben kürzlich wieder zwei Offiziere ausgesandt, um über die Stellung des hessischen und bayerischen Korps genaue Kenntniss zu erhalten, beide sind noch nicht zurückgekehrt. Vielleicht sind sie von den Preußen abgefangen worden. Von dem Sekretär Dube, den

Graf Ingelheim, unser österreichischer Botschafter, von unserem Hauptquartier aus nach Wien sandte, lief die Depesche ein, Kaiser Franz Joseph beklage unsere Lage sehr und bewundere König Georgs Haltung, er wolle alles tun, um ein Vordringen des bairischen Korps zu unserer Hilfe zu bewirken — das ist aber auch alles. Tröstende Worte, Anerkennung, Mitleid helfen uns jetzt nichts. Nur Taten können helfen!“

„Sehr richtig!“ stimmte der Kriegsminister bei. „Mit neunzehntausend Mann muß man sich aber auch allein durchschlagen können, lieber Cordemann! — Kommen Sie, wir wollen noch einmal zum König gehen.“

Graf Hallermund hob abwehrend die Hand. „Jetzt dürfen keine feindseligen Ausfälle mehr unternommen werden,“ widersprach er erregt. „Sie wissen doch, daß der Herzog von Koburg beim König von Preußen eine Vermittlerrolle übernommen hat. Vielleicht geht noch alles gut und ohne Blutvergießen ab.“

„Die Bedingung, welche Preußen stellt, daß wir uns ein Jahr lang der Feindseligkeiten enthalten sollen, wenn wir den freien Durchmarsch durch die süddeutschen Staaten verlangen, ist aber unannehmbar,“ meinte Erzellenz Brandis. „Das habe ich dem König sofort gesagt. Wer soll die Lasten tragen, die Armee unterhalten, wenn der Krieg sich in die Länge zieht? Bayern wird unsere Truppen kaum auf seinem Gebiet dulden und ernähren können.“

„Seine Majestät hat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit erbeten und mit dem preußischen General Alvensleben so lange einen Waffenstillstand bis auf weiteres geschlossen — nicht wahr?“ fragte Graf Hallermund.

„Zawohl, Herr Graf. Unsere Truppen haben daraufhin Kantonnements bezogen, und Oberstleutnant

Rudorff vom Generalstab ist in das Hauptquartier des preußischen Generals Vogel v. Falkenstein geritten, um mit ihm eine Vereinbarung, die Quartiere der preußischen Truppen betreffend, herzustellen. Ich erwarte Rudorff jede Stunde zurück.“

„Hoffentlich kommt er bald! Dann könnten wir aus diesem gottvergessenen Nest weg. Nicht mal einen anständigen Schluck Wein gib't's im Schloß Groß-Behringen!“ brummte der Kriegsminister.

„Die Herrschaft ist jedenfalls schon seit längerer Zeit abwesend,“ meinte Graf Hallermund. „Mit den Vorräten sieht's freilich trostlos aus. Auch heute zur Tafel konnte niemand etwas anderes aufreiben als kaltes Rindfleisch und Salzkartoffeln. Rammingen und Medem laufen im ganzen Ort herum, um eine Flasche Wein für den König herbeizuschaffen.“

„Möchten sie mit ihren Küchenmaßnahmen mehr Glück haben wie wir mit unseren Kriegsmaßnahmen!“ bemerkte Brandis nicht ohne Humor. — „Da, wahrhaftig, wenn man von der Sonne spricht, sendet sie einen Strahl — Medem und Rammingen biegen eben in den Hof ein. Medem trägt ein Paket — hoffentlich die gesuchte Flasche!“

Die beiden Herren traten ein.

„Wo ist Ihre Beute?“ rief Brandis ihnen lebhaft zu. „Wo trieben Sie das kostbare Raß auf, Rammingen?“

„In der Apotheke, Exzellenz. Groß-Behringen scheint sonst nur Brunnenwasser zu trinken,“ antwortete Rammingen lächelnd, nahm das Papier von der Flasche und hielt sie prüfend gegen das Licht.

Medem zog einen Pfropfenzieher heraus und entorkte die Flasche. „Wer von den Anwesenden hat die feinste Zunge?“ fragte er.

„Brandis!“ hieß es einstimmig.

„Na, also her damit! Ich schmede Ihnen den Jahrgang heraus!“ prahlte der Kriegsminister.

Er goß ein Glas halbvoll, trank, schnitt ein entsetztes Gesicht, hustete und spuckte in sein Taschentuch.

Trotz der ernstesten Situation konnten die Umstehenden das Lachen nicht verbeißen.

„Die chemische Substanz dieses Gebräus zu ergründen, wird stets ein düsteres Geheimnis bleiben,“ meinte Brandis und schüttelte sich. „Rammingen, wenn Seine Majestät sich schwach fühlt, geben Sie ihm immerhin einen Schluck davon. Dieser Rachenkraker kann Tote erwecken!“

Man scherzte noch darüber, als plötzlich die Tür heftig aufgerissen wurde und der Oberstleutnant Rudorff mit allen Zeichen der Aufregung ins Zimmer trat. Seine Stiefel waren mit Schmutz bespritzt, sein Gesicht, trotz des kühlenden Regens, dunkelrot vor Anstrengung.

„Was gibt's, Rudorff?“ fragte der Generalstabschef hastig.

„General Vogel v. Falkenstein erkennt den Waffenstillstand nicht an und bereitet den Angriff vor!“ stieß Rudorff heraus.

„Gott sei Dank! Endlich geht's also los!“ rief Rammingen.

Jedem warf ihm einen verweisenden Blick zu. „Sie wissen nicht, worüber Sie sich freuen!“ sagte er mit tiefem Ernst. „Der König muß das sogleich erfahren.“

Brandis und die übrigen Herren erhoben sich und gingen in das Arbeitszimmer des Königs hinüber. Der Lakai ließ die Herren auf Befehl des Königs sogleich und ohne Anmeldung ein.

Graf Hallermund nannte dem König die Namen

der Hereintretenden, und Oberstleutnant Rudorff erstattete seinen Bericht.

„Das ist ja wider alles Völkerrecht,“ rief Georg V. heftig, „wenn nicht ein Mißverständniß durch mangelnde Benachrichtigung des Generals Falkenstein vorliegt! Ich protestiere aber im Namen aller Souveräne Europas gegen diesen preußischen Angriff! — Oberstleutnant Rudorff, Sie müssen sofort nach Berlin abreisen, um das vorliegende Mißverständniß aufzuklären und die Antwort des Königs von Preußen einzuholen.“

„Zu Befehl, Majestät!“ Rudorff machte kurz kehrt und verließ sofort das Schloß. Gleich darauf hörten die Zurückbleibenden den scharf klappernden Hufschlag zweier Pferde auf der Straße, die zum Bahnhof führte.

„Ich befürchte, daß die preußischen Vorposten ihn gar nicht mehr durchlassen werden,“ sagte der Generalstabchef. „Jedenfalls müssen unsere Truppen sofort wieder ausrücken, damit sie die Stellungen um Langensalza herum einnehmen, die für eine Schlacht günstig sind.“

Der König neigte zustimmend den Kopf.

Eine wunderfame Sommernacht mit lose verstreuten, rasch segelnden Wolken und wenigen, übergroß leuchtenden Sternen am Himmel zog herauf. Balsamische Blütendüfte entließen der durch reichlichen Regen getränkten taufeuchten Erde. Jeder Windhauch trug den starken, schweren Geruch der reisenden Kornfelder mit sich. Leuchtläfer durchglühten die Juninacht mit ihrer Hochzeitsfackel, während von allen Seiten Wachtfeuer ihr scharfes Licht aussprühen ließen. Dazwischen schrillten die Pfeife der beständig in nächster Umgebung herantrollenden Eisenbahnzüge, rasselten schwere Munitionswagen, dröhnte der Hufschlag vieler Pferde, tön-

laute Kommandorufe. Die Welt starrte in Waffen und klirrte in Kriegesrüstung in dieser blütenduftigen, wolkenverhangenen Sommernacht.

Der König blieb die ganze Nacht auf. In seinen Mantel gewickelt, den Kopf auf die zur Faust geballte Hand gestützt, saß er regungslos da.

Der erwartete Angriff der Preußen blieb aus. Statt dessen erschien früh um fünf Uhr ein Parlamentär, der erklärte, General Vogel v. Falckenstein habe jetzt von dem Waffenstillstand Kenntnis bekommen und werde ihn respektieren.

Rammungen stampfte leicht mit dem Fuß auf bei der unwillkommenen Nachricht. Dieses ewige Hinausschieben der Entscheidung folterte ihn.

Auch bei den Truppen machte sich eine gewisse Mißstimmung bemerklich. Das tatenlose Warten wirkte lähmend. In dieser gewitterschwülen, elektrisch überladenen Luft wäre ein aufklärender Blitz Erlösung gewesen.

Neue Befehle wurden ausgegeben. Es hielt schwer, ruhige Besinnung zu behalten bei diesen stets widersprechenden Maßnahmen. An Frieden glaubte doch niemand mehr. Daß es ohne Kampf nicht enden könne, leuchtete jedem ein. Aber die Rollen waren vertauscht, die Stellungen verschoben.

Die hannöverschen Truppen blieben am nächsten Tage nicht mehr in der Lage, angreifend vorzugehen, sondern der Feind bereitete sichtlich seinen Angriff vor. Bis die Zeit dazu gekommen war, ermüdete er den Gegner.

Der 26. Juni war ein schwüler, drückendheißer Tag. Die hannöversche Armee war ruhelos der Hitze, dem Hunger ausgesetzt. An Lebensmitteln gab es nur wenig, und auch das konnte nicht ausgenützt werden, weil

die meisten Truppenteile keine Zeit zum Abkochen fanden.

Der König hatte mit seinem Gefolge wieder sein Quartier in Langensalza bezogen. Fast den ganzen Tag ging er ruhelos im Zimmer auf und ab. Ungeduldig erwartete er die Antwort aus Berlin, die Rückkehr der ausgesandten Boten, die aber, wie sich später herausstellte, von den Preußen nicht durchgelassen worden waren und unverrichteter Sache umwenden mußten, ohne Zweck und Ziel ihrer Reise erreicht zu haben.

Diese erwartungsvolle Spannung im Hauptquartier des Königs verschärfte sich stündlich, so daß alle wie befreit aufatmeten, als am Spätnachmittage noch einmal ein preußischer Parlamentär, Oberst v. Döring, dem König gemeldet wurde.

Georg V. empfing den Offizier stehend. Die Hand leicht auf den Griff seines Säbels gestützt, stand er mitten im Zimmer, durch dessen kleine, in Blei gefaßte Fensterscheiben die Strahlen der rötlich erglühenden Abendsonne fielen.

Neben dem König stand der Kronprinz in seiner reichverschmückten Husarenuniform. In seinen jugendlichen Zügen lag erwartungsvolles, fast neugieriges Staunen. Rings um den König grupperten sich die Herren seiner Umgebung.

Döring, ein hochgewachsener Mann mit ernstem, entschlossenem Gesicht und tiefliegenden grauen Augen unter einer überhängenden Stirn, trat dicht vor den König hin und überreichte ihm ein Schreiben. „Es ist dies die Sommatation vom 15. Juni,“ sagte er kurz und klar, „die Seine Majestät der König von Preußen Eurer Majestät noch einmal zustellen läßt zur letzten endgültigen Entscheidung. Nehmen Eure Majestät die damals gestellten Bedingungen jetzt an?“

„Nein!“

Laut und hart fiel im selben Moment wie die Frage, ohne eine Sekunde des Zauderns, die Antwort von des Königs Lippen.

Ein schwüles Schweigen folgte.

„So habe ich nur noch hinzuzufügen, daß der Waffenstillstand hiermit aufgehoben ist und die Feindseligkeiten beginnen werden,“ antwortete Oberst v. Döring ernst.

„Die Souveränität meiner Krone muß ich für mein Haus unangetastet erhalten. Abzwingen lasse ich mir nichts.“

Der König wandte sich mit diesen Worten ab. Seine zuckenden Finger tasteten nach der Hand des Sohnes.

Oberst v. Döring verbeugte sich und wendete sich zum Gehen.

Graf Hallermund ging ihm rasch nach. „Würde eine Annahme der Bedingungen wirklich noch etwas geändert haben?“ fragte er leise.

Oberst v. Döring setzte seinen Helm auf. „Die Lage würde sich voraussichtlich zu Gunsten Hannovers geändert haben,“ erklärte er gelassen, „obgleich General Bogel v. Falkenstein seine Avantgarde zum Angriff bereit hält.“

Er grüßte stumm und ging den Flur hinunter. Laut klrirten seine Sporen, der Säbel stieß rasselnd auf.

Unten auf dem Hof salutierte der Posten.

Graf Hallermund sah dem Fortreitenden eine Zeitlang nach. Sein Mund zuckte, auf seiner Stirn stand kalter Schweiß, als er in das Zimmer des Königs zurückging.

Diesen fand er dagegen völlig gelassen, von unerhöhter Zuberficht, auch mit diesem letzten „Nein“ das einzig Richtige geantwortet zu haben. Der König

blieb auch trotz Hallermunds Zureden hartnäckig dabei, es sei seine heilige Pflicht, an seinen Souveränitätsrechten unerschütterlich festzuhalten; um den Preis einer Schmälerung derselben dürfe er keiner Gefahr ausweichen. Graf Hallermund konnte in diesen Worten nur eine Beistimmung zu seinen früher so oft selbstgefällig vorgetragenen eigenen Behauptungen finden, aber heute in der anderen Beleuchtung, die über allen Vorgängen durch Preußens zielbewußtes, entschlossenes Vorgehen lag, kamen ihm doch Zweifel an der Wichtigkeit dieser Ansichten. Imponierte ihm des Gegners ruhige Sicherheit, oder wurde er nervös gemacht durch das zaudernde Hin- und Herschieben der hannöverschen Armee, wurde er mißtrauisch gegen deren Führer? Ihm war, als ob der Boden langsam unter seinen Füßen fortglitte und er ins Leere, Ungewisse hineinsänke.

Nur noch wie im Traum hörte er die laut durcheinandergehenden Stimmen um sich herum. Die Nacht verging ihm und wohl auch allen anderen Bewohnern des Schlosses schlaflos. Die fortwährend kommenden und gehenden Ordonnanzen genügten mit ihren schweren Tritten, unter denen die wackeligen Treppen zitterten, um jeden Schlaf zu verschrecken, selbst wenn die marternden Gedanken den Minister nicht wach gehalten hätten.

Bei Tagesanbruch wurde von den Vorposten eine stärkere Bewegung der preußischen Armee gemeldet, die auf einen beabsichtigten Angriff schließen ließ. Der König befahl sofort den Aufbruch.

Das auf einer sanft ansteigenden Höhe gelegene Dorf Thamsbrück war schnell erreicht. Im Pfarrhause wurde Quartier genommen. Auf dem Hof rauschte eine breitästige Linde. Die einfache Holzbank darunter stand im kühlen Schatten.

Der König ließ sich dort nieder. Der Kronprinz nahm neben ihm Platz. Für die übrigen Herren wurden schnell Stühle und Schemel von der Magd herbeigetragen. Die kleine freundliche Pfarrersfrau wußte nicht aus noch ein vor Verlegenheit, zu so früher Stunde solche hohen Gäste bewirten zu sollen. Aber endlich stand denn doch ein ländliches Frühstück auf dem sauber geschuerten Tisch, Milch, Brot, Schinken und Eier. Die Herren langten ordentlich zu. Der Ritt in der Morgenkühle, die schlaflose Nacht hatten Hunger gemacht, und man konnte nicht wissen, ob es heute noch etwas zu essen gab. Vorsorglich schob der Oberstallmeister v. Heubner einen Vorrat hartgekochter Eier für den König und den Kronprinzen in seine dadurch weit abstehenden Rocktaschen.

Rammingen brachte kaum einige Bissen herunter. Er saß auf seinem dreibeinigen Schemel, mit dem Rücken gegen den Lindenstamm gelehnt, und sah mit halbgeschlossenen Augen blinzeln in das grüne Laub.

Um die goldigen Blüten summten die Bienen eintönig.

Der Lindenblütenduft zauberte ihm wieder den letzten Abend von Herrenhausen vor die Seele. In Prinzeß Fredrikes Haar lag damals solch goldgelber Blütenkranz, der Duft umschmeichelte ihn wie hier.

Ein dumpfer, lang nachhallender Ton unterbrach die friedliche Morgenstille.

Der König fuhr auf. „Das war der erste Schuß! Die Preußen greifen an! Rammingen, die Pferde vor!“

Die Herren stürzten fort. In wenigen Minuten brachten die Ordonnanzen die Pferde. Rammingen hielt dem König den Bügel. Georg V. hob schon den Fuß, als ein Rittmeister auf den Hof gejagt kam und den König zu sprechen verlangte.

„Was gibt's?“ fragte Georg V. hastig und zog seinen Fuß wieder zurück.

„Majestät, General v. Arentschilbt bittet um die Vollmacht, kapitulieren zu dürfen, wenn er das für erforderlich hält.“

Rammungen riß das Pferd des Königs vor Entsetzen über diese Bitte beim Beginn einer Schlacht so heftig am Zügel, daß der Schimmel sich unwillig bäumte.

Mit finsternem Gesicht hörte der König die Meldung an. „Reiten Sie sofort zu dem General zurück,“ befahl er laut und scharf, „und sagen Sie, ich befehle ihm, sich gegen den preußischen Angriff zu verteidigen — bis auf den letzten Mann. — Brechen wir auf, meine Herren!“

Der König schwang sich in den Sattel.

„Führen Sie mich auf einen Platz, von dem aus die Truppen mich von allen Seiten sehen können,“ wandte er sich an seinen Generaladjutanten. „Sie kennen ja die Aufstellung unserer Truppen.“

Vorwärts ging's in langem Galopp in den duftigen Sommermorgen hinein. Rammungen hielt das Pferd des Königs am Leitseil.

Auf einer weithin sichtbaren Höhe wurde gehalten.

„Majestät, hier können wir leicht für eine Kavallerieabteilung gehalten werden und das Ziel feindlichen Granatfeuers werden,“ warnte der Kriegsminister.

„Gleichviel,“ antwortete der König unbewegt. „Ich will, daß die Soldaten mich sehen.“

Und wer ihn so halten sah, diesen ewig langen, glühendheißen Sommertag hindurch, dem blieb der Anblick ewig unvergesslich. Gegen den blassen Hintergrund sahlgelber Felder, über denen ein mattgetönter Himmel hing, hob sich die dunkle, schlanke Gestalt des Königs auf dem silbern schimmernden Schimmel scharf

ab. Stumm, unbeweglich, ungerührt durch den zischen-
den Schlag der Granaten, saß er ruhig im Sattel. Nur
durch das Gehör vermochte er von der um ihn herum
tobenden Schlacht Eindrücke zu empfangen. Unfähig,
selber eingzugreifen, beseelte ihn nur der eine glühende
Wunsch, seine Pflicht als Kriegsherr zu erfüllen, seinen
Truppen durch den Anblick ihres Königs Mut zu machen.

„Können die Soldaten mich auch sehen?“

Immer wieder kam diese ergreifende Frage von
seinen bald durch die mitleidlos brennende Sonne
trocken aufgesprungenen Lippen.

Die Umgebung berichtete dem König unaufhörlich
alles, was sie von ihrem Standpunkt aus von dem
Fortgang der Schlacht sehen konnte. Die Meldungen
liefen immer spärlicher ein, gegen Mittag hörten sie
ganz auf.

Es schien, als ob General v. Arntschildt die Leitung
über die Bewegungen seiner Truppen, die von dem
ungestümen Feuer der jungen Offiziere rücksichtslos
weitergerissen wurden, verloren hätte.

Das Vorwärtsdrängen der hannoverschen Armee
und die Rückwärtsbewegung der Preußen wurde immer
deutlicher. Um sechs Uhr Nachmittags war die Schlacht
entschieden.

Der Generaladjutant kam auf seinem erschöpften
Pferde zum König herangejagt.

„Sieg, Majestät — Sieg!“ schrie er schon von
weitem. Sein bräunliches Gesicht war mit Schweiß
bedeckt, die Augen leuchteten.

König Georg wollte antworten, aber im ersten
Augenblick versagte ihm die Sprache. Rammingen hielt
ihm schnell einen Feldbecher mit Wein an die Lippen.
Der König trank hastig.

„Ich danke Gott für diesen Sieg,“ sagte er dann

gerührt. „Ich bin stolz auf meine vortreffliche Armee und fühle mich ihr zu unauslöschlichem Dank verpflichtet.“

„Wohin befehlen Euer Majestät zu reiten?“ fragte Rammingen.

„Über das Schlachtfeld — nach Langensalza zurück.“

Ein entsetzlicher Ritt! Überall lagen oft grauig verstümmelte Leichen herum, deren starre, wie entsetzt aufgerissene Augen in die verglühende Sonne sahen. Reiterlose Pferde jagten über das Feld, andere wälzten sich in schrecklichem Tobekampf am Boden.

Das Pferd des Königs trat in große Blutlachen, das weiße Fell des schönen Tieres war bald von roten Blutspritzern besleckt.

Vielleicht war in dieser Stunde die Blindheit ein Glück für den König. Sein weiches Herz würde Folterqualen bei diesen entsetzlichen Bildern gelitten haben. Der junge Kronprinz hielt sich nur noch mühsam im Sattel. Sein Gesicht sah grauweiß und verzerrt aus. Eine physische Übelkeit schüttelte ihn bei diesem Anblick der zahllosen Toten und Verwundeten, auf deren Elend die Sonne immer noch in rosigem Schein herunterlächelte. Die ganze Luft war wie erfüllt von Klagen und Stöhnen.

Der Kriegsminister v. Brandis wandte sein gelbes, verfallenes Gesicht mit den tief eingesunkenen Augen dem Generaladjutanten zu. „Wir haben also gesiegt. Aber was wird nun aus uns werden? Haben wir noch Truppen genug, um die Preußen, die sich rasch sammeln werden, noch einmal zu schlagen?“

„Nein.“ Die Antwort des Generaladjutanten klang bedrückt. „Die Truppen bedürfen dringend der Ruhe, denn sie sind zum Tode erschöpft. Munition und Verpflegung fehlt auch.“

„Also was wird geschehen?“ wiederholte der Kriegsminister ungeduldig.

Der Gefragte schwieg.

Brandis sah ihn scharf von der Seite an. „Müssen wir trotz der gewonnenen Schlacht kapitulieren?“

Nur flüchtig, kaum vernehmlich klang die bange Frage an des Generaladjutanten Ohr.

Der senkte stumm den Kopf. Sein schmerzlicher Blick traf die stolz und aufrecht vor ihm herreitende Gestalt des Königs, von dessen Haupt heute trotz des schwer errungenen Sieges die Welfenkrone herabgeglitten war.

Der rote Abendhimmel hing bleiern und dunstig über der Gegend. Eine schwüle, todestraurige Stimmung breitete sich über dem verlassenen Schlachtfelde aus.

(Fortsetzung folgt.)





Stiefkinder des Glücks.

Novellette von Rudolf Treuen.

Mit Illustrationen
von Th. Volz.

□ □

(Nachdruck verboten.)



chrill läutete das Telephon.

„Einen Moment — bitte,“ sagte Fräulein Gabriele. Sie warf dem jungen Praktikanten, welcher hilflos an einem Papierstreifen laute, einen ermutigenden Blick zu und eilte an den Apparat. Die Hörmuschel flog an ihr niedliches Ohr, dann steckte sie den Stift in die gewünschte Nummer, stellte den Ripper auf und verhalf der Sanduhr durch einen eleganten Nasenstüber zu einer vollständigen Drehung.

„So, die wären glücklich verbunden,“ meinte sie, an den Tisch zurückkehrend. „Wollen Sie nun die Depesche nehmen, Herr Ringer? Wir haben doch vorhin das Wartezeichen gegeben.“

Der junge Mensch legte seufzend die Hand auf den Taster. „Wenn es denn sein muß, meinetswegen!“

„Natürlich muß es sein. Nun geben Sie aber einmal tüchtig acht. Ich schalte den Klopfer ein. So — nehmen Sie jetzt rasch auf.“

Ringer hielt sich stöhnend das linke Ohr zu. „Entsetzlich! — Wissen Sie nicht, daß mich das noch tötet?“

„Man stirbt nicht so schnell, und ohne Gehörlesen können Sie niemals Aufnahme finden.“

Mechanisch griff Ringer nach dem Blankett, tippte

und schrieb abwechselnd, dabei das Gesicht verziehend, als ob er innere Schmerzen leide.

„Na, holprig genug geht's,“ tadelte seine Lehrmeisterin. „Wenn Sie nicht bald mehr Ernst zeigen, trete ich Sie an eine Kollegin ab.“

Ringer sah sich vorsichtig um. „Das werden Sie mir doch nicht antun!“ flüsterte er dann. „Die Damen sind ja alle sehr lieb und gütig zu mir, aber eine solche fabelhafte Geduld, wie Sie sie besitzen, traue ich keiner zu.“

Sie lachte. „Es ist wahr, ärgern muß ich mich genug mit Ihnen. Ein kleines Kind lehrt man eher das Einmaleins, als Sie das Gehörlesen. Der Klopffapparat —“

„Gott bewahre den Erfinder davor, mir lebend in die Hände zu fallen! Ein musikalischer Mensch wie ich wird wahnsinnig bei diesem schrecklichen Geräusch. Gestern habe ich Sarasate gehört, heute —“

„Sarasate?“ unterbrach sie ihn interessiert. „Er hat gewiß großartig gespielt?“

„Herrlich! Ach, Sie können es ja gar nicht begreifen, was es für einen Menschen bedeutet, Telegraphenbeamter zu sein, der mit Leib und Seele Musiker ist. Glauben Sie mir, ich zöge viel lieber mit meiner Geige fiedelnd durch die Straßen, anstatt hier zu sitzen. Leider verbietet die moderne Zivilisation dem sogenannten besseren Menschen derlei Freiheiten.“

„Allerdings. In gewissem Sinne ist dies sogar ein Glück zu nennen. Der Staat verlöre ja an Ihnen einen seiner tüchtigsten Beamten.“

Kopfschüttelnd betrachtete der junge Mann die Sprecherin, welche ihn halb spöttisch, halb gutmütig anlächelte. „Ich wollte, ich hätte wenigstens Ihren Humor,“ sagte er.

„Da hätten Sie auch was Rechtes.“

„Sie sind immer munter, nie verdrossen. Das ist viel wert.“

„Ja, ich bin verzweifelt munter — das stimmt.“ Sie gähnte und reckte die Arme. „Für Sie bin ich natürlich die geborene Drahtjungfrau — was? Es scheint Ihnen ganz unmöglich, daß auch in mir höhere Triebe schlummern, daß Pläne in mir reifen, an deren Verwirklichung meine irdische Seligkeit hängt?“

„Wirklich?“ fragte er verwundert. „Es macht Ihnen also kein Vergnügen, das da?“

„Nicht im geringsten. Mit meinem Apparat stehe ich auf fortwährendem Kriegsfuß, und wenn ich Telephondienst habe, ist's beinahe noch schlimmer. Diese merkwürdigen Verbindungen, diese Intrigen! Seit ich im Dienst bin, habe ich erst den richtigen Begriff von der Vielseitigkeit der Herren der Schöpfung. Wäre nicht der fatale Diensteid, man fühlte sich wirklich manchmal versucht, aufklärend einzugreifen. So aber muß man all die unzähligen Lügen auch noch befördern helfen. Schauderhaft!“

„Was möchten Sie denn eigentlich sein?“ forschte der Praktikant neugierig, indem er sein langes schwarzes Haar zurückstrich, welches ihm bereits den Spottnamen „Telegraphenvirtuose“ eingetragen hatte.

Fräulein Gabriele schielte nach der Sanduhr, trat von ihm weg und schloß das Gespräch ab. „Schauspielerin,“ sagte sie dann.

„Das ist freilich ein großer Plan. Warum haben Sie sich nicht ausgebildet dafür?“

„Kindliche Frage! Meine Millionen haben mich daran gehindert. Sie müssen nämlich wissen, daß ich eine Menge Geschwister habe, alle viel, viel älter als ich. Erst, als diese schon erwachsen waren, kam ich an,

und alles ließ mich erkennen, daß man auf ein so verspätetes Erscheinen meinerseits nicht vorbereitet gewesen ist. Meine Eltern hatten das bißchen Kapital,



das vorhanden war, für meine Geschwister aufgewendet, sie Musik und Sprachen lernen lassen, den Buben zu einer Anstellung verholfen und die Mädchen verheiratet. Als ich ankam, war einfach nichts mehr da. Wie hätte

ich da an eine so kostspielige Ausbildung denken dürfen? Es hieß nur rasch etwas erlernen, um zu Brot zu kommen. Ich bin gewissermaßen im Zeichen des Telegraphenkurses geboren. Schon während meiner Schulzeit hörte ich nichts anderes als: die Kleine geht zum Telegraph, die Kleine wird Beamtin. — Nun, für meine Eltern bin ich noch heute die ‚Kleine‘, obwohl ich ganze zwanzig Lenze zähle. Na ja, sie merkten es eben gar nicht, daß ich wuchs wie andere Kinder. Für Kleidung brauchten sie kein Geld auszugeben, da ich alle alten Häute auftragen mußte, aus denen meine Schwestern herausgeschlüpft waren, und ich erinnere mich recht gut, daß ich erst mit sechzehn Jahren zur Konfirmation mein erstes neues Kleid erhielt. Das Los der ‚Kleinen‘. Ich bin aber gar nicht klein und kann sogar sehr groß sein, wenn ich will.“

„Besonders wenn Sie sich auf die Zehenspitzen stellen,“ lachte Ringer.

„Nun, so meinte ich’s eigentlich nicht. Traurig genug, wenn Sie mich nicht verstehen.“

Er hielt ihr versöhnungsheischend die Hand entgegen. „Wer soll Sie denn verstehen, wenn nicht ich? Wir sind ja beide Stiefkinder des Glücks.“

Sie legte langsam ihre Finger in seine Hand und nickte ernsthaft. „Ja, wir sind Stiefkinder. Aber Sie sind doch besser dran als ich. Wenn Sie freie Zeit haben, nehmen Sie Ihre Geige aus dem Kasten und spielen. Ich dagegen muß auf ewig verzichten.“

„Sind Sie denn auch überzeugt, daß Sie für die Bühne geeignet sind?“

„Versteht sich, so was fühlt man doch! Und manchmal, da spiele ich sogar wirklich Theater. Auditorium: mein Spiegel und mein Hund. Der erstere kritisiert meine Gebärden, indem er mir alles nachmacht, was

ich tue, und der andere belehrt mich durch sein Geheul über die Wirkung, welche ich auf eine geneigte Zuhörererschaft ausüben würde.“ Sie hob auflachend die Hände hoch. „So perfiziert man sich selbst, um im Lächerlichen Trost für das Erhabene zu suchen.“

Ringer schaute sie prüfend an. „Sie sind ein wunderliches kleines Mädel, Fräulein Gabriele!“ sagte er dann.

Sie ließ die Hände sinken. „Wie lange noch, und ich werde ein wunderliches altes Mädel sein. — Aber mein Apparat meldet sich. Leben Sie wohl indessen, Herr Virtuose a. D., und klopfen Sie fleißig. Später sehe ich wieder nach Ihnen.“

Zwei Tage danach trat Ringer mit einem verschlossenen Briefumschlag vor Gabrieles Arbeitstisch. „Ein kleiner Beweis meiner Erkenntlichkeit,“ sagte er. „Gekostet hat's mich nichts. Sie dürfen ruhig annehmen.“

Neugierig öffnete sie. Zwei Theaterkarten fielen ihr in die Hand.

„Haben wirklich nichts gekostet?“ fragte sie.

„Nicht einen Pfennig.“

„Nun, dann ist es einfach herrlich, und ich danke Ihnen vielmals. Was wird denn heute gegeben?“

„Die Jungfrau von Orleans.“

„Meine Lieblingsrolle! Ich kann sie fast auswendig. Nur schade, daß ich für die zweite Karte keine rechte Verwendung habe. Vater besucht keine Theater und Mutter ist nicht ganz wohl.“

„Wenn Sie gestatten, benütze dann ich die zweite Karte.“

„Gewiß gestatte ich's. Man sieht doch immer lieber neben einem Bekannten als neben einem Fremden. Erwarten Sie mich im Foyer.“

Lange vor Beginn der Vorstellung fanden sich beide im Theatergebäude ein.

„Sie sind wohl auch schon ganz Erwartung,“ fragte Gabriele, welche ein paar Minuten nach Ringer eingetroffen war.

„Jawohl,“ versicherte er etwas unsicher, während er sie galant aus ihrer Umhüllung schälte. „Wie fein Sie sich herausgeputzt haben! Fast wie zu einem Ball.“

Sie lachte. „Wenn man einen so noblen Platz hat, darf man doch nicht schäbig dastehen. Ich lasse mir überhaupt nicht gern meine sechzig Mark Monatsgage anmerken, wenn ich außer Dienst bin. Na, wir wollen jetzt lieber nicht an unsere gemeinsame Folterkammer denken. Setzen wir uns auf unsere Plätze. Da ist es so hübsch warm und traulich, und bei uns daheim wird ohnedies so gespart mit dem Einheizen. Man muß alles mitgenießen, was einem geboten wird.“

Ganz wie eine große Dame saß sie gleich darauf in der dritten Parkettreihe, das Opernglas graziös in der behandschuhten Rechten, und kritisierte mit einer überlegenen Würde, welche den schüchternen Jüngling an ihrer Seite immer mehr in Bewunderung setzte, die Logenbesucher. Erst als der Vorhang sich hob, versank sie in Schweigen. Aber hie und da, wenn eine besonders schöne Stelle kam, konnte sie sich's doch nicht versagen, ihren Nachbar heimlich zu stoßen und ihm zuzusüstern: „Brillant — genau so mache ich es!“

In der ersten längeren Pause, während welcher sie im Foyer promenierte, bat er um die Erlaubnis, ihr vom Büfett eine Kleinigkeit holen zu dürfen. Sie schlug es ihm rundweg ab.

„Das sähe aus, als ob Sie mein Anbeter wären,“ sagte sie, „und mit derlei Unsinn gebe ich mich nicht ab. Sie verzeihen meine Aufrichtigkeit. Wenn Sie

aber in aller Kameradschaft eine Schinkensemmel, die ich mitgebracht habe, mit mir teilen wollen, wird es



mich herzlich freuen. Eine Lehrmeisterin hat ja das Recht, ihre Schüler zu beschenken, umgekehrt ist dies nicht üblich.“

Dabei winkte sie ihn an eines der kleinen Tischchen heran, entnahm ihrem Beutelchen eine reichlich mit Butter und Schinken belegte Semmel und schob ihm die obere Hälfte auf einer Papierserviette zu, trotzdem er eine verlegen abwehrende Bewegung machte.

„Sie behandeln mich ja wie einen Säugling,“ sagte er getränkt. „Es ist gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie mich die paar Monate, welche ich jünger bin als Sie, so fühlen lassen.“

Gabriele zuckte die Schultern und aß lustig drauf los. „In unserem zarten Alter fallen ein paar Monate sehr schwer ins Gewicht,“ meinte sie in überzeugtem Tone.

„Demnach betrachten Sie sich als erwachsene Dame, während ich in Ihren Augen wohl wirklich noch ein Baby bin?“

„Manchmal schon,“ lachte sie. „Im Amte sind Sie zuweilen so kindlich und linksich, daß man seine Freude an Ihnen haben kann.“

„Erinnern Sie mich nicht daran. — Übrigens, was das betrifft, so leiden wir ja an den gleichen Schmerzen. Eben deshalb sollten wir umso fester zusammenhalten.“

„Nun, bin ich vielleicht nicht Ihr guter Engel?“

„Gewiß, aber —“ er biß plötzlich mit aller Wucht in die eben noch so beleidigt abgelehnte Schinkensammel — „etwas weniger mütterlich wäre mir Ihre Fürsorge lieber.“

„Undankbarer! Was wollen Sie denn eigentlich?“

„Ich? O nichts, gar nichts — Wie gefällt Ihnen denn die heutige Aufführung?“

„Man spielt sehr gut. Aber —“ sie seufzte tief auf — „fast bedaure ich, hergekommen zu sein.“

„Warum das?“

„Weil mir mein trauriges Los nur umso schärfer

vor Augen tritt. Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide — sagt Goethe. Und die meine ist so groß, so unendlich groß! Ich wollte, ich dürfte einmal vor Ihnen spielen, damit Sie mir sagen können, ob ich es gut mache.“

„Sie werden doch nicht ein Baby zu Ihrem Richter wählen!“

Klapp — hatte er einen Schlag auf dem rechten Arm. „Nun sind Sie wirklich wie ein kleiner Junge, den es kränkt, daß man ihm das Stück Zucker, das er erwartete, nicht gegeben hat. Essen Sie rasch auf, es hat bereits geläutet.“ —

Auf dem Heimwege war Gabriele seltsam einsilbig. Fest in ihren Mantel gewickelt, schritt sie dahin, und Ringer, der ihr gern den Arm geboten hätte, ärgerte sich über das Kleidungsstück, welches sich hemmend zwischen sie und seine Galanterie legte. Erst als sie schon an Gabrieles Haustor standen, kam dieser die Sprache wieder.

„Morgen deklamiere ich Ihnen den Monolog aus der Jungfrau,“ sagte sie mit glänzenden Augen. „Sie und meine Kolleginnen sollen mich hören und Ihr Urteil abgeben. Gute Nacht!“

Die Damen des Telegraphenamtes bestimmten zur Aufführung die Stunde zwischen zwölf und ein Uhr, weil da gewöhnlich wenig oder gar nichts zu tun war.

Fräulein Gabriele traf mit ernster Miene ihre Vorbereitungen. Ein Tisch wurde an die Wand gerückt, und nun bestieg die „Jungfrau von Orleans“ das „Podium“. Im Saale lautlose Stille bis auf das schüchternen Ticken der Apparate. Selbst das Telephon schwieg, als fühle es die Erhabenheit des Augenblicks.

Fräulein Gabriele aber stellte sich in Positur und

begann ihren Monolog. Kraftvoll durchhallte ihr sympathisches Organ den Raum, ihre zierliche Gestalt schien zu wachsen und sie selbst ganz erfüllt von der Zauber-
macht der Dichtung.

Als sie geendet, erscholl donnernder Beifall.

„Meine herzlichste Gratulation,“ sagte Ringer. „Sie haben wirklich Talent.“

In diesem Augenblick ging die Tür. Ein Blick auf die Eintretenden genügte, und mit kreidebleichen Gesichtern eilten die jungen Damen an ihre Tische, indes die unglückliche „Jungfrau“ wie versteinert auf ihrem improvisierten Podium stehen blieb.*)

„Pardon, daß wir die interessante Vorstellung unterbrechen müssen,“ sagte der jüngere der beiden eintretenden Herren. „Es trifft sich sehr fatal, daß ich gerade heute Revision vornehmen muß. — Sie gestatten, Herr Inspektor?“ wandte er sich an seinen Begleiter.

Dieser nickte mit vor Zorn hochrotem Kopf. Seine Blicke durchbohrten förmlich die Mädchen, welche mit Ausnahme Gabriele's jetzt alle an ihren Apparaten hantierten und dabei einen Lärm zu Tage förderten, der auf eine ganz außerordentliche Tätigkeit schließen ließ. Jetzt schrillte auch das Telephon, und nacheinander fielen die Klappen. Es war eine förmliche Erleichterung.

Langsam näherte sich der Regierungskommissär dem Tisch, auf welchem Gabriele thronte.

„Sie also sind es, welche hier für Unterhaltung sorgt?“ sagte er ironisch lächelnd. „Es ist ja sehr hübsch, ein besonderes Talent zu besitzen, nur darf man zu seiner Ausbildung nicht die Räume eines kaiserlichen

*) Siehe das Titelbild.

Amtes benutzen. Sie werden das voraussichtlich wissen. Diese feuerfarbene Krawatte da soll wohl die Todesart der bedauernswerten Jungfrau illustrieren?“

Gabrieles Gesicht, welches vor Scham glühte, wurde bei diesem Spott noch um eine Nuance röter. „Existieren dafür etwa auch schon Vorschriften?“ entgegnete sie. „Gut — hier ist das verbrecherische Ding!“ Dabei riß sie die Krawatte vom Hals und schleuderte sie auf die Erde, daß sie dicht vor den Füßen des Kommissärs niederfiel. „So, und jetzt möchte ich erst mal herunter!“

Ruhig hob der Kommissär die Schleife auf und steckte sie zu sich. „Ein ganz nettes Beweisstück,“ meinte er lakonisch. „Aber Sie wollen ja herunter, sagten Sie. Bitte, steigen Sie nur herab.“

„Ich kann ja nicht. Man hat den Schemel fortgenommen.“

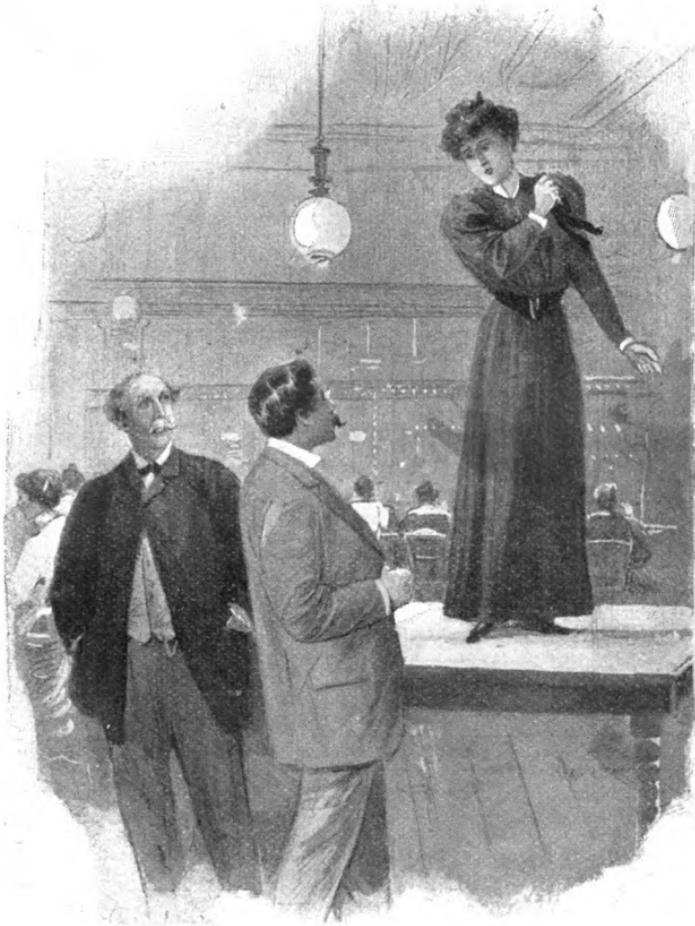
„Dem ist abzuhelpen. Hier ist der Schemel!“ Mit unerschütterlichem Gleichmut schob er ihr den Schemel hin und bot ihr sogar die Hand, um ihr behilflich zu sein. Erstaunt, zornglühend sah sie ihn an. Aber sie wagte es doch nicht, die Hand abzuweisen. Leicht sprang sie, die Finger ihres Peinigers kaum berührend, vom Tisch.

„Sie haben sich eines zweifachen Vergehens schuldig gemacht,“ begann der Kommissär wieder. „Das erste ist die Art, wie Sie die Amtszeit zu verwenden beliebten, das zweite Ihre Art, einem Vorgesetzten gegenüber sich zu benehmen. Sie werden sich wohl selbst im klaren darüber sein, daß man Sie deswegen zur Verantwortung ziehen wird.“

Sie nickte trotzig. „Natürlich — es ist ja Ihre Pflicht, mich zu verklagen.“

„Ganz richtig. Theater spielen während des Dienstes kann ich nicht dulden.“

„Gewiß. Eine Telegraphistin hat ja nicht das Recht, sich weiterzubilden, die darf nur klopfen und klopfen.“



Die Stirn des Kommissärs verfinsterte sich. „Sie sind eine recht spizige kleine Person,“ sagte er. „Sorgt

der Staat für Ihr Vergnügen oder für Ihren Lebensunterhalt? Doch wohl für das letztere. Er bezahlt Sie und dafür arbeiten Sie."

"Ja, dafür arbeiten wir. Aber wir haben auch unsere goldigen Träume, sind jung oder möchten es wenigstens sein. Niemand kommt als Maschine zur Welt. Das vergißt man zuweilen." Sie ballte die Fäuste und reckte sich auf. "Das, was Sie mir als Verbrechen anrechnen, ist kein Verbrechen," sagte sie fest. "Es ist ein Verstoß gegen die bestehenden Vorschriften, ein harmloser Verstoß, der einem plötzlichen Impulse meinerseits entquoll und niemand Argernis gegeben hat als Ihnen. Unser Amt hier gilt allgemein als ein mustergültiges. Es kommen nie Unregelmäßigkeiten vor, jeder der Herren Kommissäre, welche hier inspizierten, hat noch seine vollste Befriedigung über unseren Dienstleister geäußert. Überzeugen Sie sich erst, bitte, und dann richten Sie!"

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, kehrte sie an ihren Tisch zurück.

Der Kommissär schaute ihr einen Moment verblüfft nach, dann trat er zu dem Inspektor heran, der abwechselnd blaß und rot geworden war bei Gabriele's kühner Rede, flüsterte ihm ein paar Worte zu und begann alsbald schweigend zu revidieren. Hinter der einen oder anderen jungen Dame blieb er stehen, sah zu, wie sie nach dem Gehör Depeschen nahm und gab, stellte einige Fragen und ging weiter. Ganz zum Schluß trat er auch zu Gabriele. Ruhig, als wäre nichts vorgefallen, arbeitete sie, und nicht eine Muskel ihres Gesichtes zuckte, während der Gefürchtete an ihrer Seite weilte.

"Wie lange haben Sie heute Dienst?" fragte der Kommissär.

„Bis neun Uhr,“ sagte sie, ohne den Kopf zu heben.

„Ich erwarte Sie um fünf Uhr in der Kanzlei des Herrn Inspektors.“

„Sehr wohl, Herr Kommissär.“

„Möchten Sie sich nicht die Mühe nehmen, mich anzusehen, wenn ich mit Ihnen spreche?“

Sie wandte sich auf ihrem Stuhl herum und schaute zu ihm auf. Fragend, fast befehlend heischte ihr Blick Antwort.

Aber er sagte nichts weiter als: „Es ist gut!“ und verließ gleich darauf mit dem Inspektor den Saal.

Eine Weile rührte sich niemand von seinem Sitz. Bald aber siegten Neugier und Teilnahme, und es dauerte nicht lange, so erhielt Gabriele an ihrem Tisch abwechselungsweise den Besuch ihrer Schicksalsgenossen. Ringer war der erste, welcher dazu den Mut fand.

„Da haben Sie was Schönes angerichtet!“ jammerte er. „Wenn der Kommissär über Sie Bericht erstattet, können Sie Ihre Stelle verlieren.“

Sie zuckte die Schultern. „Es war eben stärker als ich. Sagt man mich fort, nun — so gehe ich.“

„Was soll dann aber aus mir werden?“

„Ein großer Phantast und ein kleiner Beamter. Davor kann Sie auch meine Gegenwart nicht bewahren.“

„Sie sagen das so. — Ist's Ihnen denn gar nicht ein bißchen leid um Ihre Stellung? Es ist doch eigentlich eine Sch—“

„Eine Schande, wenn man die Kündigung erhält, wollen Sie sagen? Ich weiß das. Aber es gibt so viel Schande auf der Welt, größere als die meine. Was mir mein Mißgeschick schmerzlich macht, ist bloß der Gedanke an meine Eltern. Sie werden es einfach nicht begreifen, wie ich mich habe so hinreißen lassen können. Ich habe eben zu heißes Blut!“

Ringer streichelte ihre Hand. „Vielleicht wird es nicht so schlimm, als wir fürchten. Der neue Kommissär ist kein übler Mensch. Haben Sie seine Augen gesehen? Er hat herrliche schwarze Augen.“

Gabriele zerknitterte nervös einen Papierstreifen. „Ich habe bloß beobachtet, daß er sehr schwarz sieht,“ meinte sie gezwungen heiter. „Vielleicht ist dies auf die Farbe seiner Augen zurückzuführen.“

„Sogar zum Scherzen sind Sie noch aufgelegt!“

„Die Frucht meines vielbeneideten Humors. Aber gehen Sie auf Ihren Platz, mein Lieber. Ich möchte nicht, daß Sie sich meinetwegen auch in die Lunte setzen.“

Seufzend gehorchte er.

Auch den teilnahmsvollen Fragen und Ratschlägen der Damen gegenüber bewies Gabriele einen friedlichen Gleichmut.

„Ich habe eine Vorladung für fünf Uhr,“ sagte sie. „Daß indessen das Armsünderglöcklein läuten und ratet, ob ich für den Galgen oder das Zuchthaus die Befähigung erhalte. Eines von beiden ist mir wohl sicher.“

Mit dem Glockenschlage fünf ging sie hinüber in die Kanzlei. Der Inspektor und der Kommissär saßen plaudernd beisammen, doch entfernte sich der erstere, nachdem er ihren Gruß mit einem bösen Blick beantwortet, sofort.

Der Kommissär blieb an dem Schreibtisch sitzen und deutete auf einen Stuhl. „Setzen Sie sich, Fräulein Wendel.“

„Danke,“ sagte sie, „ich kann auch stehend mein Urteil hören.“

„Also obstinat bis zum Außersten! — Nun wie Sie wollen.“ Er schob seinen Sessel etwas näher und ver-

schränkte die Arme über der Brust. „Ich habe Sie herbestellt, Fräulein Wendel, um mit Ihnen über eine Sache zu sprechen, deren Bedeutsamkeit Ihnen nicht recht klar zu sein scheint. Ich glaube, Sie wissen gar nicht, daß die Äußerungen, welche Sie mir gegenüber gewagt haben, Ihre Stellung gefährden können.“

„Wenn Sie es sagen, Herr Kommissär, wird es wohl so sein.“

„Es ist auch so. Haben Sie denn gar nicht daran gedacht, als Sie sich so ungebührlich benahmen?“

„Ich dachte an nichts in diesem Augenblick. Meine Situation da oben auf dem Tisch war so beschämend lächerlich, daß mein Ärger darüber gar keine anderen Bedenken aufkommen ließ. Als Sie aber zu spotten anfangen, da riß der letzte Rest meiner Selbstbeherrschung und ich tat, was ich allerdings besser vermieden hätte: ich beleidigte Sie.“

„Sie warfen mir Ihre Krawatte vor die Füße.“

„Ja — warum reizten Sie mich damit?“

„Diese Frage steht Ihnen nicht zu. Aber ich gestehe, daß Sie mir leid tun.“

Sie schaute ihn mit großen Augen an. „Leid?“ fragte sie ungläubig, „ich Ihnen leid? Dann — dann sind Sie unmöglich schon lange in Ihrem Beruf,“ plägte sie heraus.

Er lächelte. „In der Tat, Sie sind sozusagen mein erster Fall.“

„So wundert es mich nicht, daß Sie ihn mit solcher Begierde ergreifen,“ erklärte sie koch.

„Auch das gehört nicht hierher,“ sagte er mit einem Versuch zur Strenge. „Bleiben Sie lieber bei der Sache und geben Sie mir kund, wie Sie sich nun das weitere denken.“

Gabriele zuckte die Schultern und sah auf ihre Fuß-

spitzen nieder. „Sie erstatten die Anzeige, ich erhalte die Entlassung und — gehe.“ Das letzte Wort hatte doch nicht ganz den gewohnten sicheren Klang.

Der Kommissär überflog prüfend den Ausdruck ihrer Züge. „Sie werden nirgends mehr eine Stelle finden,“ sagte er.

„Ich weiß es.“

„Sie müssen sich selbst sagen, daß Sie Ihre Existenz mutwillig verspielt haben.“

Sie hob den Kopf. „Ich hasse diese Existenz. Wäre nicht der elende Kampf ums Brot, ich hätte diesem Beruf längst den Rücken gekehrt und wäre meiner Sehnsucht gefolgt.“

„Darf man nicht wissen, welcher Art diese Sehnsucht ist?“

Ein feuchter Glanz trat in ihre Augen. „Sie selbst haben mich ja betroffen, als mich der Taumel meiner Sehnsucht erfaßt hatte,“ sagte sie leise.

„Also zum Theater möchten Sie?“

Sie fuhr mit der Hand über die Augen. „Das ist vorbei, es ist alles vorbei. Ich werde nie etwas sein, als vielleicht eine schlechtbezahlte Kontoristin. Und so wie ich sind es Tausende, deren Existenz eine fortwährende Verneinung ihrer selbst ist. Aus den Verhältnissen heraus wird ja unser ferneres Schicksal geboren.“

„Sehr richtig, aber oft greift doch eine glückliche Fügung in unser Leben ein und gibt uns, wenn auch nicht gerade das, was wir ersehnt, so doch etwas, womit wir uns abfinden. Manches Mädchen, das vielleicht eine schlechte Schauspielerin geworden wäre, ist eine glückliche Frau und Mutter geworden.“

„Kann sein, aber — — haben Sie mir noch etwas zu sagen, Herr Kommissär? Es ist heute außergewöhnlich viel zu tun drüben.“

Er stand auf. „Wie gesagt, Fräulein Wendel, Sie tun mir leid. Es ist mir durchaus kein Vergnügen, wie Sie meinen, Sie Ihrer Stellung zu berauben. Morgen und übermorgen bin ich noch hier. Bis dahin will ich die Geschichte ruhen lassen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Was soll die Verzögerung nützen? Ich verdiene Ihr Mitgefühl auch gar nicht.“

„Sie sehen also wenigstens ein, daß Sie gefehlt haben?“

„Ja.“

„Und haben doch noch kein einziges Wort der Entschuldigung gefunden?“

„Das werden Sie auch nicht erleben, Herr Kommissär. Denn — wenn ich ganz ehrlich sein soll — es freut mich riesig, daß ich es Ihnen so gut gegeben habe.“

Dabei lachte sie schon wieder, grüßte grazios und huschte hinaus.

Drüben im Amt wurde sie sofort neugierig umringt.

„Nun, was ist's, was hat er gesagt?“

„Nichts von Bedeutung,“ versetzte sie lakonisch. „Er hat mir zwei Tage Galgenfrist gewährt, nach deren Ablauf ich denunziert und wahrscheinlich deportiert werde. Fortsetzung folgt.“

Damit schritt sie an ihren Tisch und arbeitete, ohne auch nur mehr ein Wort mit ihrem sehnsüchtig darauf harrenden Nachbar zu wechseln.

Am nächsten Vormittag trat zur Verwunderung aller neuerdings der Kommissär in den Saal. Gabriele neigte sich tief über ihren Apparat, als sie ihn herankommen sah, und grüßte stumm, als er neben ihr stehen blieb. Er sprach auch gar nichts, sondern verweilte bloß ein paar Minuten, sah ihr zu und ging dann weiter. Später machte er nochmals die Runde, blieb

wieder bei ihr stehen und folgte der Bewegung ihrer schlanken Hand, welche den Taster in Tätigkeit setzte.

„Sie sollten mehr mit dem Gelenk arbeiten,“ sagte er, mit zwei Fingern flüchtig ihre Rechte berührend.

Sie zuckte zusammen und sah an ihm vorbei. „Ich kann es nicht anders. Wenn ich nicht ohnedies heute oder morgen aus dem Dienst ausschiede, würde ich mir vielleicht die Mühe geben, es zu erlernen. So aber hat es keinen Zweck.“

„Das ist wahr. Ich habe dies vergessen.“

Sie hob den Kopf. „Vergessen — wenn er's vergessen könnte!“ schoß es ihr durch den Sinn. Das Bild ihrer Eltern trat plötzlich mit voller Deutlichkeit vor ihre Seele und ließ dem Blick, mit dem sie zu dem Manne an ihrer Seite empor sah, etwas Weiches, Flehendes.

„Wünschen Sie etwas?“ fragte der Kommissär.

Sie schüttelte den Kopf und neigte sich wieder über ihre Arbeit.

Er wandte sich zum Gehen. „Kommen Sie morgen um vier Uhr einen Augenblick in die Kanzlei,“ sagte er noch; „ich möchte, daß Sie selbst den Bericht lesen, den ich über Sie einsende.“

Sie nickte nur. —

Zur festgesetzten Stunde ging sie am anderen Tag hinüber. Der Kommissär reichte ihr einen großen beschriebenen Bogen und ersuchte sie, zu lesen. Sie gehorchte schweigend, und je länger sie las, desto blässer wurde ihr Gesicht. Stumm gab sie das Blatt zurück.

„Ich habe nur die Wahrheit geschrieben,“ sagte er. „Sie haben sich überzeugt?“

„Ja, es ist alles richtig. Die Hauptsache aber haben Sie vergessen. Es steht nicht darin, daß ich Ihnen die Krawatte —“

„Vor die Füße geworfen — stimmt. Ich habe diesen Punkt absichtlich vermieden, um Ihnen nicht mehr als nötig zu schaden. So kommen Sie vielleicht mit einer Krüge davon, während im anderen Falle Ihre Entlassung ziemlich sicher wäre. Glauben Sie es nun, daß ich es gut mit Ihnen meine?“

Er war ganz nahe an sie herangetreten und senkte seine schwarzen Augen fragend in die ihren.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie beklommen. „Wenn Sie übrigens die Krawatte nicht mehr benötigen, möchte ich Sie bitten, mir dieselbe zurückzugeben.“

„Muß das sein?“

Sie blickte befremdet auf. „Ich denke, es hat keinen Wert mehr für Sie, das Ding noch länger zu behalten.“

„Wer weiß? Ich habe mich schon so an den Gedanken gewöhnt, die Krawatte als mein Eigentum zu betrachten, daß mir die Trennung von ihr — Sie werden das sehr komisch finden — wirklich schwer fällt. Aber natürlich, zurückgeben muß ich sie, das ist ja klar. Ich schicke sie Ihnen später ins Amt. Und nun können Sie beruhigt wieder hinübergehen. Mehr als eine mächtige ‚Nase‘ soll Ihnen für diesmal nicht blühen. — Guten Tag, Fräulein Wendel.“

„Guten Tag, Herr Kommissär!“

Sinnend kehrte Gabriele in den Saal zurück. Sie setzte sich an ihren Tisch und begann mit künstlerischem Geschick aus einem verflochtenen Formular ein Windrad zu fabrizieren, welches sie mittels einer langen Hutnadel in Schwingung brachte. Daß Ringer schon zweimal ziemlich ungeduldig ihren Namen rief, hörte sie gar nicht, und erst als er sie schüchtern auf die Hand tippte, fuhr sie herum.

„Na, was gibt's denn?“

„Ich möchte doch gerne wissen, was der Kommissär mit Ihnen wieder besprochen hat?“ meinte er aufgeregt. „Werden Sie entlassen?“

Sie lehnte sich zurück und sah ihn an. „Man hat mir eine ‚Nase‘ garantiert, im übrigen bleibt alles wie bisher.“

Ringer tat einen Luftsprung. „Ach, das ist ja reizend von dem Kommissär.“

„Finden Sie? Na ja.“ Ein seltsamer Blick streifte das fröhliche Gesicht des Praktikanten. „So klopfen wir halt in Gottes Namen weiter.“

„Seien Sie doch nicht so undankbar!“

„Bin ich nicht, Herr Virtuose.“

„O ja. Sie freuen sich nicht einmal über das Glück, das Ihnen widerfahren ist.“

„Glück? Mein Gott, das ist doch eine gar zu pompöse Bezeichnung. Unter Glück stelle ich mir ganz anderes vor.“

„Ich weiß —“

Sie bückte sich, ein Blatt Papier aufzuheben, das ihr entfallen war. „Hören Sie nicht, Herr Ringer, daß Sie von Leipzig gerufen werden? Lassen Sie die Station nicht warten!“ —

Als nach einer Weile der Portier durchs Zimmer ging, rief sie ihn heran. „Ist der Herr Kommissär schon abgereist?“

„Jawohl, vor einer halben Stunde.“

„Hat er Ihnen nichts gegeben für mich?“

„Nein, Fräulein Wendel.“

„Es ist gut.“ Mit einem wunderlichen Lächeln starrte Gabriele vor sich hin. Wenn er nun die Krawatte nicht wieder hergab? Ihr war es plötzlich, als sehe sie, wie eine schlanke Männerhand lieblosend die feuerfarbene Schleife glättete. Ein Seufzer entfuhr ihr, sie

mußte selbst nicht, warum. Da kam der Portier mit raschem Schritt zurück.



„Hier, Fräulein Wendel. Ein Vote hat soeben diese Schachtel überbracht.“

Sie erblaßte leicht. Also doch! Gleichzeitig mußte sie lächeln. Die Schachtel war ein richtiges Ungetüm,

so groß, daß ganz gut drei Duzend Krawatten darin Platz gefunden hätten.

Langsam stellte sie die Schachtel fort, nahm eine Depesche auf, die eben angemeldet wurde, und holte, als dies geschah, die erstere wieder hervor. Sie löste die Schnur und hob den Deckel ab. Ein Duft wie von frischen Blumen strömte ihr entgegen, und als sie mit bebender Hand eine Lage Seidenpapier entfernt hatte, da kam zwar nicht die Krawatte, wohl aber ein prachtvoller Strauß feuerfarbener Nelken zum Vorschein.

Fast hätte sie einen Ruf des Entzückens ausgestoßen. Doch sie beherrschte sich. Ringer guckte eben neugierig herüber, und erschrocken und hastig stülpte sie, ohne daß jemand etwas von der Überraschung bemerkt hätte, den Deckel wieder über das duftende Geschenk. Wenn sie nur schon daheim wäre! Nicht einmal nachsehen konnte sie hier, ob vielleicht ein Briefchen dabei lag.

Endlich schlug ihre Erlösungstunde. In zwei Sekunden war sie fertig angezogen und so rasch auf der Straße, daß Ringer ihr nicht folgen konnte. Dann eilte sie heim, aß ein paar Bissen und machte sich allsogleich an eine gründliche Untersuchung der geheimnisvollen Schachtel.

Aber sie förderte trotz eifrigsten Suchens nichts anderes zu Tage als den herrlichen Strauß.

„Eigentlich eine sehr noble, unaufdringliche Art, jemand seine Bewunderung auszudrücken,“ dachte Gabriele. „Keine persönliche Anpreisung, keine Einladung — nichts dergleichen. Wenn ich nur wüßte —“ Sie verschlang die Hände und schaute plötzlich höchst kummervoll drein. „Blumen sind Abschiedsgrüße, ja — ja!“ murmelte sie, „man gibt sie beim Scheiden, und man gibt sie wortlos, wenn man nicht die Absicht hat, wiederzukommen.“ — — —

Am nächsten Vormittag hatte Gabriele Telephondienst.

„Gehen Sie mir aus dem Wege,“ sagte sie zu Ringer, der einen schüchternen Annäherungsversuch wagte, „ich bin knurrig wie die Knusperhexe in Hänsel und Gretel, trotzdem ich seit gestern zu der Erkenntnis gelangt bin, daß ein Beruf wie der unsere zuzeiten auch sein Gutes hat, und mir heute sogar ausnahmsweise die süße Stimme meines Telephons köstlich mundet. Überhaupt so ein rechter Spektakel, das paßt mir.“

Dabei schlug sie mit der kleinen Faust so heftig auf den Tisch, daß die verschiedenen Papiere wild auseinanderstoben.

Ringer machte ein ganz entsetztes Gesicht. „So habe ich Sie noch nie gesehen,“ meinte er kleinlaut. „Ganz gewiß ist Ihnen etwas recht Unangenehmes passiert.“

Sie schüttelte den Kopf. „O nein, ich bin bloß ein bißchen ungezogen. Gestern schenkte man mir etwas, von dem ich erst glaubte, es wäre das, was ich mir gewünscht. Dann, als ich es genauer ansah, bemerkte ich erst, daß es etwas anderes war, etwas viel weniger Schönes, etwas, von dem ich nicht einmal recht wußte, was es war. — Aber das ist ja alles Unsinn,“ lachte sie plötzlich, „ich habe mir nie etwas gewünscht und auch gar nichts bekommen. Gar nichts. Sie können es mir glauben.“

Ringer betrachtete sie staunend. „Wer das nun verstehen soll? Wäre ich nicht so furchtbar diskret, würde ich Sie um nähere Erklärung bitten. Aber ich kenne Sie ja. Sie würden mich an meinen Tisch zurückjagen, wie immer, wenn Sie etwas nicht sagen wollen. — Doch nun etwas anderes. Möchten Sie morgen wieder ins Theater gehen?“

„Ich? Was fällt Ihnen ein?“

„Mein Gott, welche Entrüstung! Bisher war das doch Ihr liebstes Vergnügen. Oder haben Sie vielleicht seit Ihrem mißglückten Debüt da oben“ — er deutete auf den Tisch, der wie ein warnendes Monument noch immer an der Wand stand — „einen Widerwillen gegen die Kunst der Bühne?“

„Möglich ist es schon,“ meinte sie, an ihm vorübersehend, „eine kleine Abkühlung hat es mir entschieden gebracht.“

„Also war's doch nur eine Laune von Ihnen, nichts als eine vorübergehende Laune!“ sagte Ringer vorwurfsvoll.

Sie blickte ihn gereizt an. „Kümmert Sie nichts, mein Bester. Sie kommen sich jetzt natürlich riesig groß vor neben mir mit Ihren langen Haaren und Ihrer Zwanzigmarkgeige. Na, wir streiten ein andermal darüber. Jetzt muß ich ans Telephon, und das ist keine Laune, wie Sie wissen.“

Sie eilte von ihm weg und schob mit voller Wucht den Stift in die Nummer, deren Klappe soeben gefallen war.

„Zentrale Leipzig,“ hallte es ihr entgegen. „Ist Fräulein Wendel am Apparat?“

„Ja. Was wünschen Sie?“

„Vor allem wünsche ich Ihnen einen guten Morgen. — Erkennen Sie meine Stimme nicht? — Hier Kommissär Rohneck.“

Gabriele fuhr zurück und die Höhrmuschel an ihrem Ohr machte eine unruhige Bewegung. „Haben Sie einen dienstlichen Befehl?“ fragte sie dann zitternd.

„Nein. Ich wollte mich nur erkundigen, ob Sie die Schachtel bekommen haben, und ob Sie mir wegen der Verwandlung nicht böse sind.“

„Gewiß nicht. Die Blumen sind ja so viel kostbarer. Ich nehme sie dankbar an.“

„Das freut mich. Sie haben jeden dritten Tag Telephondienst — nicht wahr?“

„Ganz richtig.“

„Werden Sie mir erlauben, Ihnen bei dieser Gelegenheit guten Tag zu sagen? Nur guten Tag, nichts weiter.“

„Ich habe nicht das Recht, es Ihnen zu verbieten, Herr Kommissär.“

„Schön. Es bleibt also dabei. Adieu.“

Trotzdem abgeläutet worden, blieb Gabriele noch eine Minute horchend stehen. Dann erst ging sie wieder an ihre Arbeit.

„Was war denn das für ein Gespräch?“ fragte Ringer. „Sie sind ja ganz rot im Gesicht.“

„Dienstlich,“ sagte sie kurz.

Damit mußte er sich zufrieden geben.

Es war erstaunlich, zu beobachten, wie lieb Gabriele plötzlich den Telephondienst gewann. Fieberhaft erwartete sie ihren „Tag“ und kam nicht eher zur Ruhe, als bis der bewußte Morgengruß erledigt war.

So vergingen vier Wochen. Die „Nase“ war noch immer nicht eingetroffen, obwohl derlei Angelegenheiten sonst sehr rasch erledigt wurden, und der Inspektor selbst benahm sich Gabriele gegenüber so harmlos freundlich, als wäre in seinem Amte nie etwas vorgefallen, was seinen Arger herausfordert.

Eines Morgens wartete Gabriele aber vergebens auf den Anruf am Telephon. So oft eine Klappe fiel, schrak sie zusammen, und die jedesmalige Enttäuschung ging ihr so sehr auf die Nerven, daß sie gegen Mittag schon ganz elend ausseh.

Da trat der Inspektor an sie heran. „Können Sie einen Moment in die Kanzlei kommen?“

„Gewiß, Herr Inspektor.“

„So gehen Sie nur einstweilen hinüber, ich komme gleich nach.“

Gabriele gehorchte. Als sie die Kanzleitür aufstieß, prallte sie erbleichend zurück. Sie stand dem Kommissär Rohneck gegenüber.

„Warum erschrecken Sie denn so?“ fragte er, indem er lächelnd auf sie zuschritt und ihr die Hand bot.

Sie überfah die Hand. „Ich erschrecke ja gar nicht,“ sagte sie, „ich bin nur ein wenig überrascht. Was wünschen Sie denn schon wieder, Herr Kommissär?“

„O, nichts Besonderes. Ich wollte nur fragen, was Sie sich eigentlich dachten, als heute das gewohnte Signal ausblieb?“

Gabriele wurde glühend rot. „Ich dachte, der Scherz sei Ihnen langweilig geworden,“ sagte sie kurz.

„Also bloß ein Scherz war es in Ihren Augen?“

„Natürlich! Was sollte es denn anders sein?“

„Sie denken wenig edel von mir, Fräulein Wendel. Glauben Sie, ich hätte so viel Wesens mit Ihnen gemacht, wenn ich Sie nicht schon vom ersten Moment an in mein Herz geschlossen hätte? In dem Augenblick, als mir Ihre Krawatte vor die Füße fiel, da fiel auch der zündende Funke in mein Herz, und freudig nahm ich den verkappten Fehbehandschuh an mich und begann den Kampf mit Ihrem Trotz. — Du kleines, kindisches Mädel du, ich dachte, du kenntest keine Furcht, und nun fürchtest du dich sogar davor, mir einzugestehen, was ich doch längst erraten habe: daß du mich liebst. — Ist's nicht so?“ Er hatte ihre Hände erfaßt und hielt sie innig fest. „Ist's nicht so?“ wiederholte er.

Gabriele tat einen tiefen Atemzug. „Ja, es ist so,“ sagte sie abgewendet. „Aber das — das andere, das kann ja gar nicht sein, das wäre ja ein so großes —“

„Wirklich?“ jubelte er. „Dann ist ja alles in schönster Ordnung! Was aber wird deine ‚Sehnsucht‘ zu diesem Resultat sagen?“

Sie legte, schon etwas weniger scheu, das Haupt an seine Schulter und lachte ihn selig an. „Was soll mir ein Traum, der ohne das Recht auf Verwirklichung entstanden ist? Und böte sich mir auch jetzt Gelegenheit, ich opferte frohen Herzens meine Sehnsucht auf dem Altar meiner Liebe. Es gibt so viel Herrliches auf der Welt. Das hast du mich gelehrt. Neben dir aber sinkt alles andere in den Staub.“

Er preßte sie stürmisch an sich. „Du süßer Brausekopf, wie sanft und gefügig bist du nun in deiner Liebe! — Weißt du auch, daß ich den bösen Brief, den ich dich damals lesen ließ, gar nicht abgegeben habe? Aha, jetzt geht dir ein Licht auf! Der Inspektor war sehr zufrieden, als ich ihm meinen Entschluß, von dem Bericht abzustehen, mitteilte. So bleibt wenigstens seinem Amte der Glanz der Mustergültigkeit erhalten und du scheidest in vollen Ehren aus dem Dienst.“

Gabriele nickte ernsthaft. Ihre Gedanken schienen plötzlich eine andere Richtung genommen zu haben.

„Was sinnst du denn?“ fragte Rohneck.

„Ich denke eben darüber nach, wie sie drüben die Nachricht auffassen werden.“

„Treuen werden sie sich, das ist sicher.“

„Die Damen ja, aber . . . es wird ihm sehr nahe gehen, dem guten Jungen.“

„Ah, du sprichst von deinem Nachbar? Hat er sich vielleicht Hoffnung gemacht?“

„Ich glaube, er hat mich sehr lieb. Weißt du,“ — sie schmiegte sich plötzlich ganz nahe an ihn — „wenn ich so recht viel Geld hätte, da würde ich ihm eine schöne Geige kaufen und ihm so lange den Unter-

richt bezahlen, bis er ein großer Künstler geworden ist. Das ist nämlich sein sehnlichster Wunsch. Wir haben uns in Punkto Lebensideal gewissermaßen als Geschwister gefühlt, und er wird mir meine Abtrünnigkeit übel genug vermerken. Leider kann ich ihm nicht helfen. Ich hätte es gerne getan, denn Herr Ringer ist wirklich ein seelenguter Mensch und würde gewiß eines Tages Großes in der Musik leisten. So aber muß er wohl für immer verzichten.“

Der Kommissär lächelte. „Noch dazu doppelt verzichten müssen — das ist freilich bitter. Wenn nun ich mich des guten Jungen annähme, was würdest du dazu sagen?“

„Aber das kostet ja enorm viel Geld.“

„Nicht so sehr. Ich habe Verbindungen und könnte Herrn Ringer eventuell einen Freiplatz am Konservatorium verschaffen. Möglicherweise bin ich auch sehr reich. Du hast mich ja noch nicht gefragt danach.“

Gabriele küßte ihn auf den Mund. „Kümmert mich auch nicht. Wenn du nur immer gleich lieb und gut zu mir bist. — Und jetzt darf ich wohl hinüber, ihnen die große Neuigkeit mitzuteilen. Du aber bleibe nur hübsch da. Ich bin heute schon rasend eifersüchtig.“

Strahlenden Auges trat Gabriele in den Saal und an den Tisch, an welchem Ringer arbeitete. „Mein lieber Freund,“ sagte sie, indem sie ihn voll mütterlichen Wohlwollens auf die Schulter schlug, „ich teile Ihnen hiermit feierlichst mit, daß es sowohl mit der Beamtin als mit der Künstlerin bei mir endgültig vorüber ist. Die Jungfrau von Orleans heiratet den Regierungskommissär Rohneck. Er hat sich in der Schlinge meiner Krawatte gefangen, und nun gebe ich ihn nicht wieder frei, denn er ist der liebste, beste Mann auf Erden.“

Und wissen Sie auch, was er mir zur Hochzeit schenkt? Ihre Zukunft. Es war meine erste und größte Bitte an ihn. Ein Widerspruch von Ihrer Seite wird nicht geduldet, oder ich müßte Sie für einen ganz undankbaren Menschen halten, weil Sie mir für die viele Plage, die ich mit Ihnen gehabt, nicht einmal dies kleine Vergnügen gönnen. — Sie begreifen noch nicht recht? Wundert mich nicht. Denken Sie darüber nach, indes ich Ihre Depesche nehme, Herr Zukunftsvirtuose.“

Damit schob sie ihn beiseite und begann, ihre innere Aufregung damit bezwingend, mit großem Eifer zu klopfen.

Ringer war zuerst ganz blaß geworden, dann färbten sich seine Wangen mit purpurner Röte. „Doch, ich verstehe,“ murmelte er, „Sie wollen mir einen Schmerz versüßen, den Sie mir zufügen. Es ist ja sehr, sehr lieb von Ihnen, und damit Sie sehen, daß ich nicht undankbar bin und Ihnen auch Ihr Glück herzlich gönne, nehme ich sogar Ihr Geschenk an, mit dem Vorbehalt natürlich, Ihnen das Gebotene einst ehrlich zurückzahlen. Sie sind doch ein kleines, wunderliches Mädel, Fräulein Gabriele!“

„Und bald eine junge Frau,“ jauchzte sie, das beschriebene Formular wie eine Siegesfahne schwingend. „Ach, Herr Ringer, wie glücklich werden wir sein!“

„Sie — o ja. Sie werden natürlich sehr glücklich sein.“

„Auch Sie, lieber Freund.“ Mit feuchten Augen sah sie zu ihm auf. „Wir folgen jeder dem Ruf unseres Schicksals, Sie Ihrer Sehnsucht, ich meiner Liebe, die mir heute höher steht als alle Kunst der Welt. Wir können wieder frohen Mutes in die Zukunft schauen, denn nun sind wir keine Stiefkinder mehr.“





Arbeiterschutz.

Technische Skizze von Reinhold Ortmann.

Mit 3 Illustrationen.

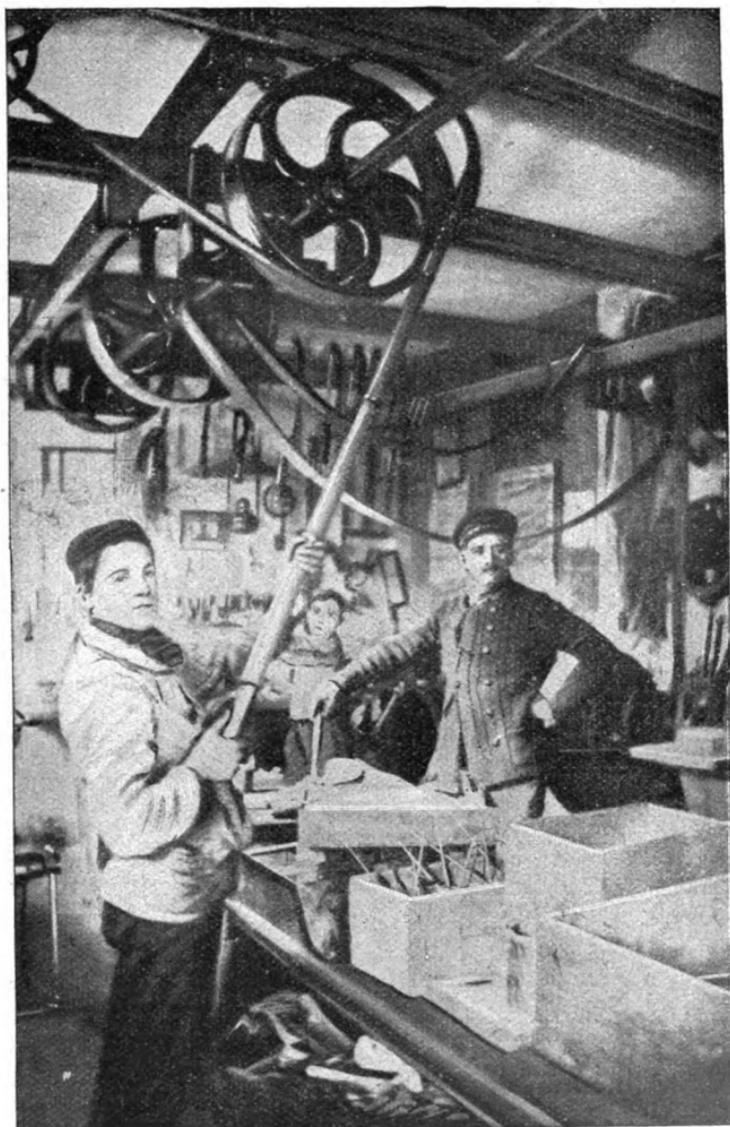
□ □

(Nachdruck verboten.)

Größer als die Zahl der Opfer, die durch Kriege und durch elementare Katastrophen hingerafft wird, ist die Summe der auf dem Schlachtfelde der Arbeit alljährlich vernichteten oder schwer geschädigten Existenzen. Je kunstvoller, gewaltiger und leistungsfähiger die Maschinen werden, die die Handarbeit früherer Zeiten ersetzen, desto zahlreicher und mannigfaltiger werden auch die Gefahren, denen die mit ihrer Bedienung betrauten Menschen ausgesetzt sind.

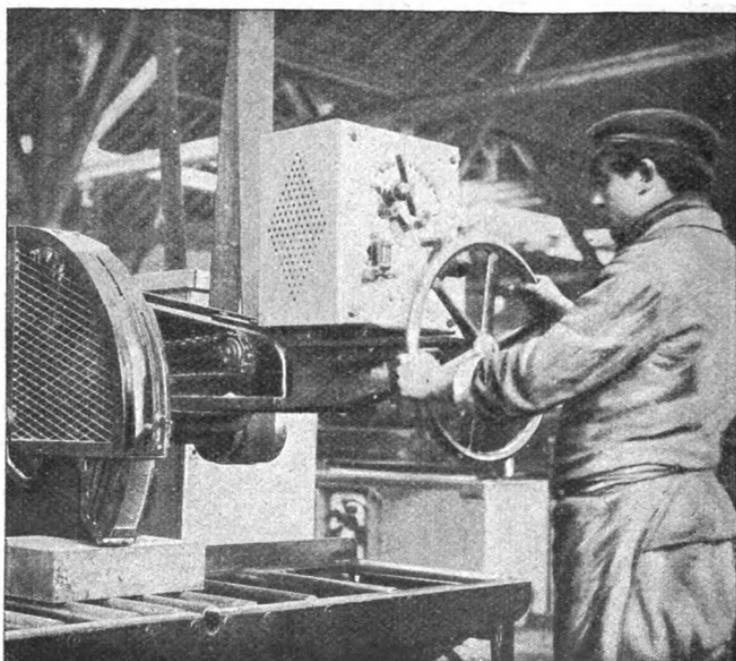
Die erschreckend großen Zahlen der Unfallstatistik bildeten eine traurige Begleiterscheinung des im verfloffenen Jahrhundert zu verzeichnenden gewaltigen Aufschwungs auf allen industriellen Gebieten, und es erscheint uns heute kaum noch begreiflich, daß man dieser Erscheinung lange als einer Art von unvermeidlichem Übel gegenüberstehen konnte.

Es soll dem elsässischen Großindustriellen Engel-Dollfus in dem damals noch französischen Mülhausen unvergessen bleiben, daß er im Jahre 1867 die schönen Worte schrieb: „Der Fabrikant schuldet seinen Arbeitern noch anderes als ihren Lohn. Es ist seine Pflicht, sich um ihr moralisches und körperliches Wohlergehen zu kümmern. Vor dieser sittlichen Pflicht, die durch keine Art von Entschädigung abgelöst werden kann, müssen alle jene Sonderinteressen zurücktreten, die sich ihrer Erfüllung so häufig entgegenzustellen scheinen.“



1. Haken zum Abnehmen und Auflegen von Transmissionsriemen.

Aber nicht mit schönen Worten allein, sondern auch durch eine hochsinnige und bahnbrechende Tat mußte der erwähnte Industrielle seiner Auffassung von den Pflichten des Arbeitgebers Ausdruck zu verleihen. Er begründete die erste Vereinigung von Fabrikanten zur Verhütung von Unfällen in gewerblichen Betrieben

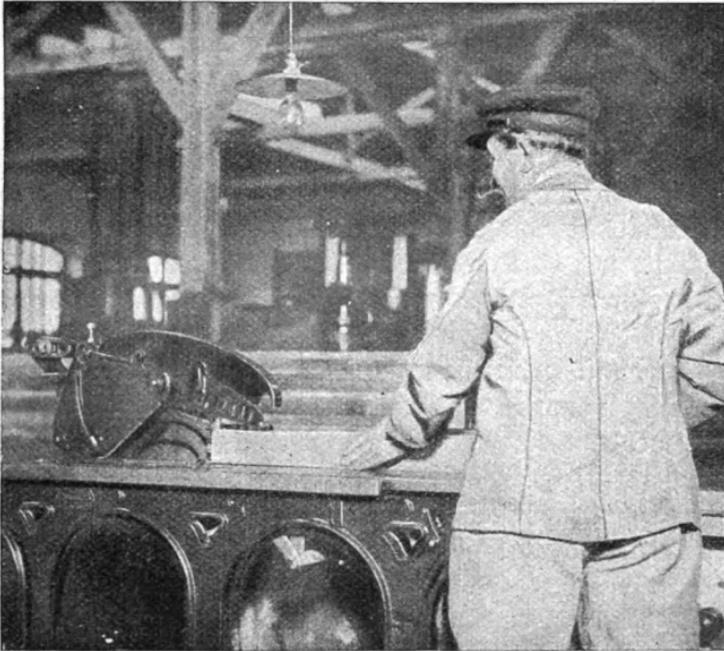


2. Schutzvorrichtung an einer Kreisäge. I.

und richtete ein kleines Museum ein, das die Modelle aller bis dahin bekannten Vorrichtungen zur Unfallverhütung enthielt. Jener Anfänge, die trotz ihrer Bescheidenheit hoch anzuschlagen sind, weil sie der warmherzigen Tatkraft eines einzelnen zu danken waren muß man sich heute erinnern, wenn man der großartigen Fortschritte gedenken will, die innerhalb eines

Zeitraumes von vier Jahrzehnten gerade auf diesem humanitären Gebiete gemacht worden sind.

Es darf uns mit Stolz erfüllen, daß Deutschland allen anderen Industriestaaten darin mit gutem Beispiel vorangegangen ist. Bei uns zuerst wurde die Unfallverhütung gleichzeitig mit der Unfallversicherung



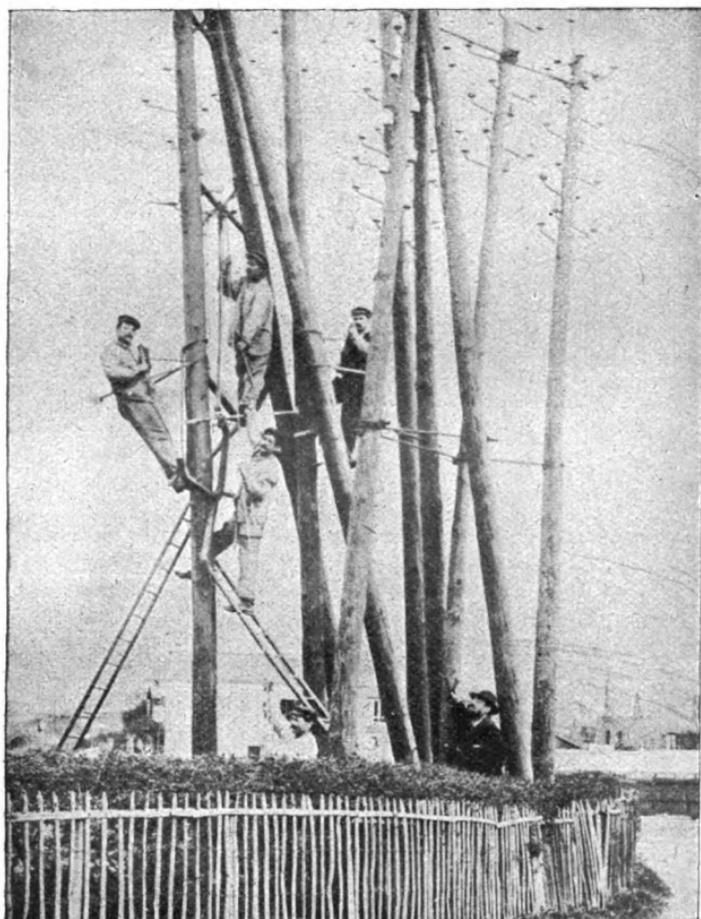
3. Schutzvorrichtung an einer Kreisäge. II.

durch gesetzliche Vorschriften geregelt, so daß es nicht länger der größeren oder geringeren Menschenliebe des einzelnen Fabrikanten überlassen blieb, ob und wie er seine Arbeiter gegen die mit der Ausübung ihres Berufes verbundenen Gefahren zu schützen versuchen wollte. In wie hohem Maße es die Pflicht des Staates ist, hier bestimmend und beaufsichtigend einzugreifen,

erhellte am besten aus den für die Zwecke der Unfallversicherung aufgestellten Tabellen der Berufsgenossenschaften, deren Zahlen eine sehr eindringliche Sprache reden. Danach kamen im Jahre 1902 auf 19,082,758 Versicherte 488,707 Verletzte, und unter diesen waren nicht weniger als 121,284, die schwere Verletzungen davongetragen hatten. Die Zahl der Beschädigungen mit tödlichem Ausgang ist aus den Rechnungsergebnissen der Berufsgenossenschaften nicht ersichtlich, aber der Prozentsatz dürfte bei uns ungefähr derselbe sein, wie in Frankreich, wo im letzten Jahre auf 212,753 in gewerblichen Betrieben Verletzte 1319 Todesfälle kamen.

Nicht in Betracht gezogen ist bei dieser betrübenden Statistik das große Heer der Gewerbekrankheiten, die nicht durch eine einzelne mechanische Einwirkung, sondern durch jene schädigenden Einflüsse entstehen, denen der Organismus des Arbeiters dauernd ausgesetzt ist. Hierher ist zu rechnen die Einatmung von schädlichen Gasen, Dämpfen und Dünsten, die je nach dem Grade, in welchem die Atemluft des Arbeitenden mit ihnen verseht ist, mehr oder minder schweres Siechtum zur Folge haben können. Ferner das fortgesetzte Einatmen von Staub und allerlei mineralischen, metallischen, vegetabilischen oder tierischen Staubpartikelchen, das mit der Zeit eine mit Husten und Beklemmung verbundene Entzündung der Luftröhre, chronische Lungenkatarrhe und andere schwere Erkrankungen der Lunge hervorzurufen vermag. Endlich das Sintiieren mit giftigen Farben und giftigen Chemikalien, dessen Folgeerscheinungen als Arsenik-, Phosphor-, Quecksilber-, Bleivergiftung und so weiter zu Tage treten. Diese sogenannten Gewerbekrankheiten werden sich leider niemals ganz aus der Welt schaffen lassen; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß auch hier durch geeignete

technische Vorrichtungen und vor allem durch den Erlaß zweckentsprechender Vorschriften für die Arbeiter eine



4. Sicherheitsgürtel für Elektrotechniker.

bedeutende Herabminderung der Krankheitsfälle erreicht werden kann und bereits erreicht worden ist.

Die Unfallgefahr ist bei den einzelnen Betriebsarten natürlich sehr verschieden. Zu den besonders

gefährlichen Industrien gehören die Hütten-, Eisen- und Walzwerke, die Bergbaubetriebe, Gas- und Wasserwerke, Brauerei- und Mälzereibetriebe, das Fuhrwesen, das Spedition-, Speicherei- und Kellereigewerbe. Aber



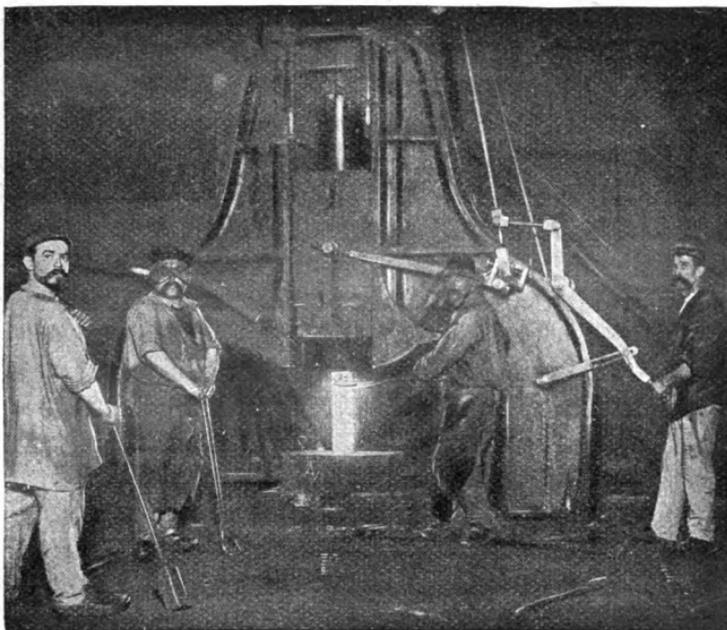
5. Schutzweste für einen Spiegelträger.

auch in zahlreichen anderen Betrieben sind gewisse Arbeiten und die Bedienung mancher Maschinen mit besonderer Gefahr verbunden, und wenn es auch selbstverständlich niemals gelingen wird, durch technische

Vorkehrungen allen Möglichkeiten einer Verletzung vorzubeugen, so ist doch schon unendlich viel gewonnen, wenn wenigstens die erfahrungsmäßig häufigsten Ursachen von Betriebsunfällen durch zweckentsprechende Maßnahmen ausgeschaltet werden können.

Fast jeder neue Tag bringt Erfindungen und Verbesserungen auf diesem Gebiete, und nahezu jeder große Betrieb sucht die schon bekannten Vorkehrungen zur Unfallverhütung seiner Besonderheit anzupassen. Wenn aber alles, was der Menscheng Geist im Dienste der Humanität auf diesem Felde ersinnt, der Allgemeinheit zu statten kommen soll, so muß dafür Sorge getragen

werden, daß jede, wenn auch scheinbar geringfügige Verbesserung den daran interessierten Kreisen auch wirklich zur Kenntnis gelangt. Schon der oben erwähnte Mülhauser Großindustrielle hatte richtig erkannt, daß das geeignetste Mittel der Bekanntgabe die Einrichtung von Museen sei, in denen alle einschlägigen



6. Schutzmasken gegen Verletzung durch glühende Eisensplitter.

Neuerungen an Modellen, Zeichnungen oder im Betriebe befindlichen Maschinen anschaulich demonstriert würden.

Solche Museen für Unfallverhütung bestehen nun seit kürzerer oder längerer Zeit in Charlottenburg bei Berlin, in München, Wien, Zürich und Amsterdam. Als jüngstes hat sich zu ihnen neuerdings das Musée de la prévention des accidents du travail et d'hygiène

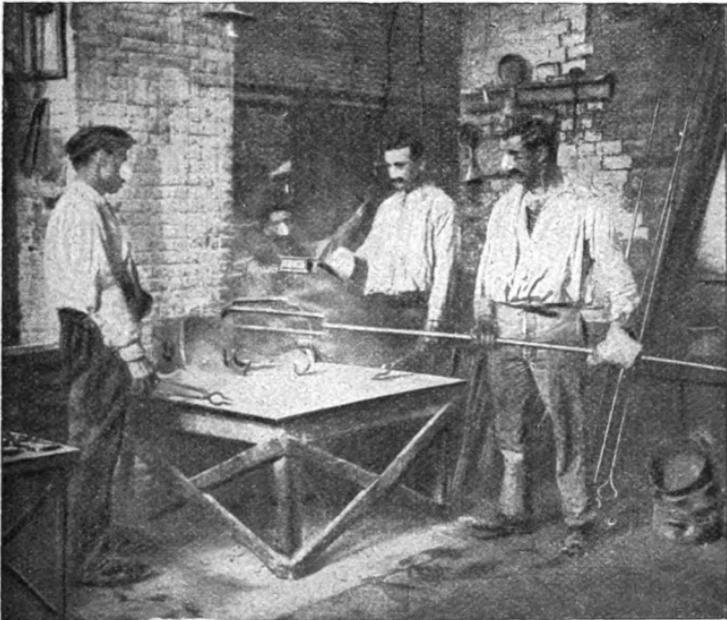
industrielle in Paris gesellt, ein mit dem Aufwande beträchtlicher Mittel vortrefflich eingerichtetes Institut, dessen Eröffnung eine der letzten Amtshandlungen des Präsidenten Loubet gewesen ist.

Unsere Illustrationen sollen dem Leser die Bekanntheit mit einigen Schutzvorrichtungen gegen besonders häufig vorkommende Unfallsgefahren vermitteln. Sie scheinen zum guten Teil von verblüffender Einfachheit, und doch darf man nicht vergessen, daß man jahrzehntelang ohne sie auskommen zu können vermeinte, unbekümmert darum, daß die nämlichen Ursachen immer aufs neue zu mehr oder minder schweren Schädigungen der ihrer Wirkung ausgesetzten Arbeiter führten.

Wie erschreckend groß ist zum Beispiel die Zahl der Unfälle, die in Betrieben der verschiedensten Art beim Abnehmen oder Auflegen der Transmissionsriemen vorkommen! Schwere Quetschungen der Hände und des Vorderarmes, ja selbst ein Mitreißen des ganzen Körpers gehören zu den leider noch immer sehr häufigen Vorkommnissen, und es bedarf in der That einer großen, nur durch lange Übung zu erwerbenden Gewandtheit, um den schweren Riemen ungefährdet auf die vielleicht in rasendem Umlauf befindliche Welle zu bringen. Die mit einem halbkreisförmig gebogenen Eisenhaken versehene Stange, deren Gebrauch unsere erste Illustration veranschaulicht, macht jede unmittelbare Berührung der Hände mit dem gefährlichen Getriebe überflüssig, und ihr Gebrauch wird die Zahl der Unfälle bei dieser Handtierung sicherlich sehr wesentlich vermindern.

Von recht böser Art sind zumeist die Beschädigungen, denen die Arbeiter bei der Bedienung von Kreissägen ausgesetzt sind, wenn sie beim Nachschieben des zu zerschneidenden Holzstückes den haarscharfen Zähnen der

rotierenden Kreissäge zu nahe kommen. Der Abwendung dieser Gefahr dienen die Schutzschilder, die wir auf unserem zweiten und dritten Bilde an derartigen Holzbearbeitungsmaschinen angebracht finden. Die Hände des Arbeiters werden nicht nur durch eine nahezu vollständige Umhüllung der Säge geschützt, sondern es



7. Nasenmasken für Emailleure.

ist auch noch eine weitere Sicherheit durch das selbsttätige Herabfallen eines Schutzstückes nach dem jedesmaligen vollständigen Durchschneiden des zu bearbeitenden Holzes geboten.

Um Elektrotechniker, Zimmerleute, Dachdecker, Maler und andere oft in beträchtlichen Höhen arbeitende Gewerbetreibende vor verhängnisvollem Absturz zu bewahren, hat man sehr zweckmäßige, überall leicht zu

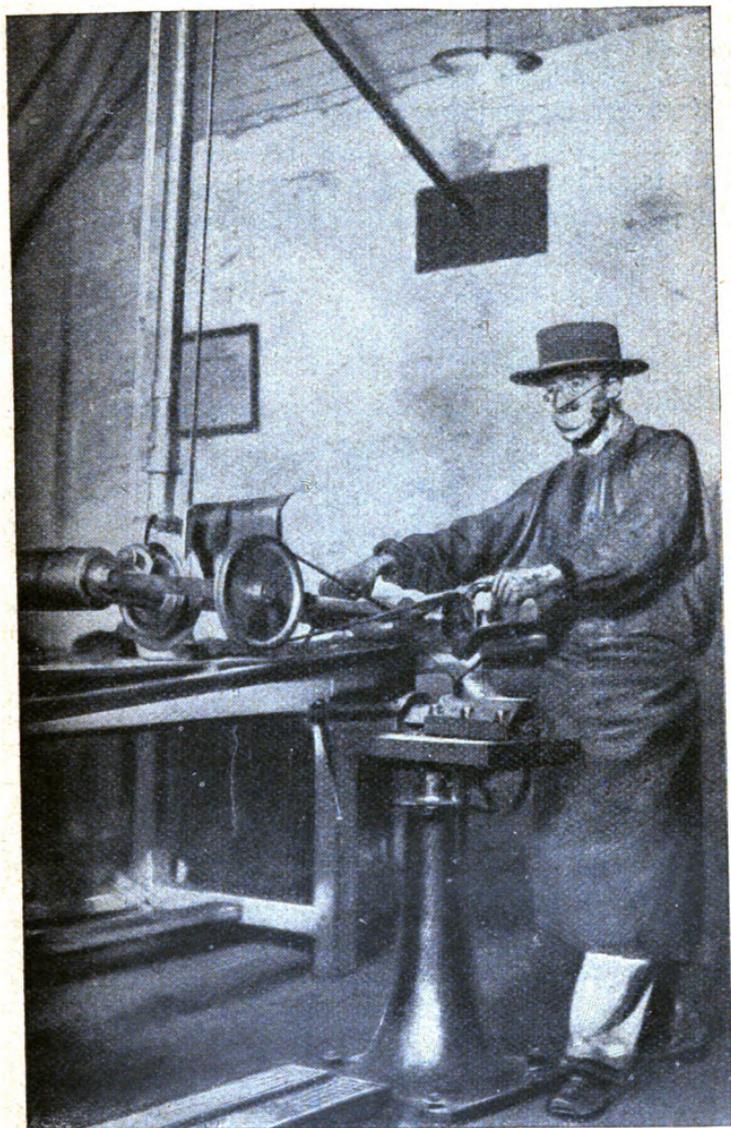
befestigende Sicherheitsgürtel konstruiert, die dem damit Ausgerüsteten auf Leitungspfeosten, Dächern, Kirchtürmen und so weiter ein vollkommen sicheres Arbeiten bei uneingeschränkter Bewegungsfreiheit der Arme gestatten.

Den breitesten Raum in allen Museen für Unfallverhütung nehmen die Schutanzüge und Schutzmasken ein, die teils zur Verhütung mechanischer Verletzungen, teils zur Abwehr der oben angeführten dauernden Schädigungen dienen sollen. In die erstere Kategorie gehören die lederne Schutzweste des Spiegelträgers auf unserem fünften und die Gesichtsmasken der an einem Dampfhammer beschäftigten Arbeiter auf unserem sechsten Bilde. Die von dem bearbeiteten Metallstück abspringenden glühenden Teilchen sind nämlich ganz besonders geeignet, schmerzhaft und — sofern sie etwa das ungeschützte Auge treffen — gefährliche Verletzungen hervorzurufen.

Auch die beiden letzten photographischen Aufnahmen zeigen uns mit Nasen- resp. Gesichtsmasken ausgerüstete Arbeiter in Werkstätten, wo mit geschmolzenen oder weißglühenden Metallen hantiert werden muß. Hier handelt es sich vor allem um eine Schutzvorkehrung gegen die sich entwickelnden giftigen Dämpfe.

Ungleich wirksamer für diesen Zweck sind freilich die in fast allen Betrieben, wo sich gefährlicher Staub und giftige Gase entwickeln, vorgeschriebenen Aspiratoren, die jene Auscheidungen auffangen und in den Schlot entführen, ehe die Atnungsluft überhaupt durch sie verdorben werden konnte.

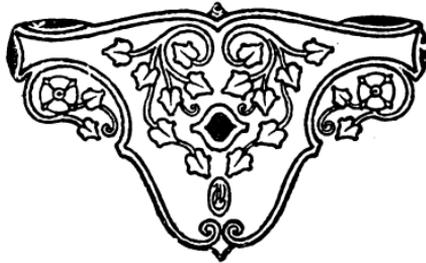
Die Bestrebungen zur Verhütung von Unfällen und zur tunlichsten Einschränkung von Gewerkrankheiten haben sich zu einer besonderen Wissenschaft gestaltet,



8. Schutzmaske bei der Bearbeitung weißglühender Metalle.

der viele unserer erfindungsreichsten Köpfe ihre ganze Tätigkeit zuwenden.

Das ist sicherlich eine erfreuliche Erscheinung und eines der wertvollsten Hilfsmittel bei dem Versuch, einer Lösung der brennenden sozialen Frage näher zu kommen, die lebhafter als je zuvor gerade in unseren ersten Tagen die Gemüter beschäftigt.





Eifersucht.

Novelle von H. Schoebel.

(Nachdruck verboten.)

Nemomenbeete — dunkler, dunkler Rasen und darüber gestreut die Schatten alter Steineichen. Schwärzlich ihre Kronen, wunderbarlich gezackt ihr Laub. Der Nachtwind schüttelt die Zweige, daß sie rauschen und raunen von Erinnerungen, von schweren, lastenden, unter denen die Äste sich beugen und stöhnen, von mutwilligen, die das Blätterwerk lustig knistern machen, von köstlichen, die wie Blüten prangen. Rivierarosen sind den alten Bäumen bis in die Kronen geklettert. Nachttau und Mondlicht tropft auf sie nieder.

Hinter den Steineichen liegt ein Haus, weiß und hell. Sein niedriger Säulenvorbau ist dicht zugehüllt von Grün und Blüten.

Hinter der atmenden, duftenden Wand Schatten und Flüstern; das Flüstern zweier Stimmen.

„Du Guter,“ sprach eine zarte Stimme, „du Einziger! Zwei Jahre an deiner Seite und nichts als —“

„Als? Sag's doch, Liebchen — sag es!“

„Als wundervoller Frieden.“

„Nur Frieden? Nicht Liebe?“

„Innige, hütende Liebe! Sanfte, sorgsame Liebe!“

„Sanft, sorgsam — jawohl. Nicht wild und feurig.“

Aus Rücksicht sanft und aus Furcht, Adele. Weil du jung bist, und ich — alt.“

„Du — alt? Nie hab' ich darüber nachgedacht. War ich wirklich jung, als du mich fandest? Verschüchtert war ich wie ein heimatloses Tier, ausgenutzt, gehehrt bis in die sinkende Nacht. Blind stand ich im Leben, sah nichts Schönes, nichts Herrliches an der Welt, war ja nur ein ‚Fräulein‘, so ein armseliger Schatten — ohne Namen selbst. Unzählig meine Pflichten. Und was meine Rechte? Zu atmen, zu essen, zu trinken, und ein paar Stunden unruhvoll neben einem kranken Kind zu schlafen. Fahl und hohläugig mag ich ausgelesen haben damals — mochte mich ja gar nicht im Spiegel sehen. Aber der Kleine, Ernst, der hatte mich lieb! Und ich ihn! Als es hieß, die Operation, die wieder und wieder aufgeschoben worden war, müsse nun endlich ausgeführt werden; als man nach dir schickte, Ernst, mitten in der Nacht, da hab' ich voll Born und Empörung an dich gedacht, ohne dich zu kennen. Dir sollte ich den Job ausliefern, meinen Liebling einem Fremden ans Messer liefern! O, mir graute bei dem Gedanken, er könne unter deinen Händen verbluten!“

„Nur ein Wunder hat ihn gerettet, Adele — ein Wunder, das ich noch heute nicht begreife. Dein Wille vielleicht! Eine fürchterliche Stunde war's. Draußen die Sturmnacht und drinnen ein Raum, wie von Dämonen erfüllt. Die Angst der unbeherrschten Eltern, die Qual des Kindes, meine eigene Ohnmacht der Gewalt des nahenden Todes gegenüber! Und dazu das andere Sonderbare, Zwingende! — Nie mocht' ich davon sprechen bis heute —“

„Ernst!“

„Erschrick nicht! Höre zu. Der Knabe war bereits zu geschwächt, um eine Markose ertragen zu können;

gegen meine Verührung wehrte er sich verzweifelt. Da huschte aus einem Schattenwinkel des Krankenzimmers etwas in den grellen Lichtkreis des Operationsfeldes. Du warst es. Kührend und ratlos standest du da. Das Gesicht naß von Tränen. Bitternd zogst du den Knaben in deine Arme und fingst an, leise Worte zu flüstern, süß und töricht. Ach, Adele, Worte aus der Geheimsprache von zwei Seelen, die ihrem Ursprung noch sehr nahe stehen! Und deine Tränen fielen auf das Kind. Wie von einer Hypnose bezwungen, wurden die starren Glieder weich, wehrten sich nicht länger gegen mich. Ich ergriff das Messer —“

„Ernst, ach, Ernst — das Blitzen traf mich wie die Schneide selbst!“

„Da begegnete ich deinem Blick, Adele. Und zum ersten Male in meinem Leben zitterte mir die Hand bei einer Operation. Ich dachte das Messer hinzuwerfen und —“

„Mein Gott — Ernst! Mein Blick sollte dich ja nur anstacheln, zur Rettung des Kindes alles aufzubieten. Denn ich fürchtete, du könntest das einzige Geschöpf auf Erden vernichten, an dem ich hing, an dem ich mich wärmen durfte.“ Die zarte Stimme klang plötzlich wie von Tränen beschwert. „Mein Job! Mein Zigeunerprinz mit den Sternenaugen!“

„Dein Blick traf in mein Innerstes, Adele. Und ein Sturm von Gedanken jagte durch mein Hirn. Wie ein Befehl kam es über mich, den Haß, das Drohen in deinem Blick auszulöschen, eine unerhörte Kühnheit zu begehen, eine Operation vorzunehmen, die an Wahnsinn grenzte, die gelungen eine Heldentat bedeuten mußte, mißraten ein Frevel war.“

„Ernst — um Gottes willen —“

„Der Einstich gelang, die Schnitte saßen. Für die

leidende Menschheit war ein neuer Rettungsanker gefunden. Aber mir schlugen die Zähne zusammen. Ich entfernte mich rasch, den Dank der Eltern zurückweisend. Dich wollt' ich nie wiedersehen. Niemals, Adele! Doch schon in der nämlichen Nacht schlichst du dich in meine Träume. Und am folgenden Tage —“

„Ach, Ernst, am folgenden Tage fängst du an, mich zu beachten, du, der berühmte Professor Derzen, das arme Kinderfräulein, an der die Blicke der Gäste des Hauses stets vorbeigestreift waren, als sei sie Luft. Job trug dann allerlei Botschaft zwischen unseren Herzen hin und her. Wie war ich dir dankbar für seine Rettung! Und wie wohl tat es mir, daß du meine Dürftigkeit und Reizlosigkeit nicht zu bemerken schienst.“

„Deine Augen hatten es mir angetan, die zärtliche Stimme. Im übrigen wußte ich als Arzt, daß du nur körperlicher und seelischer Pflege bedurftest, um in Jugendpracht aufzublühen.“

„Und ich blühte auf als dein Weib in deinem schönen, stillen Hause mit dem herrlichen Garten und dem tiefen Frieden. Blühte auf — und hatte doch den Job verlassen, meinen lieben, lieben Job!“

„So lieb hast du noch nie von mir gesprochen, Adele!“ Die tiefe Stimme bebte vor Erregung. „So nie deine innerste Empfindung —“

„Du bist so selten bei mir, Ernst. Deine Pflicht, dein aufreibender Beruf läßt dir wohl keine Zeit dazu, zu horchen, zu lauschen auf meine Empfindungen für dich —“

„O — Adele!“

„Verflogen sind die zwei Jahre wie zwei Tage. Darum müssen sie köstlich gewesen sein. Ich danke dir, Ernst, für alles, was durch dich wie ein Wunder über mich gekommen ist.“

„Nicht über dich, sondern über mich, Liebling! Jetzt kann ich mich dir ja widmen, habe alle Pflichten von mir geworfen und mir selber Urlaub gegeben für unsere erste gemeinsame Reise. Und morgen wirst du das Meer sehen, Abele.“

„Morgen werd' ich das Meer sehen!“ Ein Seufzer des Glücks klang, ein weicher Stoff rauschte, still wurde es hinter dem Grün, den Blüten.

* * *

Am anderen Tage leuchtete das Meer zu Abeles Füßen.

Sie hatte davon geträumt, daß Welle auf Welle kommen sollte, hoch aufrauschend, mit funkelndem Gischtamm, daß Welle auf Welle ihr tiefgrünes Gewand zerreißen sollte an zackiger Klippe, daß eine ungeheuerliche Musik dazu erklingen würde, ein Brausen wie von Sturm und Wetter, siegesfroh, todeslüchtig. Und daß das Spiel der Wogen ein jauchzendes Sichverschlingen und Aneinandervergehen sein müsse.

Vor ihr lag eine schimmernde Fläche, verschwimmend mit dem weitgespannten Zelt des klaren Himmels. Ein leichtes Schwanken des Wassers, ein mattes Verschäumen am sandigen Ufer — Sprühen und Glikern — — Das war das Meer, das herrliche Meer im Frieden eines Sonnentages.

Abele zog ihren Blick zurück von dem weiten Becken, wandte ihn der Menschenwoge zu, der farbenprächtigen, mit der sie trieb, selbst einer Schaumflocke gleichend in ihrem weißen duftigen Kleide.

Mizza, Palmen mit leicht zerzausten Kronen, der Duft ferner Blumeninseln, der Atem des Meeres, der Hauch aus den Kelchen zahlloser feilgehaltener Rosen, und dazwischengemischt die Wohlgerüche aller Länder

und Bonen, aus Blumenadern gepreßt, um schöne Frauen zu umschweben, schöne Frauen, die unter diesem Himmelsstrich bedeutamer zu lächeln scheinen, deren Blicke glänzender strahlen.

Abele fiel auf in ihrer Einfachheit. Wie sie sich jetzt vom Meer abwandte, süß und traurig lächelnd, die Augen überflimmert von dem Glanz einer heimlichen Träne, da stand sie wie ein Wunder unter all den überkultivierten Menschen. Wie das Wunder des Frühlings, der Jugend. Staunende, begehrlische und neidvolle Blicke hefteten sich auf sie. Sie nahm es nicht wahr. Aber der Mann an ihrer Seite bemerkte es. Der Hüne mit der sehnigen, vornübergeneigten Gestalt, mit den grauen, forschenden Augen in dem hageren Gesicht.

Und es schoß ihm durch den Sinn, daß es gefährlich werden könne, ein junges Weib im Kleide der Unschuld auszustellen auf diesem heißesten Boden der Welt. Er beugte sich herab zu ihr. „Abele, hättest du nicht Lust, dir auch so ein paar moderne Roben zu kaufen, wie die Damen sie hier tragen?“

„Meinst du, daß so etwas für meine einfache Erscheinung passen könnte?“ Sie sah zweifelnd an sich nieder.

Im nämlichen Augenblick schritt ein ältlicher Herr vorüber und prüfte, das Monokel eingeklemmt, den zarten, geschmeidigen Wuchs Abeles, der sich wie in Schaum gebadet unter dem leichten Stoff des anschließenden Kleides zeigte.

Professor Derßen runzelte die Stirn. „Die Schlichtheit deines Anzugs fällt auf, Abele. Du siehst aus, als hättest du die Reisekleider noch nicht abgelegt. — Komm, wir wollen ein paar recht aparte Toiletten für dich ausfuchen.“

Sie verließen die Promenade und suchten die glänzendsten Magazine Nizzas auf.

Abele hielt sich bewundernd vor den Auslagen auf, ehe sie eintrat.

Berwirth von dem Lugs der ihr vorgelegten Gegenstände hat sie Derzen, ihr bei der Auswahl behilflich zu sein. Er wollte das Lockere, Bauschende der Tracht betont wissen, um Abeles Frauenwürde hervorgehoben zu sehen, und riet ihr allerlei kostbare Bervollständigungen der neuen Kleider an — Schals, Boas, von Metallfäden durchzogene Tücher.

„Ich werde die eleganteste Dame von Nizza sein,“ rief Abele entzückt, als sie in dem ihr ungewohnten Glanz vor einen vielteiligen Spiegel trat, der ihre Erscheinung fünf-, sechsmal zurückwarf.

Spielerisch freute sie sich daran, ein mit bunten Steinen ausgelegtes Dorgnon unablässig an ihre schönen Augen zu führen, sie dahinter zu verstecken.

* * *

Acht Tage hatte das Paar im Rausch und Taumel der köstlichen und gewagten Zerstreungen einer Saison von Nizza verlebt, da sprang ein kleiner Funken auf in dem wie ein Kaleidostop von wechselnden Bildern erfüllten Hirn Abeles.

Es leuchtete zwischen ihren Wimpern. Sie tat eine Frage. „Ernst,“ sagte sie, sich während eines Spazierganges an ihres Gatten Arm hängend, „du mußt mir etwas erklären. Etwas Geheimnisvolles. Etwas, das mich bedrückt und reizt zugleich.“

„Die Champagnerluft der Riviera ist dir wohl zu Kopf gestiegen?“ neckte er.

Sie schloß die Lider halb. „Über dem Leben und Treiben hier schwebt etwas, das mich ängstigt und lockt

zugleich, das mich anzieht und abstößt. Nie hab' ich in den Gesellschaften, die Jobs Eltern gaben, dies seltsame Etwas bemerkt. Auch nicht während der Feste zu Ehren deines Jubiläums. Was es ist, weiß ich nicht, Ernst. Aber es ist immer da. Es ist kein Duft, es ist kein Klang, und doch duftet's und flirrt. Es schwebt und glißert — es ist eben immer, immer da, wo hier Menschen sind. Es bezaubert mich in dieser Minute und in der nächsten empfinde ich eine geheime Angst davor, ja mehr, ein wahres Grauen.“

Derzen war aufmerksam geworden. „Wo Menschen sind, ist es —“ Er runzelte finster die Brauen. „Und es bezaubert dich!“ Ein dumpfer, eherner Klang kam in seine Stimme. „Aber Gefahr liegt darin. Du hast recht. Und Schmach dazu. Deutscher Art ist's zuwider.“

Scheu und geängstigt löste sie sich von seinem Arm.

„Höre zu, Abele. Was über den raffinierten Kulturmenschen hier schwebt und geheime Fäden spinnt — das, Abele, das ist der Flirt.“

„Flirt?“

„Ja, der Schein, der Anschein der Liebe. Nichts ist dahinter. Kein ehrliches Gefühl. Kein starker, voller Herzschlag. Alles Spiel — verruchtes Glücksspiel mit Millionen von Nieten.“

„Der Anschein der Liebe,“ murmelte Abele. — Plötzlich blickte sie auf. „Aber das junge Mädchen, Ernst, und der junge Mann, die wir des Morgens nach dem Bad immer sehen — auf der Terrasse unter den Oleandern sitzen sie — Ernst, die lieben sich doch? Die müssen sich ja lieben!“

„Schwerlich. Flirt führt nur zu Flirt. Man setzt gegenseitig keine ernsthaften Absichten voraus.“

Abeles Stimme zitterte. „Alle diese Männer und Frauen hier sehen sich an mit so seltsamen Blicken.“

Sie sprechen geradezu mit den Augen. Und immer sind sie gekleidet wie für ein Fest.“

„Flirt — Abele, nichts als Flirt!“

„Aber wenn nun ein junges Mädchen nichts vom Flirt weiß und wirklich liebt und Liebe erwartet? Ernst, was dann? Was dann?“

„Dann geschieht eben ein Unglück mehr in der Welt.“ Er schob den Hut aus der heiß gewordenen Stirn. „Aber denken wir nicht weiter über diese Dinge nach, mit denen wir nichts zu schaffen haben. Weil hier Flirt die Lösung ist, habe ich es vermieden, Bekanntschaften anzuknüpfen. Bleiben wir Zuschauer, Abele, die den Hauch des Flirts einatmen wie den Duft einer schönen Giftblume, der sich auch wieder verflüchtigt.“

* * *

Riesigen zauberischen Blüten in einem erleuchteten Treibhaus glichen die Frauen, die sich Abends im Theateraal eingefunden hatten. Eine Ausstellung der blendendsten Eleganz, des übermütigsten Luxus, wirklicher und künstlicher Schönheit, echter und nachgemachter Edelsteine.

Dazwischen die dunkleren Erscheinungen der Männer, auffallend durch verblüffende Einfachheit des Anzugs und tadellose Haltung.

Und über der heiter erregten Menge sich wiegend wie auf Falterflügeln, unsichtbare Fäden spinnend, duftend, lügnerisch, voll heimlicher Gefahren — der Flirt!

Abele blickte um sich, von eigentümlichen Gefühlen bewegt, über die sie sich selbst keine Klarheit zu geben vermochte. Ihre neuen Kleider erschienen ihr wie ein fremdartiges, glitzerndes Gefieder, das sie für ein Maskenfest angelegt hatte. Aber sah sie denn etwas

anderes um sich, als Masken? Zu Lächeln und Liebenswürdigkeit verzerrte Masken?

Ganz veränderte Bewegungen glaubte sie dem ungewohnten Land schuldig zu sein. Sie benahm sich mit der etwas gezierten Grazie, die sie an anderen Damen bemerkte, sie bewegte hastig einen Fächer, den ihr Mann vor einer Stunde für sie gekauft hatte. Unaufhörlich mußte sie eine kleine Locke aus der Stirn streichen, die sich aus der modischen, gebauschten Frisur hervordrängte.

Derzen saß, von geheimem Stolz erfüllt, neben ihr. Sie konnte wirklich als eine der elegantesten Erscheinungen dieses ausgesuchten Kreises gelten. Mehrere Damen schienen sich eingehend mit den Stickerien an Abeles Toilette zu beschäftigen.

Von einer Seitenloge aus, der Derzen den Rücken zuwandte, blickte ein junger Mann mit gespannter Aufmerksamkeit herüber. Als der Vorhang sich hob, nahm er nicht den geringsten Anteil an den Bühnenvorgängen. Über den hallenden Stimmenklang der Schauspieler hin sandte er alle Gedanken, den Zwang seines Wesens der zarten Erscheinung zu, die da neben dem hageren Manne mit der stark vorspringenden Stirn saß, von der anziehenden Unsicherheit eines jungen Mädchens umschwebt, das ein nachsichtiger Vater zum ersten Male in die Welt schauen läßt.

Nach wenigen Minuten gelang die Magnetisierung. Abeles schüchternen Blick traf in die brennend auf sie gerichteten Augen, irrte ab, kehrte zurück — immer wieder. Gewissermaßen forschend sah sie den jungen Mann an, um schließlich wie in froher Überraschung zu erröten.

Raum war der Vorhang zum ersten Male gefallen, da griff Abele nach der Hand ihres Gatten. „Dent

nur, Ernst," flüsterte sie, „da links in einer der Seitenlogen sitzt ein junger Mensch. Mein, wie der mich an den Job erinnert! Das ganze lustige Zigeunergesicht, die blauen Augen, die schwarzen Haare — verblüffend geradezu. Genau so wird der Job einmal später aussehen.“

Das Spiel setzte von neuem ein, und Derzen wandte sich der Bühne zu. Auch Adele widmete sich ganz den Bühnenvorgängen. Ihr Blick schweifte nicht zur Seite, in jene Loge hinein, aber er verlor sich geheimnißvoll in den Tiefen der Vergangenheit.

Adele dachte daran, wie zärtlich Job gewesen, wie sanft er sie gestreichelt und geliebt hatte mit seinen sonst so wilden Händen. Sie dachte an ihre kleinen Erfindungen für seine Bequemlichkeit, an die Blicke aus seinen glänzenden Augen, die ihr gedankt hatten, an alles, was er sich vorgesetzt, dereinst für sie auszuführen und zu erobern, wenn er ein Mann geworden sein würde. Und sie erinnerte sich der schweren, trüben Stunden, die sie neben seinem Krankenlager zugebracht hatte, ihn beruhigend, ihn tröstend, wenn er vor Schmerzen stöhnte.

Eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Knaben erfaßte sie. Sie konnte die Tränen nicht zurückhalten.

Auf der Bühne war inzwischen eine erschütternde Szene zu Ende gegangen, geistige Folter ausübend und Spannungen und Entladungen geradezu herausfordernd. So suchte Derzen nach keiner fernerliegenden Erklärung für Adeles Gefühlsausbruch. Leise sprach er ihr zu. Doch sie schien sich nicht beruhigen zu können.

Da beugte er sich besorgt zu ihr hinab. „Möchtest du lieber aufbrechen? Vielleicht ist es hier zu heiß für dich.“ Er faltete den Theaterzettel zusammen.

Die junge Frau strich über ihre Wimpern, an denen es feucht glänzte und perlte. „Es ist zu heiß hier,“ murmelte sie aufstehend. „Laß uns gehen!“

Im matten Schein der während des Spieles verminderten Beleuchtung näherten sie sich behutsam, die Nachbarn um Entschuldigung für die Störung bittend, dem Seitengang. Als Adele hindurchglitt, beugte sich aus einer der Nebenlogen ein junges, braunes Gesicht. Von der Bühne her tönte ein weher, leiser, qualerpreßter Schrei, etwas wie das Aufstöhnen eines von geliebter Hand zu Tode getroffenen Geschöpfes —

Einen Herzschlag lang zögerte Adele. Dann trat sie, sich zusammennehmend, in den Garderoberraum.

Während des Heimwegs blieb sie schweigsam und blickte mit starren Augen in die Nacht hinaus, die sehr schwarz und sehr schwül war. Die Luft hing schwer wie vor einem Gewitter über der Stadt.

In die kleine Villa zurückgelangt, klagte Adele über Stechen in den Schläfen und ging sofort zur Ruhe, ohne etwas genossen zu haben.

Um Mitternacht fuhr sie aus dem Schlaf auf. Der Mond war durchs Gewölk gebrochen — seine Strahlen drangen zwischen dem Blättergeflecht vor den Fenstern hindurch und malten gespenstisch bewegte Lichtflecke auf die Wände. Ein weißliches Flimmern schwebte im Zimmer, eine tiefe dröhnende Unruhe in Adele.

Das Meer möchte draußen stöhnen und seufzen unter dem Atem eines plötzlich aufgesprungenen Windes. Adele blickte geängstigt um sich.

Sie hatte von Job geträumt, schwer geträumt. Und nun schien er noch im Zimmer zu sein. Jede Einzelheit seiner Person war ihr gegenwärtig, die blitzschnellen Bewegungen, mit denen er sich gegen einen Überfall gewehrt hatte. Und seine Augen schienen sie anzu-

bliden, von hier, von dort. Aus dem Spiegel drüben flimmerten sie jetzt und nun leuchteten sie wie blaue Funken aus einem verblaßten Bild hervor, das an der Wand hing.

Abele öffnete die Augen weit — weit. Ihre Finger spreizten sich.

Da — klang nicht ein Seufzer? Und jetzt — rief nicht eine Stimme, zärtlich weich — so leise?

Lähmende Furcht kroch über ihre Glieder.

Wieder rief es.

Da schloß sie die Lider, preßte sie fest zusammen — immer fester. Da funkelte es auf vor ihren geschlossenen Augen, mit blauem Leuchten, lodend wie Irrlichtflammen.

Hundertfach sah sie Jobs Augen, und die Blicke daraus schossen wie Pfeile in ihr Hirn, bohrten sich hinein, stachen — —

Ahzend drückte sie sich zwischen die Rissen, von kaltem Schweiß übergossen, fiebernd.

* * *

Am nächsten Morgen versäumte Abele ihr Bad und fand sich verspätet zum Frühstück auf der Terrasse ein. Sie schritt achtlos an einem jungen Mädchen vorüber, das unter den Oleanderbäumen saß, Rosen in den Händen. Derzen blickte seiner Frau forschend entgegen. Wie blaß sie aussah — fast durchsichtig!

„Schlecht geschlafen, Kleine?“

Ihr Blick suchte die bläulichen Flammen, die unter der Kaffeemaschine züngelten. „Ich hab' schwer geträumt, Ernst.“

Er lachte gutmütig. „Von Räubern? Oder von einer Fee ohne Zauberstäbchen? Hast ja hier das Wünschen gelernt.“

Abele schüttelte verwirrt den Kopf. „Von Menschen hab' ich geträumt. Meinen Job wollten sie umbringen.“

Derzen reckte sich auf. „So bin ich's gewesen, Abele.“ Er löschte die Flamme im Spiritusbehälter aus. „Von mir also träumst du so böses Zeug, Abele — von mir?“

Die Tränen traten ihr in die Augen.

„Du kannst noch weinen um Träume,“ sagte Derzen — in den Worten lag ein geheimer Sinn — „wie leicht muß dir das Leben sein!“

„Heute liegt es schwer auf mir, Ernst. Wenn dem Job etwas zugestoßen wäre, wenn der schreckliche Traum eine Ansage bedeutete!“ Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen.

„So lieb hast du ihn gehabt?“

Sie nickte aufgeregt. „Nieber als alles in der Welt,“ rief sie unbedacht.

Der Mann neben ihr empfand etwas wie den Stich eines giftigen Insekts. Er biß sich auf die Zunge, um den scharfen Schmerz zu unterdrücken, dann machte er sich Luft in einem Wort, das keinen guten, keinen edlen Inhalt trug. „Der Job hat dich längst vergessen. Kinder vergessen ja so schnell! Wie lange hat er dir nicht geschrieben!“

Sie ließ die Hände sinken. Mit weitgeöffneten Augen blickte sie zu ihm auf, verlezt bis ins tiefste Herz. „Er darf mir ja gar nicht schreiben,“ sagte sie leise. „Seine Mutter verbietet es ihm — aus Neid, weil er so an mir hängt, aus Rache, weil ich ihre versäumten Mutterpflichten an ihm erfüllte. Aber nun werd' ich selbst ihm schreiben.“ Sie trocknete die Wimpern, trank hastig einen Schluck Kaffee und rückte ihren Hut zurecht. „Ich gehe jetzt, um ein paar Karten für den armen

Job auszufuchen. Danach will ich ans Meer hinunter, um den häßlichen Traum aus meinem Blut fortzuatmen. — Vielleicht kommst du mir nach, Ernst?“ setzte sie hinzu, als sie bemerkte, daß ihr Mann mit einer gewissen Gewaltthamkeit ein Stück Zucker zwischen seinen Fingern zermalmte. „Ja — tu's, Ernst. Komm mir nach!“ Und einen roten Schirm aufspannend, der einen feurigen Schein über ihr blaßes Gesicht warf, trat sie auf die Terrassenstufen.

Mit zuckenden Mundwinkeln blickte Derzgen ihr nach. Noch immer empfand er den schneidenden, giftigen Schmerz. Schwerfällig, halb gelähmt stand er auf, schob sich an den schwagenden, frühstückenden Mitbewohnern der Villa vorüber und ging ums Haus herum in seine trauliche kleine Wohnung.

Er betrat den von Klematis zugespinnenen Vorbau. Dämmerig und kühl war es hier. Wie im Traum ließ er sich nieder. Den Kopf in die Hände gestützt, starrte er vor sich hin — lange, die Stirn schmerzvoll verzogen.

Während dieser Sonnenzeit am Meer hatte er es erfahren dürfen — zum ersten Male in seinem arbeitsreichen Dasein —, daß das Leben ein Fest sein kann. Er hatte nicht nachgedacht, nicht vorgesorgt, sich tragen lassen wie von lauen Wellen — — Er war glücklich gewesen! Und wie der wahrhaft Glückliche hatte er sich nicht Rechenschaft gegeben über die Ursache dieses Glücks. Er hatte es hingenommen, hatte es dankbar gelebt! Und nun war etwas über ihn gekommen, das ihn zwang, dem Geheimnis seines Glücks nachzuspüren, zu zerren an dessen verschlungenen, schimmernden Fäden.

Mit voller Wucht traf ihn die Erkenntnis, daß der Grund zu seiner tiefen, stillen Seligkeit in der Liebe

zu seiner Frau wuzle, zu dieser spielerischen Frau, die wie ein Kind voll Dankbarkeit und Gehorsam und Scheu zu ihm aufblickte, daß sein Seelenheil abhängig sei von dem Glauben an Adele!

Bis zu dieser Stunde hatte er sich, erfüllt von der Schamhaftigkeit des gereiften Mannes, niemals Rechenschaft zu geben gewagt über die Größe seines Gefühls. Aber nun drang es ihm zum Bewußtsein, daß Adele zu ihm gehörte, wie seine Hand, wie sein Herz selber, daß er sie nimmermehr würde entbehren können — nie, niemals!

Ein grübelnder Zug trat auf sein Gesicht. Dann wechselte es jäh darüber hin wie Sonnenschatten.

Er erhob sich und ging ins anstoßende Zimmer. Auf einem Stuhl lag Adeles Morgenjäckchen. Es hatte die zarte Form ihres Körpers angenommen. Vorsichtig hob er es auf, nahm es in seine Arme und drückte es an sein Herz wie ein geliebtes, kleines, verhätscheltes Kind.

Plötzlich knirschte er mit den Zähnen, preßte sie aufeinander, als sollten sie splintern, und konnte es doch nicht verhindern, daß ein wildes Stöhnen aus seiner Brust drang, ein Stöhnen, wie ein Notschrei.

* * *

Adele ging am Strande auf und ab, nachdem sie einige hübsche Karten an Job gesandt hatte.

Hinter der ersten Biegung des Weges begegnete ihr der junge Mann, der sie am verfloffenen Abend von seiner Loge aus so scharf beobachtet hatte. Einen Herzschlag lang blieben beide stehen, sahen sich an und gingen dann weiter — auf und ab, wie auch die anderen es taten. Immer wieder trafen sie sich an derselben Stelle. Und jedesmal sahen sie sich an.

Abele war von neuem betroffen durch die Ähnlichkeit dieser Züge mit denen ihres früheren Zöglings. Sie dachte an die Schelmereien und den Übermut ihres „schwarzen Buben“. Alle seine reizenden kleinen Verrücktheiten fielen ihr ein. Unter einem schwachen Lächeln entblößte sie die Zähne. Im nämlichen Augenblick ging der junge Mann an ihr vorüber. Er blickte sie voll und groß an. Genau so hatte Job früher seine Augen in die ihren getaucht. Und so lange schwarze Wimpern hatte auch er gehabt.

Abele versank nun gänzlich in Erinnerungen. Ihre Schritte wurden zögernd.

Schleier nach Schleier fiel von der Vergangenheit. Ihr starkes Pflichtenleben von ehemals stieg vor ihr auf. Schwer war es gewesen, ermattend, erdrückend oft, alle ihre Körperkräfte verlangend. Aber wie reich, wie beglückend durch die Liebe und Dankbarkeit des temperamentvollen Knaben, durch das Gefühl, etwas zu leisten, notwendig zu sein.

Wie schal erschien dagegen das tändelnde Reiseleben, dieser Aufenthalt unter lauter privilegierten Nichtstuern!

Abele fing an, sich in ihre Häuslichkeit zurückzuwünschen. Aber auch dort erwarteten sie keine treibenden Pflichten und Sorgen. Niemand stellte Forderungen an sie, die Tag und Stunde füllten. Der von erprobten Diensthoten geleitete Haushalt ging auch ohne ihr Zutun wie auf Rädern. Ihre ganze Beschäftigung bestand in leichter Handarbeit und Lektüre, im Sommer in Träumereien zwischen den Büschen und Beeten des weitläufigen Gartens. Von ihrem Manne wurde sie wie ein verwöhntes Kind behandelt. Er ruhte neben ihr aus von den Lasten und Nöten seines Tages, aber er weihte sie nicht ein in das, was seinen Geist beschäftigte und bewegte.

Abele warf plötzlich den Kopf in den Nacken. Ihre Augen blizten.

O, sie wollte sich einen Wirkungskreis schaffen, sobald sie nach Berlin zurückgekehrt sein würden. Sie dachte daran, ihren Mann um Übertragung irgend eines Amtes in seiner Klinik zu ersuchen, ihr Beschäftigung als Oberaufsichtsdame zu geben, oder als Hüterin leidender, durch den Aufenthalt im Krankenhaus geängstigter Kinder.

Hatte sie nicht während der schweren Stunde jener Operation gleichsam ein Examen abgelegt? Ernst mußte ihren Wunsch erfüllen! Dann würde sie nicht länger ein Gegenstand nachsichtiger Fürsorge für ihn sein. Er würde sie bewundern, anstaunen, vergöttern, wie Job es getan hatte. Durch schwere Pflichterfüllung konnte sie hinaufgelangen zu seinen Höhen, mit ihm leben, statt nur n e b e n ihm zu stehen, sanft und freundlich belächelt.

Sie dürstete förmlich nach einer großen Betätigung seiner Gefühle für sie. Die laue, milde, sanftmütige Art, mit der er sich gab, fing an, sie zu verletzen. Ihr Stolz erwachte, ihre Seele, die wie in einem Starrkrampf gelegen, während ihr Körper sich sanft umschmeichelt gefühlt hatte von den Wohltaten des Reichtums.

Sie nahm sich's vor, mit allen Kräften das spielrische Wesen zu bekämpfen, das ihr im steten Umgang mit einem verwöhnten Kinde gleichsam angeslogen war, sich ernsthafter und schweigsamer zu benehmen, um ihren Mann nicht allzusehr durch die Bitte um Beschäftigung in seiner Klinik zu überraschen. —

Ein neuer, fremder Reiz haftete ihr an, als Derjenige sie nach einer Stunde etwa vom Strand abzuholen kam. Sie trug den Kopf etwas erhoben, ihre Nasen-

flügel bebten und eine feine Röthe flackerte über ihr Gesicht hin.

Er streifte sie mit einem seltsam forschenden Blick.

* * *

Abele legte nur noch selten die Luxus-toiletten an, deren Besitz ihr im ersten Augenblick Freude bereitet hatte. Glitterwerk und flatternde Spitzen paßten so gar nicht zu ihr, fand sie, zeigten sich ihrer wirklichen Art so fremd wie das kindische Wesen, das sie nun mit der kostbaren Tracht zugleich von sich getan zu haben schien.

Eine dunkle Blutwelle war in Derzens Gehirn emporgeschossen, als er seine Frau zum ersten Male wieder in den einfachen Kleidern von früher vor sich gesehen hatte. „Sie will ihre Jugend nicht versteckt wissen, und wäre es unter Hüllen von purem Gold. Sie will für meine Tochter gehalten werden, nicht für mein geliebtes, teures, treues Weib!“ — —

Nur wenige Tage noch währte es, da drängte sich seinen argwöhnisch spähenden Blicken das auf, was er für einen Flirt zwischen seiner Frau und einem ihm gänzlich Unbekannten halten mußte.

Seit jenem Morgen am Strand schob sich der junge Mensch, so oft es nur anging, in Abeles Nähe. Traf er sie ohne Begleitung, so unterließ er keine geheime Anstrengung, um sie mit unsichtbaren Fäden zu umspinnen. Zwar näherte er sich ihr nicht in zudringlicher Form oder suchte gewaltsam ihre Bekanntschaft zu erzwingen, doch seine Blicke umglühten sie mit dunklem Feuer, seine Gedanken umkreisten sie enger und enger.

Mit der feinen Witterung des gereizten und herausgeforderten Mannes nahm Derzen alles wahr, wenn er sich auch für zu vornehm hielt, um den Spion zu

spielen und Adeles Tun zu belauern. Und abermals überkam ihn die Empfindung, den bohrenden Stachel eines bössartigen Insekts auf seiner Haut zu spüren. Aber diesmal schien der Stich eine Lebensader getroffen zu haben.

Dhnmächtiger Grimm schnürte ihm die Kehle zu. Er kam sich beraubt vor, belogen und betrogen.

Der Veränderung im Wesen seiner Frau schob er Ursachen unter, die mit dem treibenden Beweggrund dazu nicht in Zusammenhang standen. Voll ungewisser dunkler Qual mußte er diese Veränderung täglich wachsen sehen.

Job hatte keine Antwort gesandt. Auch eine Zuschrift Adeles an die Eltern des Kindes war ohne Erwiderung geblieben. Sollte er aufs neue erkrankt sein? Schwerer als früher? Und die einzige, die gewußt hatte, verständnisvoll mit dem Patienten umzugehen, weilte fern, verträdelte kostbare Stunden mit oberflächlichen Zerstreuungen, versäumte heilige Pflichten!

Adeles Gedanken kreisten um die traurigsten Vermutungen, bohrten sich immer tiefer hinein. Bisweilen malte sie sich das Schwärzeste, Furchterlichste aus — das Letzte!

In solchen Augenblicken gewährte es ihr eine matte Erleichterung, dem jungen Mann zu begegnen, dessen Gesicht ihr dann zu verschmelzen schien mit Jobs Zügen. Seine Blicke schienen ihr Trost zu spenden, sein lebhaftes, feuriges Wesen ihr zu sagen: Er lebt, dein kleiner Liebling lebt im Sonnenschein wie ich, froh, gesund.

Und dann lächelte sie wohl, und in ihren Augen erschien ein Leuchten.

Mit maßloser Ungeduld sehnte sie das Ende der Reise herbei. Aber sie wagte es nicht, ihren Mann um Beschleunigung des Aufbruchs zu bitten. War er doch

stolz darauf gewesen, ihr die Welt zeigen zu können, die schöne, herrliche Welt! Wie hätte sie ihm die Freude verderben dürfen!

* * *

Eines Morgens sprach Derzen in gewaltsam niedergedzwungener Erregung davon, daß die Tage in Mizza gezählt sein könnten. Er war auf Tränen und Bitten um Verlängerung des Aufenthalts gefaßt gewesen, fand aber nicht den geringsten Widerspruch. Klar und offen wie immer blickte Abele ihn an. Selbst nach einem verräterischen Erröten suchte er vergebens in ihren Zügen.

Aber nachdenklich schien sie zu werden, mit ihren Gedanken dem Aufbruch vorauszuweichen, von irgend einem Plan stark eingenommen zu sein.

Derzen beobachtete sie scharf. Seine grauen Augen drohten über ihr wie ein Gewitterhimmel voll verhaltener Blitze.

Sie sah wie in eine endlose Ferne und Weite, ihre Finger spreizten sich leicht.

Da zog sich seine Stirn zusammen. Ein Verdacht tropfte gleichsam in sein Hirn hinein wie schwarzes Gift, schäumte auf. „Sie sinnt darüber nach, wie sie ihn am schnellsten benachrichtigen könnte. Die beiden werden die Verabredung getroffen haben, daß er ihr folgt.“ Und er preßte die Wimpern zusammen wie unter der Vorstellung von etwas Unfaßbarem, Verächtlichem.

Plötzlich richtete er sich auf. „Mir geht es zu wohl hier, Abele,“ sagte er langsam und spürte den Atem wie Blut aus seinem Innern bringen. „Ich werde mir ein paar anstrengende körperliche Aufgaben stellen müssen. In die Berge zieht's mich.“ Mit aller Kraft

mußte er sich beherrschen, um die Worte nicht hinauszuerschreien: „Dorthin, wo keine Menschen sind! — Und dann — dann will ich zu meiner Arbeit zurückkehren.“

„Armer Ernst!“ Adele betrachtete ihn teilnahmenvoll. „Wie dumpfig es dir vorkommen wird in deinen traurigen Krankenzimmern nach dem herrlichen Freiluftleben!“

Die Bitte, ihm beizustehen, ihm nahe sein zu dürfen während seiner verantwortungsvollen Tätigkeit, schwebte ihr auf der Zunge.

Da klopfte es. Der Briefträger reichte die Post herein.

Abgelenkt suchte sie zwischen den Karten und Briefen. Wiederum keine Nachricht von Job oder dessen Eltern!

Derßen starnte seiner Frau ins Gesicht. „Armer Ernst!“ hatte sie gesagt. Das Gift in seinem Hirn stach schärfer, wollte hervorbrechen.

Ein Stöhnen niederzwingend, wandte er sich ab und begann die für ihn eingelaufenen Postfächer durchzusehen. Scheinbar. Es drang ihm nicht zum Bewußtsein, was da auf den Papierblättern vor ihm geschrieben stand. Der Kopf glühte ihm. Seine Schläfen hämmerten. Aus seiner Stirn sprang eine Ader hervor wie ein fürchterliches Mal, ein Zeichen, eine Marke.

* * *

In Etappen reisten sie der Schweiz entgegen, machten hier Rast, um einen besonders schönen Punkt in Augenschein zu nehmen, ließen sich dort für einen oder zwei Tage nieder.

Der junge Mann schien aus ihrem Gesichtskreis verschwunden zu sein.

Adele genoß all das Überraschende und Neue, das

sich ihr bot, mit beinahe feierlichem Staunen, immer von dem nachdenklichen Ernst umschwebt, der ihr einen ganz neuen Reiz verlieh.

Derzengs fieberhafte Erregung legte sich allmählich. Er machte sich selbst Vorwürfe wegen seiner Schwarzseherei und gefiel sich in Ausbrüchen einer seinem Wesen sonst fern liegenden Heiterkeit. Fühlte er doch nur zu deutlich, daß ihm eine schwere Traurigkeit im Blut zurückgeblieben war nach der seelischen Vergiftung durch Mißtrauen und Argwohn. Ohne Merksteine vergingen ihm die Tage, die er herbeigesehnt hatte, auf die er sich gefreut hatte, die Tage angesichts der Firnen und Gletscher, angesichts der von Schrebnissen umstarrten Majestät der weißen schweigenden Höhenwelt.

Trotz aller Anstrengung gelang es ihm nicht, ein seltsam quälendes und unheimliches Gefühl abzuschütteln, das ihn unablässig beherrschte. Ihm wollte es scheinen, ein dritter habe sich zwischen ihn und Adele gedrängt, ein dritter, der verschiedene Gestalt annahm, bald die des Knaben Job, bald die des jungen Menschen aus Nizza, bald die sich in wechselnden Umrissen zeigende eines ganz Fremden, Unbekannten — die Gestalt dessen, der da kommen würde, unabweislich — als Sieger und Herrscher, als Vernichter seines bereits erschütterten Glücks.

Er fühlte, daß seinen Gedanken ein Gegengewicht fehlte. Daheim hätte er es in der Arbeit gefunden, hier konnte nur Ermüdung des Körpers bis zur Erschöpfung, bis zum Umsinken helfen.

Vorerst begann er seine eingerosteten Glieder in vielstündigem Steigen gelenk zu machen, die Lungen an die Bergluft zu gewöhnen.

Adele blieb während seiner Trainingsübungen im Hotel zu Lauterbrunnen. Hier war die erste längere

Rast gemacht worden. Von hier aus dachte Derzen ein paar Hochtouren zu unternehmen, die nämlich, die ihm von der Studienzeit her in erhabenster Erinnerung lebten: die Aufstiege zum Rotttalgrat und zur Jungfrau.

Er versah sich mit der Ausrüstung des Bergsteigers, mit Eispickel, mit Nagelschuhen und Rucksack. Er zeigte Abele diese Dinge, er erklärte ihr, wie es selbst für den unerfahrensten Mann notwendig sei, sich vor dem Überschreiten von Gletscherspalten und Schneebrücken anseilen zu lassen, welche Vorsicht und Behendigkeit man anwenden müsse, um dem Koboldspiel der Berggeister, dem unheimlichen Steinschlag, sowie dem stets drohenden Lawinensturz zu entgehen. Und allmählich in Begeisterung geratend, schilderte er ihr den Himmel und die Hölle der Hochwelt, die giftenden, kochenden Gletscherwasser, die Schneekastaden, den Zauber der Schlünde und Tiefen, die Pracht und den Glanz der ewigen Firnmäntel mit ihren tobbergenden Falten, die unvergleichliche strahlende Hoheit der Gipfel.

Insgesam hoffte er in Abele den Wunsch zu erwecken, ihn wenigstens auf gefahrloseren Wegen zu begleiten.

Er wagte es schließlich, eine dahin zielende Anspielung zu machen.

Da verfinsterte sich ihre Miene plötzlich, und ihre Augensterne erzitterten leicht. Sie legte bittend die Hände zusammen. „Wenn du wüßtest, Ernst, wie ich alles verabscheue, was mit Kälte und Unbehagen zusammenhängt!“ klagte sie. „Hab' ja eine ganze Kindheit hindurch frieren müssen!“

Er ließ sofort seinen Wunsch fallen. Sein Argwohnkehrte zurück, seine Eifersucht lag bereit, aufzuspringen, um sich auf den ersten besten Gegenstand zu stürzen. —

Am folgenden Morgen unternahm er in Begleitung bewährter Führer den Aufstieg zum Rottalgrat und kehrte früher, als beabsichtigt gewesen, davon zurück.

Er konnte es kaum erwarten, seine Frau Anteil nehmen zu lassen an all dem Überwältigenden, das er oben in der erhabenen Gletscherwelt, zwischen den eisstarrenden Wänden der Jungfrau erschaut hatte.

In Hast und Eile nahm er ein Bad, kleidete sich rasch um, da er Abele, die ihn vor Einbruch der Dunkelheit nicht erwartete, noch bei Tisch zu überraschen gedachte.

Das Gesicht durch die scharfe Bergluft gerötet, trat er in den Speisesaal und schritt auf den leeren Platz neben seiner Frau zu.

Sie stieß einen kleinen Schrei aus, ließ ihre Gabel fallen, dann sah sie errötend zu ihm auf. Wie ein Sonnenstrahl schmeichelte sich ihr Lächeln ihm ans Herz. Und während er sich neben ihr niederließ, seine Serviette entfaltend und nach dem Besteck greifend, legte sie ihm vor, füllte sein Glas und richtete ein paar Fragen an ihn, in ihre frühere kindliche Art zurückfallend. Ob es sehr glatt gewesen, ob ihm ein Berggeist begegnet sei, ob er in seinem Rucksack ihr Bildchen gefunden hätte, das sie heimlich hineingeschoben habe?

Er griff nach seinem Glase und trank ihr zu. „Bevor ich anfangen zu erzählen, Schatz, muß ich meinen Hunger stillen. Einen richtigen Bärenhunger hab' ich mitgebracht!“ Er ließ die Augen an der Tafel hinunter-schweifen, wohlwollend, behaglich, ohne das bohrende Forschen, das ihnen zumeist eigen war. Da saßen ja noch die drei reizenden rosigen Engländerinnen neben ihrer drolligen dicken Mutter und ärgerten durch ihr lustiges Gezwickel den alten Botaniker mit der grämlichen Miene. Und neben diesem —

Derzens Blick wurde plötzlich gläsern, seine Augensterne drehten sich erzitternd.

Neben dem alten Mann mit der abstoßenden Physiognomie und der schwarzen Brille, da saß — da saß —

Nein, es mußte eine Täuschung sein, ein Trugbild seiner Phantasie!

Ein Ruck ging durch Derzens Glieder, ein gewaltiger, erschütternder Ruck. Er hatte plötzlich die Empfindung, in eine Gletscherspalte hinabgestürzt zu sein, in ein eisiges, durchsichtiges Grab, fern von Menschennähe, fern von Menschenhilfe. Neben seinem Ohr das Brausen unterirdischer Gewässer, vor seinen Augen Nacht, von grünlichen Kreisen durchleuchtet und durchflammt.

Die Lider waren ihm über die Augen gesunken, ohne seinen Willen, ohne sein Wissen. Und fortwährend das Durcheinandergleiten grüner Schlangelinien hinter den geschlossenen Augenbedeckeln. Dazu das erstarrende, grauensvolle Kältegefühl im ganzen Körper —

Da schwebte etwas an sein Ohr wie auf Schmetterlingsflügeln, trug ihm ein Wort zu, das er schon einmal vernommen, das ihn schon einmal verhöhnt hatte. „Armer Ernst!“

Er zuckte zusammen.

„Wie erschöpft du sein mußt! Die Augen fallen dir ja zu!“ sagte Adele.

Er raffte sich zusammen. Gewaltsam raffte er sich zusammen mit der Kraft, die er von den Bergen herabgebracht hatte. Und mit der nämlichen Kraft beherrschte er sich, daß er nicht aufsprang, die ganze Tafel zertrümmerte, die beiden Schuldigen aneinander zerstampferte.

Er saß da wie ein Mensch, dem das lebendige Fleisch

an den Knochen zu hartem, kaltem Stein zu gefrieren beginnt, dessen Blut aber glühend weiterpulsirt, um ihn weiterleben, weiterleiden zu machen in der fürchterlich beengenden machtlosen Steingestalt. Ein Schmerz stieg auf aus den Tiefen seiner Seele, wie er nie gahnt, daß Menschen ihn fühlen, daß Menschen ihn ertragen könnten.

Mechanisch füllte er die Speisen in sich hinein mit den schwerfällig gewordenen Händen. Er durste sich ja nicht verraten, durch nichts auffallen. Er mußte zunächst beobachten, feststellen — dann erst konnte er handeln.

Nur zu sprechen vermochte er nicht. Er aß und trank wie ein Urmensch, der an die verfeinerte Tafel von Kulturmenschen geraten ist.

Adele blickte ihn ängstlich und beschämt von der Seite an. Ihre Abneigung gegen den Bergsport wuchs. Stets hatte sie das Gefühl gehabt, daß dessen Ausübung nur verrohend wirken könne.

Als Eis serviert wurde, ließ Derzen fast einen halben Beleg auf seinen Teller gleiten. Das mußte fühlen, das mußte laben!

Adele stieß ihn verlegen an. „Du glaubst wohl die Jungfrau vor dir zu haben und willst sie vertilgen —“

Das Eis schmolz ihm auf der Zunge. Er stürzte ein letztes Glas schweren Burgunders hinunter. Dann erhob er sich. „Ich muß jetzt ausruhen — schlafen. Ich bin wie betäubt von der Höhenluft. Niemand soll mich stören. Hörst du, Adele?“

Sie sah befremdet zu ihm auf. Wie seltsam gurgelnd seine Stimme geklungen hatte! Und sein Gesicht zeigte sich aufgedunsen, die sonst so tief liegenden Augen quollen gleichsam hervor, von rötlichen Adern durchzogen. Als er sich zum Gehen wandte, taumelte er.

Abele bückte den Kopf tief auf ihren Teller. Eine Erinnerung wurde wach in ihr, die längst schlafen gegangen war, die Erinnerung an eine finstere Kinderzeit, an die Zeit, da ihr Vater noch gelebt hatte. Den hatte sie oft gesehen mit solchen quellenden, verglasten Augen, mit solchem bläulichroten Gesicht. Und sie hatte ihn unsichere, lallende Worte ausstoßen hören aus schwerer Trunkenheit heraus!

Mit zitternder Hand griff sie in die Fruchtschale, die der Kellner ihr bot. Sie begann einen safttropfenden Pfirsich zu schälen. Über ihre Finger rann es wie Tränen — wie klare Tränen.

Derzen hatte sich mit voller Wucht auf sein Bett fallen lassen. Die Lagerstatt hatte gekracht, eine Vase war vom Kaminsims heruntergestürzt und zerschellt.

Wild blickte der Mann um sich, drückte die Fäuste an den Mund, um nicht aufzuschreien vor Wut und Qual und Empörung — vor tief geheimem Menschenleid.

Das, was geschehen war, oder auch nicht geschehen war, bemühte er sich kaum zu Ende zu denken. Vor ihm stand drohend, was geschehen konnte — gleichviel wann, ob heut, ob morgen, ob in ferner Zeit.

Alles war am Tage. Abele hatte sich auf ihre Jugend besonnen, hatte erkannt, daß sie das eine große, gewaltige Gefühl, das das Getriebe der Welt zusammenhält, verwechseln gekonnt mit der lauwarmen Empfindung freudig spendeter Dankbarkeit. Sie hatte erkannt, daß sie ihre Blütenjahre einem alternden Manne geschenkt für Reichtum, Namen, Stellung.

Ein Schweiß wie Feuertropfen brach Derzen aus den Poren. Das verborgene Schrecknis des Lebens überfiel ihn, rüttelte ihn wach aus dem Traum, den er geträumt hatte. Er fühlte sich Gewalten ausgeliefert,

die er nicht die Kraft besaß zu überwinden, weil ihm die Jugend fehlte, das Übergewicht der zwanzig Jahre.

Mit unabweisbarer Gewißheit drängte sich ihm der Gedanke auf, daß er von nun an im Argwohn stehen bleiben würde, daß Ruhe und Friede nie mehr bei ihm eintreten könnten. Er fühlte Todeswunde neben Todeswunde sich öffnen in seinem Innern, fühlte sein Herzblut gerinnen.

Und plötzlich bröhrnte etwas wie ein schütternder Lanzenstoß durch sein Wesen. Das Letzte, das Schwerste, das Unerträglichste drang ihm zum Bewußtsein: die Erkenntnis, für seinen Beruf untauglich geworden zu sein!

Denn mit der vollen Sicherheit eines klaren Gewissens würde er eine Operation nicht mehr vornehmen können, für die unantastbare Sicherheit seiner Hand ließ sich keine Gewähr mehr leisten.

Schaudernd besann er sich darauf, wie seine Berufstätigkeit bereits einmal aufs verhängnisvollste von Abele beeinflusst worden war. Damals hatte das Schicksal alles zum Guten gewendet. Er hatte seinem Ruhmeskranze ein Blatt hinzufügen dürfen, indem er der Wissenschaft eine kostbare Errungenschaft zuwandte.

Aber künftig? Was würde künftig werden? Kalt und frech spottet oft der Zufall der scharfsinnigsten Voraussicht, der kraftvollsten Beherrschung. Ein einziger Pulsschlag, den die Furcht um sein Weib beschleunigte, ein Frostschauer, der über sein Herz ging, konnte Menschenleben gefährden, konnte ihm ein plötzliches Schwinden der Gedanken zuziehen, ihm jenes kühl und klar alle Nebensächlichkeiten auscheidende Gehirniinteresse rauben, ohne das der Arzt in bedeutungsvoller Stunde nicht auszukommen vermag.

Der zukunftsverhüllende Vorhang riß vor ihm. Er

wußte, daß er fortan ein gespaltener Mensch sein würde: ein halber auf dem Gebiet seiner Wissenschaft, ein halber im Umkreis seines Hauses.

Mit bettelnden Augen sah er sich um, ob nichts sich aus dem Halbdunkel lösen würde, um sich seiner zu erbarmen. Er horchte gespannt, ob keine Stimme erklingen würde, ihm Trost zu spenden.

Nichts — nichts! Nur die Dual in seinem Hirn, das Rauschen des erregten Blutes in seinen Adern, das Strömen der Wunden in seinem Innern!

Der Kopf sank ihm vom Polster, immer tiefer, glitt über den Bettrand. Er empfand einen stechenden Schmerz in den Schläfen, der das brennende Leid seiner Seele für Sekunden betäubte.

Da nahm er einen kleinen blauen Schuh wahr, der vereinsamt und verloren auf dem Fußboden stand.

Adeles kleiner Schuh. So fein und schmal, so hochgespannt!

O, wäre sie gestorben, er hätte ihr Andenken weiter lieben können! Die ewig drohende Angst um den Verlust ihres lebenden, atmenden Selbst, die ertrug er nicht. Nimmermehr!

Plötzlich ging ihm ein Gedanke durch den Sinn, den er oft gedacht neben Stätten des Schmerzes, der Dual: Das Leben kann schlimmer sein als der Tod!

Nicht am eigenen Körper erfuhr er die Wahrheit dieses Satzes, aber an der eigenen Seele!

„Ärger als der Tod ist das Leben.“

War also doch eine Stimme erklingen, um es ihm zuzurufen wie einen Trost? Wie eine Mahnung? Wie einen Hinweis?

Er hob den Kopf. Etwas wie Kühlung überkam ihn. Die gewaltige körperliche Erschöpfung machte sich geltend. Die Natur deckte ihre Schleier über den er

schütterten Körper, über die durchrüttelte Seele des Mannes.

Er schlief plötzlich ein. Die dunkelrote Gesichtsfärbung verblich nach und nach. Das Blut ebhte zurück, die Pulse beruhigten sich. Nur auf der Stirn blieb die eine Ader stehen, die seit der ersten Vergiftung durch Mißtrauen und Argwohn nicht wieder hatte zurückspringen wollen. Der Marke eines Gezeichneten glich sie.

Um die zehnte Stunde etwa wurde die Thür behutsam geöffnet. Die Schwelle knarrte, ein zarter Schatten huschte ins Zimmer, glitt an das Bett des Schlafenden, dessen Brust sich keuchend hob.

Mit weit offenen Augen beugte sich Adele über ihren Mann.

Sie zitterte. Ihr Atem flog.

* * *

Derzen hatte sich selber einen Waffenstillstand im Kampf zwischen seinen Entschließungen und seinen Gefühlen abgerungen. Von dem Aufstieg zur Jungfrau, an dem seine Seele hing, erwartete er die letzte Rettung. Dort oben, in der unaussprechlichen Klarheit und Reinheit der Eiszwelt, dort oben, wo andere Gesetze gelten als die engherzigen Verbote und Einschränkungen, mit denen der Mensch sein armseliges Recht umschützt hält, dort oben im Reich der Sonne und des Lichts wollte er mit sich selber zu Räte gehen, kämpfen mit den Geistern der Selbstsucht und der Eigenliebe, ringen um sein edelstes Teil — wollte siegen oder unterliegen. Dort oben, wo die Ewigkeit mit dem Vergänglichen zu verschmelzen scheint, mußte das Wunderbare über ihn kommen, die Befreiung, die Erlösung, zu der er einen irdischen Weg nicht zu finden vermochte.

Der Aufstieg war für den dritten Tag nach der Rotttalgratbesteigung geplant gewesen, und Derzen wollte an dem Termin festhalten.

Während der Zeit bis zu seinem Ausbruch wünschte er Ubele noch einmal völlig für sich in Anspruch zu nehmen, sie zu prüfen, sich selber zu prüfen. Durch ein paar Wagenfahrten in die Umgegend, von denen jede einen vollen Tag erforderte, ließ sich zugleich dafür sorgen, daß keine Begegnung mit jenem stattfinden konnte, den er für seinen Todfeind nehmen mußte.

Ubele hielt sich zur festgesetzten Stunde bereit zur Abfahrt. In dem blendenden Morgenlicht bemerkte sie, daß ihr Mann stark gealtert aussah, daß seine Züge sich schärfer durchfurcht zeigten als sonst.

Ihr Gesicht verdunkelte sich. Sie schrieß sein leidendes Aussehen der Nachwirkung der Bergtour zu und fühlte sich um so mehr beunruhigt und voreingenommen bei dem Gedanken an die gefährvolle, nun so nahe gerückte Besteigung der Jungfrau.

Derzen nahm neben ihr Platz in der leichten kleinen Kalesche, die durch den aufwirbelnden Staub des Weges davonfuhr. Mit zäher, keinen Augenblick aussetzender Spannung beobachtete er seine Frau.

Die Veränderung ihres Wesens war augenscheinlich. Sie freute sich nicht an den tausend im brennenden Grün des Frühlings leuchtenden Blättern, an den zwitschernden, jubelnden Vogelstimmen, an dem Flittern der Sonnenstäubchen. Sie machte dann und wann Bemerkungen, die theils gezwungen, theils altklug klangen. Sie wies nicht wie sonst mit dem Zeigefinger auf alles, was ihr gefiel oder sie in Erstaunen setzte. An einer kleinen improvisierten Mahlzeit im Wagen nahm sie nicht teil, sondern lehnte sich apathisch in ihre Ecke und schloß endlich die Augen — sie, die sonst am

Tage keine Müdigkeit kannte. Wie mit Blei beschwert zogen die Stunden dahin.

Derzen versank mehr und mehr in sich selbst. Er hatte sich noch einmal freuen wollen an dem jungen Geschöpf, nach dem er einst die Hand ausgestreckt in unüberlegter Sorglosigkeit. Er hatte sich's noch einmal vortauschen wollen, daß keine geheime und zersekende Änderung eingetreten sei.

Die Lüge wollte nicht standhalten. Gab sich doch Adele kaum Mühe, die Langeweile zu verbergen, die sie während der Fahrt neben ihm empfand. Ihm blieb kein Zweifel, daß ihre Gedanken von ihm fortirrten, hinirrten zu einem anderen!

Mit sengender Glut brannte die Sonne. Wie Pfeile stachen ihre Strahlen. Die ganze Luft flimmerte. Stundenlang ging kein Hauch, dann plötzlich erhob sich ein winselnder, kurzatmiger Wind. Schwer wie Asche wehte der Staub auf in Tromben, die ein surrendes Geräusch verursachten und Adeles weißes Kleid mit einer grauen Schicht überpulverten.

Finsterer Groll kam über Derzen in der Erkenntnis, daß nichts auf Erden rein bleiben darf, daß auch das Barteiste und Goldeste der Berührung mit dem Schmutz nicht entgehen kann.

Und zugleich erfaßte ihn eine wahnsinnige Sehnsucht nach ihr, die doch neben ihm saß, nach deren Hand er hätte greifen, die er in seine Arme hätte schließen können, wenn nicht ein Abgrund sie von ihm getrennt gehalten hätte, ein Abgrund, in dem seine Liebe lag gleich einer verstümmelten, geschändeten Leiche.

Ein krampfartiges Zucken schnürte ihm das Herz zusammen, den Erguß hemmend, der daraus hervorbrängte, das Bekenntnis seines Glends, die Plage seiner Not, die Bitte um Erbarmen.

Er preßte die Lippen gewaltsam zusammen. Nein — nicht betteln! Um keinen Preis. Lieber im Staub der Straße sterben!

Abele griff plötzlich mit einer ängstlichen Gebärde nach seinem Arm. Die Sonne hatte sich versteckt. In rasender Geschwindigkeit waren Wolken aufgezogen wie finstere geflügelte Ungeheuer. Hoch oben in den Bergen polterte es dumpf und drohend. Plötzlich zuckte ein Blitz, scharf wie die Klinge eines Schwertes, vom Himmel.

Dann goß der Regen herab in prasselnden Strömen. Der Wagen jagte die Bergstraße entlang. Abele bestand darauf, daß in einem kleinen Dorf Rast gemacht werde. Nie hatte sie die fast abergläubische Furcht vor einem Gewitter abzulegen vermocht.

Sie drängte sich in Derzens Arme, sie versteckte ihr Gesicht an seiner Brust.

Ihn durchfuhr's glühend. Schwer und dumpf begann sein Herz zu klopfen. Und mit schneidender Deutlichkeit drang's ihm zum Bewußtsein, daß er sie niemals einem anderen würde lassen können — niemals!

* * *

Erst am Vorabend des Tages, an dem der Aufstieg zur Jungfrau stattfinden sollte, war das Paar nach Lauterbrunnen zurückgekehrt. Abele todmüde, kaum im Stande, sich aufrecht zu halten, mit halbgeschlossenen Lidern. Tief, fest, traumlos hatte sie geschlafen, während ihr Mann unruhvoll die Nacht verbrachte, oft von quälenden Gedanken aufgeschreckt und gestört.

Ein grauer, verhangener Morgen lag über dem Thal, als Derzen sich zum Abmarsch rüstete. Abele öffnete die Augen, verwirrt, im ersten Augenblick nicht fähig, sich die Situation zurechtzurücken. Weshalb machte sich

ihr Mann an den Koffern zu schaffen? Der Tag zur Abreise war doch noch nicht da!

Sie rieb sich die Wimpern. Nun fiel ihr alles ein. Sie erhob sich hastig, aber mit ungewohnter Schwerfälligkeit. Sie tat ein paar Fragen, wollte wissen, wann Derzgen bestimmt wieder im Thal sein würde.

Er biß die Zähne zusammen und zog die Schnallen des Rucksacks so fest zu, daß die Riemen beinahe geplatzt wären. Dann setzte er ihr auseinander, daß er schwerlich vor dem zweiten oder gar dritten Abend zurückkehren würde.

Mit einem langen Blick sah er zu ihr hinüber, die sich mit dem mitzunehmenden Mundvorrat beschäftigte und kleine Fläschchen mit Cognak verpackte, um sie ihm in die Taschen des Bodenrockes zu schieben. Die geheime Hoffnung erregte ihn plötzlich, sie würde mit ihrem bisweilen noch hervorbrechenden Kindereigensinn darauf bestehen, daß er sie nicht für so lange Zeit im Hotel allein lasse, und lieber von der ganzen Hochtour Abstand nähme. Das Herz erzitterte ihm bei dem Gedanken, daß unter solcher Bitte der düstere Bau seines Argwohn's zusammenstürzen könne, bei dem Gedanken, daß er dann das Erlösende, Wunderbare nicht auf fernragendem, eisumstarrtem Gipfel würde suchen müssen, sondern es finden könne an einem warmschlagenden Herzen, in berauschernder Nähe!

Aber kein Wort, keine Bitte, kein Einwand!

Zwar empfand sie schon jetzt einen Schauer davor, ihren Mann in eine ähnliche Verfassung geraten zu sehen wie nach jenem ersten Aufstieg, den unsicheren, schwimmenden Blick an ihm wahrzunehmen, hinter dem sich ein unlauteres Geheimnis zu verstecken schien. Aber sie wagte es nicht, Einwände geltend zu machen. Bedeutete doch nach Derzgen's häufig getanem Ausspruch

das Betreten der weißen Höhenwelt ein Stück Glück und Leben für ihn.

Nun standen beide in der fahlen Morgendämmerung neben dem geöffneten Fenster, er völlig gerüstet in seiner Bergsteigertracht, immer noch zögernd, immer noch hoffend. Abele mit offenen, losen Haaren, die Augen und Wangen matt geröthet.

Draußen fluteten die Nebel milchig und verbargen das Haupt und die funkelnde Schneekrone der Jungfrau. Sie schien sich zurückgezogen zu haben in unerreichtbare Fernen.

Derzen beugte sich und streifte mit zuckenden Lippen Abeles Stirn. Sie nickte ihm zu und wünschte ihm Glück. Und dann lächelte sie und warf einen Blick nach ihrer so früh verlassenen Lagerstätte hinüber.

Das Lächeln schnitt ihm durch die Seele, der Blick riß ihm eine neue Wunde. Nun ging er rasch aus dem Zimmer.

Abele blieb ein paar Herzschläge lang neben dem Fenster stehen. Gern hätte sie dem Scheidenden nachgewinkt, aber mit dem ungeordneten Haar ging das nicht an.

Einem leichten Frostgefühl nachgebend, streckte sie sich noch einmal unter der Bettdecke aus und dachte die versäumte Morgenruhe nachzuholen. Doch der Schlaf wollte nicht kommen. Eine Fliege summt ihr um die Ohren, das Kopfstissen wurde heiß. Ungeduldig und verstimmt sprang sie wieder auf die Füße, steckte ihr Haar zusammen und warf ein Morgenkleid über.

Nun ging sie ins Wohnzimmer. Die Glastüren zum Balkon standen weit offen. Abele trat über die Schwelle.

Plötzlich stieß sie einen leisen Schrei aus und faltete die Hände.

Die Nebel waren gefallen. Die Sonne glitzerte wie ein ungeheurer Diamant vom Himmel herab, und durch eine seltsame Luftspiegelung schien die Jungfrau ihren Platz verlassen zu haben, schien in greifbare Nähe gerückt zu sein mit ihrem glitzernden, blendendweißen Königsmantel.

In unbegreiflicher, fast vernichtender Pracht und Größe thronte sie da oben, von den Schrecken des Todes umlagert.

Adele starrte verwirrt und bekümmert zu dem drohenden Trugbild hinauf. Sie brach fast in die Kniee und wagte doch nicht, sich zu rühren.

Ein fernes Donnern, das Rollen einer niedergehenden Lawine. Ein Bündel feuriger Sonnenstrahlen riß die letzten hauchzarten Schleierseken zu Boden. Die Fata Morgana war verschwunden.

Adele atmete auf. Rasch trat sie ins Zimmer zurück, klingelte und ließ das Frühstück bringen. Sie wollte eine Frage wegen der merkwürdigen Luftspiegelung an den Kellner richten, da nahmen aber ihre Gedanken plötzlich eine andere Richtung.

Auf der Platte zwischen dem Porzellan lag ein herrlicher Strauß aus Zitronenblüten und halb aufgebrochenen Rosen, von einem schweren Seidenband zusammengehalten.

Überrascht und entzückt beugte sie ihr Gesicht über die Blumenpracht. Wie liebevoll ihr Mann doch war! Wie zart in seinen Aufmerksamkeiten!

Fast wäre es ihr entgangen, daß auch ein Brief auf der Platte lag. Ein Brief mit englischer Marke. Die Aufschrift stammte von Jobs Hand.

Sie öffnete hocherfreut. Ein Bildchen fiel ihr entgegen. Job im Sportanzug, sehr vorgeschritten in der körperlichen Entwicklung, mit einem ganz veränderten

Gesichtsausdruck, mit dichter zusammengerückten Brauen, die feinen Bügen etwas Männliches gaben, mit voller gewordenen Lippen — kurz, sich selber so unähnlich als möglich. Adele mußte lachen, als sie im Geiste neben diesen idealistischen Knabekopf die übermütige Zigeunerphysiognomie des jungen Menschen stellte, dem sie in Nizza so oft begegnet war.

Mit Spannung griff sie nach dem beigefügten, engbeschriebenen Briefblatt. Die Eltern hatten zu vollständiger Erholung des Knaben eine längere Seereise mit ihm unternommen gehabt. Daher war es nicht möglich gewesen, den Dank für die nach London nachgesandten Karten früher abzustatten. Nun erfolgte dieser Dank aus vollem Herzen, von munteren Bemerkungen und Berichten begleitet.

Adele atmete auf. Eine freudige Stimmung war über sie gekommen. Unverwandt blickte sie den Blumen in die leuchtenden Kelche. Nun war jede Last von ihr genommen. Nun sollte das Leben schön werden! Ihren Wunsch nach ernsthafter Betätigung würde Ernst ihr sicherlich gern erfüllen. Dann erst würde es ihr Genugthuung gewähren, ein sorgenloses Dasein zu führen.

Summend und zwitschernnd schickte sie sich an, ihr Morgenbad zu nehmen, durchblätterte danach die Tageszeitungen und versuchte es, sich mit der Beantwortung einiger Briefe die Zeit zu vertreiben.

Zum zweiten Frühstück, das nach englischer Sitte um zwölf Uhr im großen Speisesaal angerichtet wurde, dachte sie sich besonders schön zu machen.

Sie fing an, zwischen ihren Sachen zu kramen, um ein Kleid auszuwählen.

Sie entschied sich für eine duftige fliederfarbene Toilette mit entzückenden Spitzenbesäzen und passenden Stiefelchen — alles in Nizza angeschafft.

Als sie fertig da stand, fiel ihr Blick auf den herrlichen Strauß. Sie legte das weiße Schleifenband als Gürtel um und steckte ein paar von den Zitronenblüten hinein. Dann verließ sie das Zimmer, leuchtend in bezaubernder Frische, umschimmert von dem lockig geordneten, hochgebauchten Blondhaar.

Während sie die Treppe hinabstieg, wurde sie von einer schlank gewachsenen, eleganten Frau überholt.

Ein rasches beiderseitiges Erkennen.

Adele zögerte ein wenig, denn sie sah eine Dame vor sich, die oft im Hause von Jobs Eltern als Gast verkehrt und sie in dienender Stellung gekannt hatte. Leise nur sprach sie den Namen zur Begrüßung: „Frau v. Desterrot, wenn ich nicht irre —“

„Ah — das Fräulein von Beckmanns! Pardon — aber wie Sie heißen, hab' ich nie gewußt, hab' Sie nur immer angestaunt wegen Ihrer so überaus zarten Sorgfalt für den Job. Dann sind wohl auch Beckmanns hier mit ihrem reizenden Bengel? Nein? Das ist schade! Er soll ja hergestellt sein nach einer unerhört kühnen Operation von Professor Derßen. Genauer weiß ich freilich nicht. Mein Mann und ich sind seither immer auf Reisen gewesen.“

Sie traten auf einen Absatz der Treppe und zugleich in die Nähe eines breiten Fensters in hellster Beleuchtung.

Adele nahm wahr, daß Frau v. Desterrot ihren Anzug, sowie ihre Haartracht unter einem gewissen Befremden musterte. Mit hellem Blick schaute sie auf. „Ich bin nicht mehr in meiner Stellung bei Beckmanns,“ erklärte sie, „ich habe mich verheiratet.“

„Und gut — wie es scheint?“

Adele lächelte und errötete. „Ich bin die Frau von Professor Derßen geworden.“

„Aber das ist ja mehr als spannend! Meinen Glück-

wunsch!“ Sie schüttelte Abele die Hände. „Die Frau eines so berühmten, eines so edlen und wohlthätigen Mannes! Kindchen — Kindchen, dahinter steckt sicherlich ein ganzer Roman! Davon müssen Sie mir Näheres erzählen, wenn wir einmal ein einsames Viertelstündchen finden werden. Jetzt erwartet Sie Ihr Herr Gemahl zweifellos schon voller Sehnsucht zum Frühstück. Mein Mann wenigstens sitzt schon längst unten.“

Abele gab die Erklärung für Derzens Abwesenheit.

„Hören Sie, kleine, süße Professorin,“ rief Frau v. Desterrot lebhaft — „Sie sind nämlich reizend geworden, gar nicht mehr so blaß und mager wie früher, und von einer diskreten Eleganz“ — sie trat etwas zurück, um sich an Abeles Erscheinung zu freuen — „also, was ich sagen wollte, ich find' es geradezu verehrungswürdig von Ihrem Gatten, daß er Sie hier allein gelassen hat, um der erhabenen Eisjungfrau ein wenig die Cour zu machen. So kann ich Sie mit Beschlag belegen. Oder hätten Sie bereits anderweitig über sich verfügt?“

Abele schüttelte den Kopf. „Wir sind ganz fremd hier im Hotel. Ernst hat ein gewisses Mißtrauen gegen Reisebekanntschaften —“

„Spaß! Mit einer solchen Frau, die noch dazu wie das pure Kind aussieht! Aber ein würdiges Ehepaar, als das mein Mann und ich sich leider darstellen, beide schon etwas ins Griesgraue fallend — was wollt' ich sagen, uns zwei biedere Desterrote wird der Herr Professor Othello schon gutwillig hinnehmen. Allerdings haftet uns noch ein dritter des Namens leicht und selig an. Ein etwas nichtsnutziger Nefte von der Kavallerie, den wir im Hotel bereits vorfanden, als uns gestern der Wind hierher wehte. Schon zweimal strafversetzt und

jetzt frisch vom Herzbrechen an der Riviera heraufgerutscht.“

Sie schritten die Treppe hinab.

„Aber dem Bengel setzen wir einfach Schranken. Zu einem Spaziergang zwischen Frühstück und Mittagessen hat er sich uns freilich schon aufgehängt, muß hier im Hotel noch nicht recht angewärmt sein.“

Sie öffnete die Tür zum Speisesaal. Auf den zahlreichen kleinen Tischen standen Sträuße aus frischen Blumen und erfüllten den großen Raum mit ihren süßen und herben Düften.

In ihrer lebhaften Art eilte Frau v. Desterrot auf einen Tisch zu, der sich dicht besetzt mit Kristall und Silber zeigte, dessen in der Mitte prangende Garbe aus lila Rhododendron die Sonne durchleuchtete. Ein grauhaariger Mann, dem man den ehemaligen Militär sofort ansah, hatte daran Platz genommen. Neben ihm saß in tadellosem weißen Morgenanzug ein junger Mensch mit einem lustigen Gesicht, mit schwarzem Haar und blauen Augen.

Abele erblaßte bis in die Lippen unter einem Erschrecken, das ihr fast den Atem raubte, unter einem peinlichen, beklemmenden Gefühl.

Sie nahm die Vorstellung des jungen Mannes mit einem kühlen, fast unmerklichen Neigen des Kopfes hin. Er streifte die Zitronenblüten in ihrem Gürtel mit dem Blick und kehrte zu seinem Sitz zurück, nachdem die Damen Platz genommen hatten.

In vollendeter Korrektheit benahm er sich Abele gegenüber. Nicht der leiseste Hinweis mahnte sie daran, wie oft und wie freudig er ihr schon begegnet war.

Indessen unterließ er es nicht, im Laufe des Gesprächs der jungen Frau davon Mitteilung zu machen, daß er vor vier Tagen im Hotel eingetroffen sei, und

— dies betonte er leicht, wenn auch unauffällig — stets an der Table d'hôte gespeist habe.

Abele verstand sofort. Er hatte sie bereits gesehen und zwar an jenem Unglücksnachmittag, an dem ihr Mann vom Rottalgrat heruntergekommen war und bei Tisch so ungewohnt viel getrunken hatte. Ein Gefühl tiefster Beschämung war betäubend über sie gekommen, sie hatte nicht rechts noch links geblickt und den Tag mit einem einsamen Gang beschlossen, einem Umherirren in unvernünftiger Qual, in peinlichem Mißbehagen. Bis in ihre Träume waren die widerlichen Erinnerungsbilder aus der Kindheit ihr gefolgt, die Gestalt des gefürchteten Vaters, den sie so oft gesehen mit verglastem Blick, mit lallender Zunge, schwankend, taumelnd, der durch seine unselige Leidenschaft das bescheidene Glück einer ganzen Familie geknickt hatte.

„Warum plötzlich so still?“ Frau v. Desterrot legte ihre Hand auf Abeles Arm. „Klettern die Gedanken dem kühnen ‚Spitzensammler‘ nach? Meinem Alten da hab' ich die Bergfexerei gründlich abgewöhnt. Fortan bleibt er im Tal und nährt sich redlich.“ Sie wies lachend auf den Teller ihres Gatten, der bis zum Rande gefüllt war.

„Ernst fühlt sich so glücklich, so befreit und erlöst auf den Bergen,“ warf Abele hin.

Frau v. Desterrot neigte sich an das Ohr der jungen Frau. „Befreit und erlöst? Sie führen wohl ein Schreckensregiment, kleine Professorin?“

Die Herren lachten, denn die ziemlich laut geflüsterte Bemerkung war ihnen nicht entgangen.

Abele blieb die Stillste in dem angeregten Kreis. Sie fühlte eine seltsame Unruhe in sich aufsteigen, die sie vergebens zu bezwingen strebte, eine peinliche, qual-

volle Unruhe. Schließlich fing sie an, aus Brot kleine Figuren zu kneten, wie sie es früher für ihren Bögling getan, Pferdchen und Herzen in verschiedenen Größen und Formaten.

Der junge Desterrot sah ihr lächelnd zu. Herzen und Pferde! Das lag ihm. Er griff nach einem zarten kleinen Herzen, stellte es vor seinem Teller auf und schmückte es mit ein paar Rhododendronblättern.

Abele blickte ihn flüchtig an. Die Ähnlichkeit mit Job fiel ihr jetzt nicht besonders mehr ins Auge, nun sie ein so verändertes Bild des Knaben besaß, erschien ihr überhaupt verwischt, seit der junge Mensch zu ihr sprach mit seinem überlegenen weltmännischen Übergewicht, mit seiner versteckten Blasiertheit, die scharf abstach von dem feurig-phantastischen Wesen, das ihren Bögling so liebenswürdig gemacht hatte.

Frau v. Desterrot mühte sich vergeblich, Abele zu tüchtigem Zugreifen zu veranlassen. Die Pastete auf dem Teller der jungen Frau wurde kalt, der Sekt, den man ihr zu Ehren trank, verschäumte im Kelch. „Ich muß wirklich annehmen, daß Sie eifersüchtige Fäden zur Jungfrau hinauffspinnen. Sie ist ja doch aus Eis, Liebste! Bergsteigern tut man zudem keinen Gefallen, wenn man gar zu hartnäckig an sie denkt. Das ist eine alte Regel, die ich immer befolgt habe, als mein Herr und Gebieter noch fragelte.“

Abele schlug die Augen weit und entsetzt auf. „Sie meinen, es könnte Ernst Unglück bringen, wenn ich —“

Frau v. Desterrot zuckte die Achseln. „Bergsteiger gleichen in mancher Hinsicht Mondsüchtigen. Man ruft sie besser nicht an. Auch in Gedanken nicht.“

„Mein Gott!“

Der Kellner hatte am gegenüberliegenden Fenster den Vorhang zugezogen. Durchsichtige Schatten spiel-

ten über Adeles Gesicht hin. Immer wieder nippte sie nun am Sektglas, das der junge Desterrot in aufmerksamer Wachsamkeit stets gefüllt hielt. Sie wollte mit ihren Gedanken auf der Erde bleiben, sie nicht hinaufirren lassen zu den leuchtenden Firnen, in die weiße Einsamkeit.

Ihre Augen fingen an zu glänzen, ihre zarten Lippen färbten sich. Endlich gelang es ihr, den unbehaglichen Damm ihrer peinvollen Verlegenheit abzustreifen. Als die Mahlzeit ihr Ende erreicht hatte und man sich erhob, um Toilette für den geplanten Spaziergang zu machen, gab sich Adele entschieden als die Munterste. Und doch haftete ihrem Lachen eine geheime Freudlosigkeit an.

Der ungewohnte Champagnergenuß hatte ihren Gang beflügelt. Sie flog die Treppe förmlich hinauf.

In der Tür zum Wohnzimmer blieb sie betroffen stehen. Der Blumengeruch schlug ihr entgegen, voll und süß und schwer wie etwas Körperliches, umfing sie, drängte sich an sie.

Ernst — Ernst! Ihr Gedenken an ihn konnte ihm doch unmöglich Unglück bringen, mußte ihn vielmehr führen, ihn leiten, ihn halten auf gefährlichem Pfad!

Beschämt näherte sie sich der Vase, in der sich der Strauß herrlich entfaltet hatte, und beugte ihr erhitztes Gesicht über die kühlen Blüten. Im Augenblick der Berührung sank ein Regen blutroter duftender Blätter auf die Marmorplatte nieder.

Erschrocken zog Adele eine erst halb erschlossene Rose zwischen den Zitronenblüten hervor und befestigte sie in ihrem Gürtel.

Dann streifte sie ein offenes weißes Jäckchen über und griff nach Hut und Handschuhen.

Die drei Desterrots erwarteten sie bereits in der

Vorhalle. Unter einer gewissen Verlegenheit brachen sie ihr Gespräch ab, als sie Abeles ansichtig wurden.

Sie erriet sofort. Frau v. Desterrot hatte den beiden Herren Mitteilungen über ihre frühere Stellung gemacht. Während des Frühstücks war jede dahingzielende Andeutung taktvoll vermieden worden.

Der junge Offizier begrüßte Abele nunmehr mit geradezu einschmeichelnder Rücksicht. Seine schlanke Gestalt schien um einige Linien gewachsen zu sein.

Anfangs schritt man in einer Reihe dahin. Als der Weg anfang zu steigen und sich zu verengen, schob sich der junge Desterrot an Abeles Seite.

Nun fing er an, seine geheime Zugehörigkeit zu der reizenden Frau zu betonen, sein Glück zu preisen, das ihn endlich in ihre Nähe geführt habe, ihm gestatte, zu ihr zu sprechen, sie nicht länger nur mit den Augen anzubeten.

Abeles plötzliches Sichabkehren nach dieser gewagten Subligung legte er sich als letzten Schachzug ihrer Koterterie aus und begnügte sich, nachdem sie stehen geblieben war, um das Herankommen des Desterrotschen Ehepaars zu erwarten, am Weg wilde Blumen und duftendes Kraut zusammenzupflücken, das hier in üppigem Auftrieb wucherte.

Bögernd nur nahm Abele den Strauß aus seinen Händen in Empfang, da ihr kein stichhaltiger Vorwand einfiel, unter dem sie die kleine Aufmerksamkeit hätte ablehnen können. Sie fühlte sich dem Weinen nahe, ihre Haltung wurde unsicher, ihr Gespräch zerstreut. Beinahe hätte sie sich geweigert, mit dem Neffen wiederum die Spitze zu nehmen, wie es ihr Frau v. Desterrot vorschlug.

Der erfahrenen Weltbame war Abeles merkwürdiges und unbeherrschtes Benehmen keineswegs entgangen.

Mit wachsendem Erstaunen hatte sie das fliegende Rot in dem zarten jungen Gesicht bemerkt, das mit einer fast durchsichtigen Blässe wechselte.

„Die beiden kennen sich nicht von heute,“ raunte sie ihrem Mann zu. „Ich fing eine sonderbare Anmerkung über Nizza auf, die er ihr machte. Er war dort, sie desgleichen, beide stellen sich, als seien sie einander völlig fremd, während sie unter einem Dach Quartier genommen haben. Der Gatte krazelt auf den höchsten Höhen herum, und sie läßt sich hier im Tal mit Blumen beschenken. Ich wette nämlich meinen kleinen Finger, die Zitronenblüten sind vom Friz.“ Eine scharfe Falte grub sich in ihre Stirn. „Weißt du, Alterchen, da wollen wir unsere so hübsch sauber gebliebenen Hände nicht einmengen.“

Sie hängte sich an ihres Mannes Arm und blieb mit bewußter Absicht mehr und mehr zurück.

Als bei einer Krümmung des Weges ein Trupp heimkehrender Ausflügler ihnen begegnete, unter denen sie Reisegefährten erkannten, wußte Frau v. Desterrot es mit verblüffender Gewandtheit so einzurichten, daß sie und ihr Mann sich der Schar anschlossen. Adele rief sie von fern ein paar erklärende Worte zu. Es handle sich um eine wichtige Besprechung, die längst geplant gewesen wäre. Nun habe sich der Zufall gefällig erwiesen. Sie winkte mit einer gewissen boshaften Liebenswürdigkeit Abschiedsgrüße und wünschte gute Unterhaltung für den Rest des Spaziergangs.

Adele blieb stehen, als sei ein Blitz vor ihr niedergefahren. Das eine begriff sie, daß etwas sie tief Beschämendes sich zugetragen haben müsse.

Wie mit Blut übergossen senkte sie den Kopf. Ihre Füße schienen an die Stelle gebannt zu sein, auf der sie sich umgedreht hatte nach Frau v. Desterrots An-

ruf. Sie machte ein paar zuckende, unbeholfene Bewegungen.

Ihr Begleiter lockerte mit der Fußspitze einen Stein aus dem Erdreich. Mit dumpfem Dröhnen polterte er den Abhang hinunter. Über einem blauen Augenpaar hoben sich die langen schwarzen Wimpern, entließen einen heißen, forschenden Blick. Glühend wehte der Atem über ein paar feste Lippen.

„Endlich ist die Stunde des Glückes da!“ flammelte der junge Mann. „Endlich —“

Die tiefhängenden Äste einer gewaltigen Föhre warfen ihren schleiernden Schatten, von dem Blumenstrauß stieg der Duft auf, stark und süß.

Abele schloß plötzlich die Augen wie ein Kind, das sich im Dunkeln fürchtet.

Da fühlte sie eine leise Berührung ihrer Hand. Nun fuhr sie auf. Nun schüttelte sie sich, als sei ein giftiges Reptil über sie hingetrochen. „Was erlauben Sie sich!“ rief sie. „Wer hat Ihnen ein Recht gegeben?“

Sie verstummte plötzlich. Eine Erkenntnis kam ihr, schneidend grell, vernichtend deutlich.

Durfte sie denn Empörung zeigen? Durfte sie sich tugendstolz aufreden vor dem jungen Menschen? Hatte sie ihn nicht selber herausgefordert, ihn durch Erwidern seiner Blicke ermutigt? In voller Unschuld frei-^{lich}, absichtslos. Von der Erinnerung an Job beherrscht, hatte sie sich der Lügenkunst der Koketterie zugewandt, vor der ihr doch insgeheim graute. Sie, die Gattin eines edlen, hochherzigen Mannes hatte Flirt getrieben!

Ihre Lippen fingen an zu zittern, ihre Wimpern senkten sich, schwer von Tränen.

Hart und kalt schlug da die Stimme des jungen Mannes an ihr Ohr. „Wer mir das Recht gegeben hat? Nun, ich dünkte, allzuweit brauchten Gnädigste die

Rosetterie nicht zu treiben. Niemand kann es mir verübeln, wenn ich die Annahme meiner Blumen als Ermunterung auffaßte, zumal Sie sich mit der Ihnen ohne Namensnennung zugegangenen Spende auch noch schmückten, ja ihr für unseren gemeinsamen Spaziergang eine bedeutungsvoll redende rote Rose hinzufügten!“

In korrektester Haltung wehrte er die Zumutung, eine gesellschaftliche Dreistigkeit begangen zu haben, von sich ab.

Da blickte Adele erstaunt und erschrocken auf. „Von Ihnen kommen die Blumen? Von Ihnen? Und ich hab' geglaubt —“ Sie riß den Gürtel ab, sie schleuderte das halb gewellte Sträußchen von sich. In ihrer tödlichen Verlegenheit aber, in ihrer Hilflosigkeit der schrecklichen ungewohnten Lage gegenüber preßte sie die Blumengarbe, die von derselben Hand stammte wie der Morgengruß, nur um so fester an sich.

Dann wandte sie sich ab, angstgetrieben dem Hotel zustrebend, ihren stillen Zimmern. Sie stolperte, fiel, richtete sich wieder auf, immer noch die Blumen festhaltend, als müsse sie ein kostbares Gut retten.

Nicht ein einziges Mal wagte sie sich umzusehen. Immer war es ihr, als verfolge sie jemand, komme ihr näher, blase ihr in den Nacken mit glühendem Hauch.

Ein Stöhnen der Angst ausstoßend, eilte sie dahin. Vorwärts, nur vorwärts! Und neben ihr huschten Schatten, fielen auf ihren Weg. Überall raschelte es, flüsterte, rief —

Und als sie endlich innehielt, mühsam nach Atem ringend, verzweifelt um sich blickend, spähend, lauschend, da war alles still. Nirgend ein Schritt, nirgend ein Laut.

Sie schritt weiter. Jetzt betrat sie den schützenden

Bannkreis des Hotels, jetzt winkte Rettung, Erlösung, Friede.

Sie schöpfte Atem, ihre Schritte verlangsamten sich, ein Seufzer der Befreiung entrang sich ihren Lippen. Sie strich glättend über das gelockerte Haar. Und es flog ihr durch den Sinn, wie sie ihrem Mann das durch eine häßliche Verkettung widriger Umstände entstandene Ungemach darlegen wollte, ihrem Manne, der nichts ahnte. Sie stellte sich's vor, wie sie seine Verzeihung erflehen wollte für ihre Unbedachtsamkeit. Er mußte ihr ja vergeben! Und sie wollte ihn von nun an nur um so lieber haben, überhaupt erst jetzt so recht aus tiefster Seele lieb haben, nachdem sie die Kleinheit der anderen Menschen gemessen an seiner Größe. Und ihre Bitte, die würde er ihr sicherlich erfüllen, ihren Wunsch, neben ihm zu arbeiten, mit ihm —

„Ernst — Ernst, guter Ernst! Ernst, einziger, bester —!“ Sie murmelte es vor sich hin, und den Namen trug eine Flut abgerissener holder Laute, Laute, die sie ihm bisher niemals geschenkt hatte, und die nun aus ihrem Herzen für ihn aufsteigen sollten — immerdar!

Die Augen leuchteten ihr aus dem blassen Gesicht. Wie ein Kind, das eine Heimlichkeit zu verstecken trachtet, sah sie aus.

Sie blickte sich um. Gottlob, nun war sie in Sicherheit!

Aber was bedeutete das lebhafte Treiben ringsum?

Zwischen den Rasenanlagen vor dem Hotel, auf den Wegen standen Menschengruppen. Festig bewegte Arme streckten sich aus, Köpfe wurden gegeneinander geneigt.

Und über dem Ganzen ein Flüstern, verhalten und doch durchdringend, unheilverkündend bang — ein graufiges Flüstern.

Abele nahm das Ehepaar Desterrot wahr. Beide warfen ihr einen Blick zu und entfernten sich dann rasch, wie flüchtend.

Flüchteten sie vor ihr?

Sie empfand plötzlich ein Gefühl brennender Scham. Sie glaubte sich ausgestoßen aus der Gemeinschaft ehrbarer Menschen, gerichtet für ihren Leichtsinns, ihre Unbedachtsamkeit, der giftigsten Verleumdung preisgegeben, die ihren Ruf für immer vernichten mußte.

In gewaltsamer Beherrschung, die Pähne zusammenbeißend, betrat sie den Hauptweg.

Über glühende Platten vermeinte sie zu schreiten, von einem Pfeilhagel durchbohrender Blicke getroffen. Und doch wollte es ihr scheinen, als ob sich dieses und jenes Augenpaar voller Mitleid und Teilnahme auf sie hefte. Durch ihre geängstigte Seele zitterte es hin wie labender Trost.

Vorwärts, nur vorwärts! Einmal mußte sie ja das Haus erreichen, den Schutz ihrer Zimmer.

Da schlug etwas an ihr Ohr, deutlicher als das raunende Geschwirr. Silben tauchten aus dem Geflüster hervor, formten sich zu Worten — nein, nicht nur zu Worten, zu Donnern der Ewigkeit, zum Trompetenschall des Jüngsten Gerichts.

Die Kniee fingen ihr an zu zittern, schwer und dumpf klopfte ihr Herz. Wie ein gehektes Tier blickte sie sich um, Erbarmung heischend, Gnade — Gnade!

Wie siedendes Blei drang es ihr in die Ohren, ergoß sich durch ihre Aern: „Abgestürzt — an einer ganz ungefährlichen Stelle, vermutlich plötzlicher Schwindelanfall. Sofort tot gewesen. Leiche geborgen —“

Hatte Abele selber den Namen in die Lüfte geschrien? Gelte er nur um sie her in höhrendem Echohall?

Sie starrte wie ins Leere, Unbelebte.

Das war ja nur ein Traum, mußte ein Traum sein! Sie fühlte sich einem halbawachen Zustand ausgeliefert, wie er sich einstellt, sobald man sich von grausig quälenden Nachtgebilden loszuringen trachtet, fühlend, daß alles Trug ist, und doch das Entsetzliche, Grauenvolle nicht loszuschütteln vermag.

Ihre Füße begannen sich mechanisch zu regen, trugen sie dem Riesenmassiv des Hotels ganz nahe, diesem gewaltigen Gebäude mit seinen Reihen gastlich blinkender Fenster, mit seiner Terrasse, auf der es flimmerte von ausgesuchten Toiletten, auf der es schwagte und lachte, weil dort die Ahnungslosen saßen, die noch nichts wußten von dem erschütternden Unglücksfall.

Auf einer Anzahl von Fenstern lag glühend der Widerschein der untergehenden Sonne. Wie zu einem Fest von innen heraus erleuchtet, flimmerten sie rot und freudig.

Adele blickte hinauf.

Dort oben hatte sie gewohnt mit einem edlen, herrlichen Menschen, der ihr nie ein Leid getan, nur immer ihr Glück gewollt hatte. Bis zu seiner letzten Stunde —

Sie drängte sich zwischen den Stühlen und Tischen auf der Terrasse durch, wie von einem bösen Zauber vorwärtsgetrieben.

Was war das nur um sie her? Dieses Necken und Schwirren — dieses Schweben und Hauchen — dieses schwül atmende Etwas, das Flügel zu spannen schien und glitzernde Fäden wirkte zu schrecklicher Verstrickung? Was konnte dieses unheimliche, unsichtbare, wesenlose und schemenhafte Gebilde sein?

Ihre Wimpern schlossen sich. Von Tränen geblendet, erlosch ihr Blick. Der Atem blieb ihr aus, schwer sank ihr Kopf auf die Brust.

Was es war? Was es war?

Der Flirt war es — der unselige Flirt mit seiner noch unseligeren Tochter, der Eifersucht.

Auf der Brücke dieses Wortes kehrten ihre abgeirrten Gedanken zu ihm zurück, der ihr nun für ewig entrisSEN war, der ihr nie ein Leid getan, nur immer ihr Glück gewollt hatte. Bis zu seiner letzten Stunde —

In rasender Hast begann ihr Herz zu hämmern.

Und in seiner letzten Stunde — da vor allem!

Er, der Starke, Besonnene, Gewandte, war nimmermehr die Beute eines unseligen Zufalls geworden und haltlos und jäh in die Tiefe gestürzt. Mit Bewußtsein und Absicht, in vollwichtiger Entschließung hatte er sich ins Bodenlose geworfen!

Wie durch Divination entwirrte sich vor Abele, was der Welt dunkel bleiben mußte.

Nicht ahnungslos war er gewesen. Sein Scharffinn hatte ihr unbedachtes Tun wahrgenommen, es sich ge- deutet — falsch freilich, o wie falsch!

Er, der Treue, Hohe, Unantastbare, hatte sie in Schuld und Sünde verstrickt geglaubt und sie zu bewahren getrachtet vor Schmach und Lüge und Verrat! Und in letzter großartiger Verschwendung, schon von den Schauern der Ewigkeit umwittert, hatte er ihr die kostbarste Gabe dargebracht, die er für sie hatte finden können, und die er von ihr ersehnt, erharrt, erhofft glaubte — das Geschenk ihrer Freiheit!

Ihre Schultern krümmten sich, als senkte sich eine Last darauf nieder, die sie lebenslang würde tragen müssen. Ein Schauer rann über ihren Körper.

Sie ließ den Strauß fallen, den sie immer noch in den Armen hielt.

Die Blüten sanken zu Boden, alle, alle — —





Aus der Bukowina.

Don W. H. Geinborg.

Mit 11 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der entlegene Winkel des österreichischen Kaiserreiches, in den wir den Leser zu führen beabsichtigen, hat in absehbarer Zukunft wohl nur wenig Aussicht, ein bevorzugtes Ziel von Vergnügungsreisenden zu werden, denn es muß von vornherein gesagt werden, daß das Reisen in der Bukowina vor derhand noch kaum zu den besonderen Freuden gezählt werden kann, und daß die Natur bei der Verteilung ihrer Herrlichkeiten und Wunder das „Buchenland“ mit einem ziemlich bescheidenen Anteil abgefunden hat. An Wäldern ist freilich kein Mangel, und namentlich im Süden des Landes, im Kimpolunger Bezirk, erheben sich die Berge zu recht stattlicher Höhe, so daß manche groteske Szenerie, manches wildromantische Tal Herz und Auge erfreut; aber wenn es schon schwer fallen würde, denen zu widersprechen, die diese Genüsse mit einer vierundzwanzig- oder dreißigstündigen Eisenbahnfahrt von Wien aus etwas zu teuer bezahlt fänden, so müßte man vollends verstummen, wenn man nach den für den Fremden bereit gehaltenen Bequemlichkeiten oder nach all den anderen hübschen Dingen fragte, die den Besuch wenig bekannter Gegenden sonst wohl zu einem lohnenden und erfreulichen Unternehmen machen können. Man muß eben eine gute Konstitution, guten Humor und eine gute Portion Geduld besitzen,

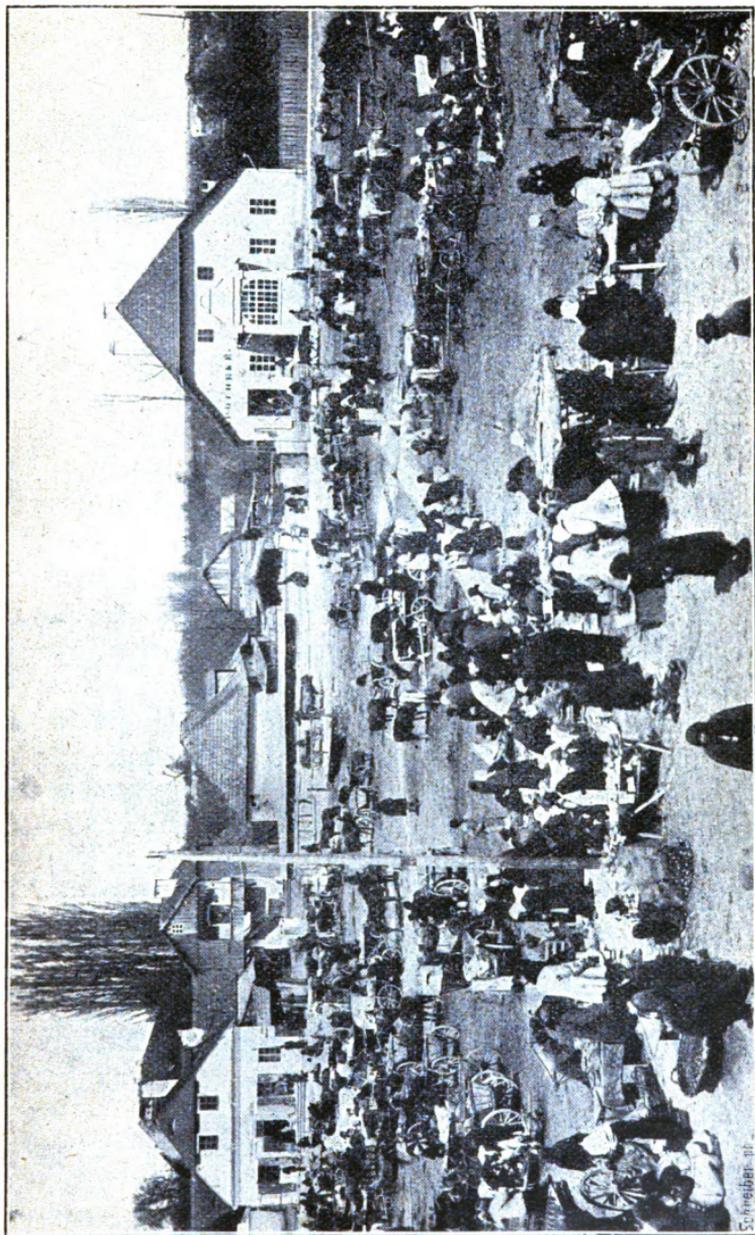
um noch Empfänglichkeit und Unbefangenheit genug für eine gerechte Würdigung der eigenartigen und interessanten Eindrücke zu behalten, die Land und Leute doch auch hier auf den Beobachter hervorbringen können.



Partie aus Poiana Negri; im Hintergrunde der Ouschör.

Von Galizien, Bessarabien, Rumänien, Siebenbürgen und Ungarn umschlossen, zählt die Bukowina ungefähr 750,000 Einwohner auf einer Bodenfläche von 10,451 Quadratkilometer, und es ist kaum möglich, sich auf verhältnismäßig so engem Raume ein bunteres Nationalitätengemisch vorzustellen, als es die Bevölkerung dieses kleinen Landes darstellt.

Die offizielle Landessprache ist die deutsche, aber



Wochenmarkt in Radbaut.

Schweizer. Nr.

wer sich in seinem Verkehr nicht auf den Umgang mit den gebildeteren Elementen beschränken will, muß, um sich allerorten verständlich zu machen, über einen kaum zu erwerbenden Schatz von Sprachkenntnissen verfügen. Man redet in der Bukowina je nach seiner Abstammung nämlich auch noch Rumänisch und Ruthenisch, Ungarisch und Armenisch, Russisch und Polnisch. Wie diese mannigfaltigen Idiome sind auch die verschiedenartigsten Konfessionen in mehr oder weniger friedlichem Nebeneinander vertreten. Die Religion der Rumänen und Ruthenen ist der griechisch-orientalische Glaube. Neben ihnen aber finden wir Protestanten, Bekenner der römisch-katholischen und der griechisch-katholischen Kirche, Anhänger verschiedener russischer Sekten — namentlich Lippowaner, die unter dem duldsamen Kaiser Joseph II. in der Bukowina sesshaft gemacht wurden —, Bekenner der gregorianisch-armenisch-orientalischen Konfession und eine erhebliche Anzahl von zumeist streng orthodoxen Juden. Vornehmlich diese letzten sondern sich nach Bräuchen und Lebensgewohnheiten ziemlich scharf von der übrigen Bevölkerung ab, obwohl sie hier nicht wie anderswo nur Händler und Kaufleute, sondern auch Landwirte, Handwerker und Fuhrleute sind. Man begegnet ihnen im täglichen Leben auf Schritt und Tritt und ist unausgesetzt genötigt, ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Sie sind immer bescheiden, gefällig und unterwürfig, begnügen sich in der Mehrzahl mit einer nicht über das landesübliche Maß hinausgehenden Übervorteilung des Fremden und sind gänzlich frei von dem Ehrgeiz, sich durch augenfällige Sauberkeit von der übrigen Bevölkerung zu unterscheiden.

Wenn man von dem weit außerhalb der Stadt gelegenen Bahnhof von Czernowitz in einem der sonderbaren, die Stelle der Droschken vertretenden Fuhrwerke

über die elende, holperige, steil ansteigende Straße der genannten Haupt- und Univerſitätsſtadt zuführt, ſo



Bukowiner Rumänin.

könnte man geneigt ſein, den Prozentsatz der Bukowiner Juden noch viel höher zu ſchätzen, als er in Wirklichkeit iſt, denn man ſieht an den armſeligen Häuſchen, die

das Fahrzeug passiert, zunächst nichts als hebräische Firmenschilder, und die äußere Beschaffenheit dieses Judenteils ist derart, daß die eigentliche Stadt trotz



Rumänisches Bauernhepaar aus Unterhorodnik.

ihres an sich keineswegs großartigen Charakters nachher wie eine sehr angenehme Überraschung wirkt.

Aber man müßte dies Czernowitz vor fünfzig oder vor hundert Jahren gesehen haben, um der Kulturarbeit, die hier geleistet worden ist, volle Gerechtigkeit



Rumänische Magd.

widerfahren lassen zu können, denn ältere Schilderungen belehren uns, daß es an dieser Stelle vor beiläufig einem Jahrhundert nur eine schmutzige, verwahrloste Ortschaft von kaum 4000 Einwohnern gab, und die mehr als 50,000 Köpfe des heutigen Czernowiz bedeuten diesen Anfängen gegenüber einen unter den obwaltenden Verhältnissen geradezu erstaunlichen Fortschritt.

In der richtigen Erkenntnis, daß Czernowiz durch seine günstige Lage — es baut sich recht malerisch auf mehreren Hügeln am rechten Ufer des Pruth auf und ist sowohl von der russischen wie von der rumänischen Grenze nur um ein geringes entfernt — alle Vorbedingungen für ein rasches Gedeihen viel besser erfüllt als Suczawa, die ehemalige Residenzstadt der moldauischen Fürsten, richtete Kaiser Joseph II. hier nach und nach alle wichtigen Verwaltungszentralstellen ein und verlegte im Jahre 1781 auch den Sitz der griechisch-orientalischen Bischöfe von Kadauz nach Czernowiz. Dadurch war der mächtigste Impuls zur weiteren Entwicklung des bis dahin arg verwahrlosten Gemeinwesens gegeben, und in neuerer Zeit ist es vor allem die Errichtung der Czernowitzer Franz Josephs-Universität gewesen, die für die Hauptstadt der Bukowina den Beginn eines weiteren entscheidenden Aufschwungs bedeutete. Die Hochschule, um deren Begründung sich namentlich ihr erster Rektor, der österreichische Parlamentarier Dr. Konstantin Tomaszcut, verdient gemacht hat, wurde im Jahre 1875 mit einer theologischen, juridischen und philosophischen Fakultät eröffnet, und ihre Bedeutung als Pflanzstätte deutscher Kultur im äußersten Osten der Monarchie kann kaum hoch genug eingeschätzt werden.

Unweit Czernowiz liegt das berühmte Sadagora —

berühmt
wenig=
stens bei
allen
rechtgläu=
bigen
Kindern
Israels
in Rumä=
nien, Ga=
lizien und
tief nach
Rußland
hinein.

Denn
hier resi=
diert auf
ihrem
palastar=
tigen
Stamm=
siß die
unermes=
lich reiche
Dynastie
eines
„Wunder=
rabbi“, zu
dem all=
jährlich
viele
Tausende
frommer
Juden,



Rumänischer Bettler.

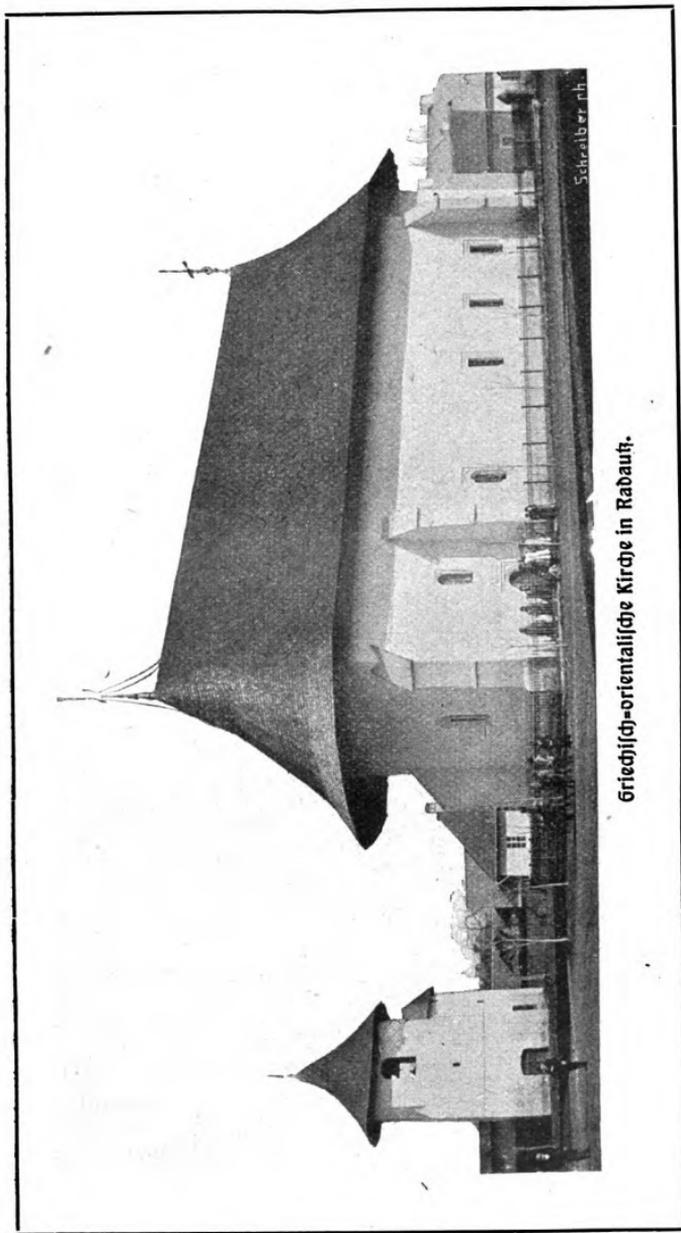
selbst aus den entlegensten Gegenden, wallfahrten, um den Rat und die Entscheidung des abergläubisch verehrten Mannes, der jeweils das Haupt der seltsamen Dynastie bildet, in wichtigen Lebensfragen einzuholen.

Begegnet man schon in den Straßen von Czernowitz



ſuzulin aus Seletin.

neben der westeuropäischen Tracht der besseren Stände vielfach den mehr oder weniger malerischen Kostümen der Landbevölkerung, so gewährt doch ein Besuch der kleineren Städte und Ortschaften noch ungleich interessantere Einblicke in das Volksleben der Bukowina. Man braucht keineswegs in die kleinen Dörfer zu gehen, um es zu studieren. Schon ein Abstecher nach dem



Griechisch-orientalische Kirche in Rabauti.

Schreiber nh

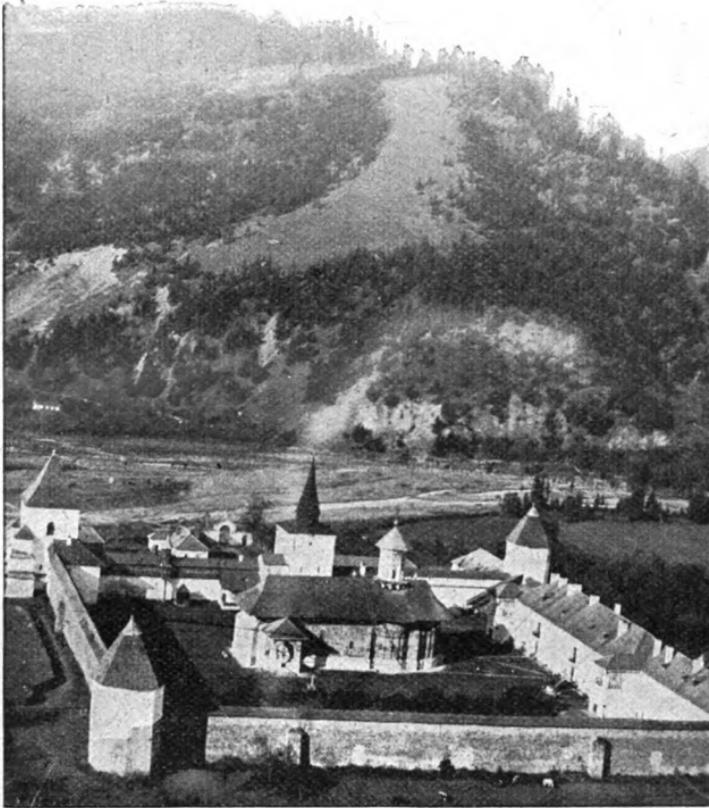
chemals hochangesehenen Kadauß, das heute nur noch durch das dort untergebrachte große Staatsgestüt einige Bedeutung hat, gewährt nach dieser Richtung hin eine beträchtliche Ausbeute.

Wenn man das Glück hat, just zu einem der großen Wochenmärkte zu kommen, die heute wie vor hundert und mehr Jahren auf dem Ringplatz von Kadauß abgehalten werden, so findet man ausgiebige Gelegenheit, das Landvolk der Bukowina in all seinen typischen Erscheinungen kennen zu lernen.

Am stärksten vertreten sind die rumänischen Bauern und die Ruthenen in ihrer zumeist überaus einfachen Tracht. Ein langes Hemd aus grobem Leinen und eine Hose aus demselben Stoff machen in der Regel die ganze Bekleidung aus. Die Hüften umschließt ein breiter Ledergürtel, und die Füße stecken — soweit ihre Bedeckung nicht ganz verschmählt wird — in unförmigen, abstoßenden Bindschuhen, den sogenannten Opintscher. Stulpenstiefel gelten schon als ein Zeichen von Wohlhabenheit und werden fast nur von den reichen Bauern getragen. Dagegen leistet sich während der rauhen — oft ganz verzweifelt rauhen — Jahreszeit selbst der rumänische Bettler den Luxus eines Schafspelzes, den er wohl auch im heißesten Sommer anlegt, nur mit dem Unterschied, daß er an schwülen Julitagen die wollige Seite, die sonst das Innere des Kleidungsstücks ausmacht, nach außen kehrt.

Die Frauen und Mädchen, unter denen sich, solange sie noch in der ersten Jugendblüte stehen, viele wohlgeformte Gestalten und hübsche, regelmäßige Gesichter finden, können natürlich auch hier die Vorliebe aller Evasstöchter für Schmuck und Putz nicht verleugnen. Die Stickereien, mit denen sie die Ärmel, die Schultern und den Brustteil ihrer Hemden zu verzieren lieben,

sind oft von erstaunlich feinem Geschmack in der Zusammenstellung der Farben und der Linienführung der Arabesken, und man wird selten einer jungen rumäni-



Griechisch-orientalisches Kloster Sucevița aus der Vogelperspektive.

schen Schönen begegnen, die ihren Hals nicht mit einer Schnur von Korallen oder Glasperlen geschmückt hätte.

Über dem Hemd, das auch beim schönen Geschlecht das wesentlichste Toilettenstück ausmacht, wird an Stelle des Rockes die „Matrinza“ getragen, ein viereckiges,

gestreiftes Stück Wolltuch von brauner oder roter Farbe, das ein schalartiger Gürtel in der Taille festhält, und

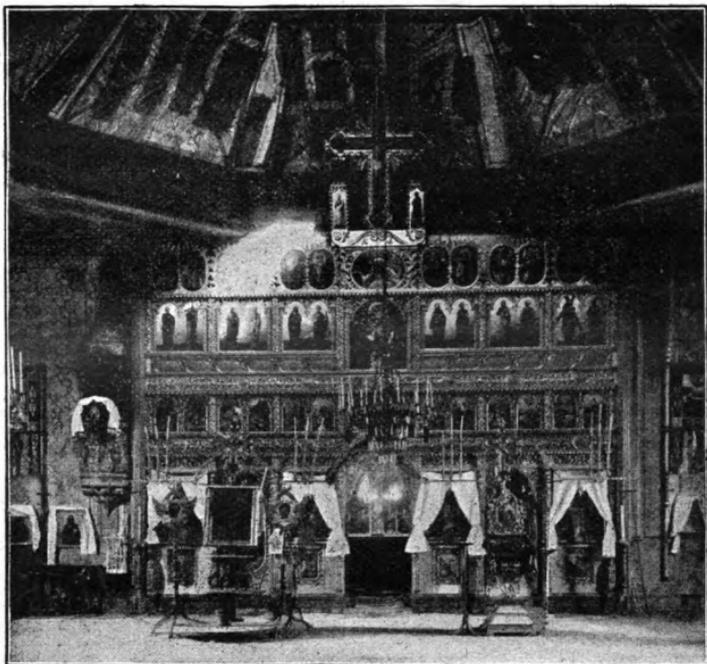


Ostwand der Kirche vom Kloster Suczawitza.

dessen einer Zipfel gewöhnlich der Bequemlichkeit halber hochgeschlagen wird, so daß das weiße Hemd und die nackten Füße sichtbar werden.

Noch eigenartiger als die äußere Erscheinung der

Rumänen und Ruthenen wirkt die der Suzulen und Suzulinnen, die sich mit den kärglichen Erzeugnissen ihres Fleißes regelmäßig auf dem Kadauter Wochenmarkt einfinden. Sie sollen die Nachkommen eines



Inneres der griechisch-orientalischen Dorfkirche in Dorna Candreni.

alten hunnischen Volksstammes sein, der einst in den Karpaten sesshaft wurde und sich mit der slawischen Bevölkerung vermischte. Die Männer tragen über langen scharlachroten Hosen einen Mantel aus grobem grauen Stoff, und ihre Ausrüstung wird durch einen Sack vervollständigt, in dem sie alles mit sich zu führen lieben, was zu ihres Leibes Nahrung und Notdurft erforderlich ist. Die jungen Suzulinnen, die meist hoch zu Ross, nach Männerart reitend, zum Markte kommen,

würden mitunter ganz hübsch aussehen, wenn sie nicht die leidige Gewohnheit hätten, ihr schwarzes Haar mit ranziger Butter zu pomadifizieren, und wenn sie auf die qualmende Tabakspfeife verzichten könnten, ohne die man selbst junge Mädchen kaum jemals sieht.

Eine orthodoxe Kirche des griechisch-orientalischen Bekenntnisses mit den interessanten Grabdenkmälern alter moldauischer Fürsten erinnert daran, daß Radauz bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Sitz des später nach Czernowitz verlegten Bistums war. Sie zeichnet sich durch ihre sonderbare, langgestreckte Gestalt, ihr pilzartig vorspringendes Dach und den abseits stehenden Glockenturm aus, und ihr Inneres ist mit malerischen Darstellungen aus dem Leben der Heiligen überreich geschmückt.

Noch interessantere Gotteshäuser finden sich in anderen Teilen der klöster- und kirchenreichen Bukowina. So dürfte niemand ein Besuch des alten Klosters Suczawiza gereuen, das sich in einer schönen, waldbreichen Karpatengegend erhebt und seiner ganzen festungsartigen Anlage nach an die kriegerischen Zeiten gemahnt, in die seine Begründung durch die moldauische Fürstenfamilie Mohila fällt. Die Kirche dieses Klosters birgt nicht nur eine Fülle kostbarer Altertümer, sondern sie bildet eine Sehenswürdigkeit auch durch die trotz ihres hohen Alters von mehr als dreihundert Jahren wohl-erhaltenen Freskomalereien, mit denen nicht nur die Innenwände, sondern auch die äußeren Seiten des Gotteshauses geschmückt sind.

Anderere berühmte Kirchen sind die der Klöster Putna und Dragomirna, vor allem aber die ehemalige Metropolitankirche in Suczawa, die bei allen Gläubigen wegen der nach endlosen Irrfahrten in ihr geborgenen Reliquien des als Landespatron der Bukowina verehrten

heiligen Johannes von Novi im höchsten Ansehen steht. Die Geschichte dieser Reliquien ist, wie Professor Lederer erzählt, merkwürdig genug. Im Jahre 1602 kaufte sie der moldauische Fürst Alexander der Gute von Kaufleuten aus Trapezunt, ließ sie auf eigene Kosten unter großen Feierlichkeiten nach Suczawa bringen und in der von dem moldauischen Fürsten Juga im Jahre 1399 errichteten Suczawer Metropole beisetzen. Als dann die moldauischen Fürsten 1630 ihre Residenz wechselten, wurden die heiligen Gebeine nach Jassy in Rumänien übertragen, bis sie im Jahre 1686 während der Türkenkriege von dem Polenkönige Johann Sobieski, im Einvernehmen mit dem moldauischen Fürsten Konstantin Kantemir, in Verwahrung genommen und in der von Sobieski gestifteten Basilianerkirche zu Zolkiew in Galizien beigesetzt wurden. Aber etwa hundert Jahre später wurden sie von dem Radauher Bischof Doritheus Chereskul reklamiert und im Jahre 1783 auf Befehl Kaiser Franz Josephs II. von Zolkiew wieder nach Suczawa übertragen.

Seither haben sie Suczawa zu einem sehr besuchten Wallfahrtsort gemacht. Zumal das Namensfest des Heiligen am 14. Juni wird von der Bevölkerung in sehr charakteristischer und farbenprächtiger Weise begangen.





Die Mausefalle.

Kriminalhumoreske von Fr. Clemens.

(Nachdruck verboten.)

Schon wieder!" sagte Mr. Johnson in New York zu seinem Buchhalter und machte ein Gesicht wie ein Bräutigam, dem die Braut den Abschiedsbrief geschrieben hat.

"Schon wieder!" sagte auch der Buchhalter und machte ein Gesicht wie der Mond, wenn er zu weinen scheint.

"Das dritte Mal!"

"Das dritte Mal!"

"Das erste Mal waren's tausend Dollars!"

"Das zweite Mal zweitausend Dollars!"

"Und diesmal dreitausend Dollars — und das alles innerhalb zwei Wochen! Wenn das so fortgeht, Mr. Lankins, und sich nach der bisherigen Skala steigert, so bin ich in einem Jahre bankrott."

"Nehmen Sie doch jeden Abend alles aus dem Tresor heraus!"

"Das geht nicht. Oben kann ich auch bestohlen werden. Außerdem kann ich früh einmal verhindert sein; dann findet der Kassier kein Geld vor, und um den Ruf meiner Firma wäre es geschehen. Zunächst aber möchte ich gar zu gern wissen, wer der niederträchtige Spitzbube ist! Das beste ist und bleibt, ich wende mich an die Polizei."

Johnson schickte also zur Polizei. Ein Inspektor

und ein Detektiv trafen gleich darauf ein, denen Johnson in seinem Privatkontor den Fall vortrug.

„Denken Sie,“ schloß er, „es ist bereits das dritte Mal, daß ich bestohlen werde, und auf ganz geheimnisvolle Weise. Der Dieb versteht es, sich mit Hilfe von Nachschlüsseln einzuschleichen. Er öffnet auch mit Hilfe von Nachschlüsseln den so schwierig zu öffnenden Tresor. Machen Sie sich jetzt selbst einen Begriff, welche Kunstfertigkeit das erfordert.“

Er nahm die sehr komplizierten Geldschrankschlüssel und öffnete damit den Schrank.

„Was das seltsamste ist,“ fuhr er fort, „der Schrank ist nur mit Hilfe einer bestimmten Formel zu öffnen.“

„Dann kann aber doch nur jemand in Frage kommen, der entweder gleich Ihnen die Schlüssel zum Geldschrank besitzt oder die Ihrigen benützt,“ wandte der Inspektor ein. „Haben Sie mehrere Schlüsselpaare?“

„Zwei, aber ich bewahre beide selber auf. Der Kassier holt sich Morgens die Schlüssel oben bei mir.“

„Sind Sie verheiratet?“

„Nein. Ich lebe ganz allein mit einer alten Haushälterin. Die kann aber nicht in mein Zimmer, denn das ist von innen verschlossen. Sie kennt auch die Formel nicht und könnte niemals den Schrank aufschließen. Die Formel kennt außer mir nur noch mein Kassier.“

„Und täuscht dieser nicht vielleicht die Diebstähle nur vor, um Veruntreuungen zu verbergen?“

„Das ist ausgeschlossen. Er ist dreißig Jahre im Geschäft und ein wohlhabender Mann.“

„Haben Sie sonst einen Verdacht?“

„Ich habe den Schrank vor drei Jahren von einem Agenten gekauft, der damals Bankrott machte und seitdem sehr heruntergekommen ist. Diesen habe ich in Verdacht, daß er noch Schlüssel außer den mir über-

gebenen befaßen hat. Er war auch ein paarmal in letzter Zeit im Geschäft bei mir, angeblich, um wegen Stellung anzufragen. Da kann er Gelegenheit gefunden haben, sich Abdrücke der Türschlüssel zu verschaffen.“

„Ein bloßer Verdacht genügt nicht zur Untersuchung,“ meinte der Inspektor nachdenklich. „Wir müssen Beweise schaffen. Das Kontor muß heimlich bewacht werden.“

Letzteres wurde denn auch beschlossen.

Eine ganze Woche lang wachten zwei bewaffnete Detektivs im Nebenzimmer. Aber der Dieb ließ sich nicht blicken.

Die Bewachung mußte endlich aufhören. Wenige Tage nach Entfernung der Polizisten erfolgte indessen schon wieder ein Einbruch, und wiederum fehlten dreitausend Dollars aus der Kasse.

„Mit der Polizei ist es nichts,“ sagte sich der Bankier. „Ich muß selber auf Mittel sinnen, den Gauner zu fassen. Es muß doch irgend eine Möglichkeit geben, ihn zu stellen. Nur muß ich meine Maßregeln ganz geheim betreiben, nicht einmal der Buchhalter soll davon erfahren.“

Johnson ließ einen geschickten Mechaniker kommen, nahm ihm das Ehrenwort ab, daß er wie ein versiegeltes Grab schweigen werde, und erkundigte sich dann, was für Apparate die neueste Wissenschaft ihm in einem Falle wie dem seinigen zur Verfügung zu stellen vermöge, um sein Eigentum gegen diebische Eingriffe zu schützen.

Der Mechaniker nannte eine Reihe von Vorrichtungen her, als da sind elektrischer Läuteapparat, Autophograph, Selbstschüsse, Fußangeln und so weiter.

Bei jeder Anführung schüttelte Johnson den Kopf.

„Verfängt nicht bei dem Burschen. Ist zu gerieben. Kenne außerdem Einrichtung — Läuteapparat bei Sifers & Fees nichts genügt, Autophotograph funktioniert nicht immer — geht alles nicht.“

„Dann weiß ich allerdings keinen Rat mehr,“ äußerte verdrießlich der Mechaniker.

„Aber ich!“ rief Johnson plötzlich mit aufleuchtenden Blicken. „Bester Meister, passen Sie einmal auf. Können Sie mir folgenden Apparat anfertigen: dicht vor dem Geldschrank, an einer Stelle, die man unbedingt betreten muß, will man sich mit ihm befassen, wird ein Quadrat aus der Diele gesägt, gerade groß genug, daß durch die Öffnung ein Mensch bequem hindurch kann. Unter dem Kassenzimmer befindet sich ein finsterner Keller mit dicken Steinmauern und einer festen Tür aus Eichenholz. Sie fügen nun in diese Öffnung ein Brett von gleicher Art und Farbe ein wie das entfernte, damit die Veränderung nicht auffällt, aber dieses Brett stellt eine Versenkung dar, ähnlich wie solche im Theater gebraucht wird. Sobald der Spitzbube die Versenkung betritt, gibt sie unter ihm nach und befördert ihn blitzschnell in den Keller. Dann schnellst das Brett sofort wieder in die Höhe. Geht das?“

„Kinderleicht!“ entgegnete der Mechaniker.

„Gut. Natürlich muß Vorsorge getroffen werden, daß die Versenkung nur dann in Tätigkeit tritt, wenn ich will. Eine Sicherung muß angebracht werden, durch welche sie festgelegt wird, bis ich sie nach Kontorschluß in Kraft setze. Geht das?“

„Gewiß.“

„Geht es ferner so zu machen, daß ich die Inbetriebsetzung und Abstellung von meinem Schlafzimmer aus vornehmen kann? Ich müßte sonst allemal früh vor Geschäftseröffnung herunter und

die Verfenkung außer Kraft setzen, und das wäre sehr unbequem.“

„Wo schlafen Sie?“

„Erste Etage, hinten hinaus.“

„Können Sie nicht Ihr Schlafzimmer über das Kontor verlegen?“

„O ja.“

„Dann ist es zu machen. Kleinigkeit für die heutige Technik. Ein Druck auf einen Knopf, und zwei Kiegel schnappen ein und aus.“

„Und die Verfenkungseinrichtung ist auch so herzustellen, daß der Dieb auf ihr in den Keller hinabfährt, während sie dann wieder blitzschnell emporgleitet?“

„Sie fährt wieder zurück, stellt sich ein und funktioniert weiter, bis sie abgestellt wird.“

„Sie müssen es aber so einrichten können, daß der im Keller gefangene Spitzbube nicht etwa an den Drahtseilen, an welchen die Verfenkung sich bewegt, wieder emporklettern kann.“

„Selbstverständlich. Wir lassen die Seile an den Wänden rechts und links und an der Decke hingehen und schließen sie mit einer Hülle aus starkem Eisenblech ein, an der niemand im stande ist, in die Höhe zu klimmen.“

„So wäre alles in Ordnung bis auf die Zeit der Herstellung,“ bemerkte Johnson befriedigt. „Die Vorrichtung soll so getroffen werden, daß von meinen Leuten niemand etwas gewahrt. Ist es möglich, dieselbe an den Abenden nach Kontorschluß und Sonntags anzubringen?“

„Auch darin komme ich Ihnen gerne entgegen. Ich messe heute abend alles aus, besichtige alles, dann wird der Apparat bei mir fix und fertig gestellt, so daß er

nur befestigt zu werden braucht. In acht Tagen ist alles in Ordnung.“

Der Mechaniker hielt Wort. Kaum eine Woche später war die Anlage vollendet und funktionierte ausgezeichnet.

Johnson schmunzelte piffig in sich hinein.

Am ersten Abend, nachdem das Personal sich entfernt hatte, setzte Johnson die Vorrichtung in Betrieb. Dann begab er sich nach seiner Wohnung im ersten Stock.

Während des Essens fiel ihm ein, daß er vergessen hatte, das Wirtschaftsgeld für seine Haushälterin mit heraufzunehmen, das er sich auf seinem Pulte bereitlegt hatte. Kurz entschlossen kehrte er noch einmal in das Kontor zurück, um das Geld zu holen. Während er es nahm, entglitt eines der Geldstücke seinen Händen und rollte auf dem Boden dahin. Rasch bückte er sich und lief dem Geldstück nach. Dabei trat er unbedacht auf die Vertiefung, an die er sich im gegenwärtigen Moment mit keinem Gedanken erinnerte, und — plumps! — glitt er so pfeilgeschwind in die Tiefe hinab, wie er es gewünscht hatte, purzelte mehrere Fuß von dem Boden entfernt von dem Brette herunter auf den hartgestampften Lehm Boden des Kellers, und ehe er auch nur recht zur Besinnung kam, schnellte die Vorrichtung so blitzschnell wieder empor, wie seine kühnste Phantasie ihm das nur hatte vorspiegeln können.

„Goddam!“ fluchte er wütend, als er wieder auf den Beinen stand. „Da hätten wir ja den Spitzbuben! Und was für einen! — Johnson, alter Esel, du bist in deine eigene Falle gegangen! Das muß ich freilich sagen, schlau ausgedacht ist die Geschichte, und vorzüglich arbeitet der Apparat! Aber wie komme ich nun wieder heraus? Es wird mir wohl ebenso unmöglich sein wie den Herren Spitzbuben, die ich fangen und festhalten

will, denn entkomme ich, so gelingt ihnen dasselbe, und entkommen sie nicht, so muß ich ebenfalls hier bleiben.“

Verdrießlich tastete er sich in seinem Kerker umher.

„Ist denn gar keine Aussicht, mich bemerkbar zu machen?“ grübelte er. „Rufen — ja, das hört niemand. Höchstens wer in den Nachbarkeller geht — und das geschieht sicherlich nicht vor morgen früh. Die einzige Möglichkeit wäre, daß meine alte Martha mich vermißt. Die ist aber wahrscheinlich schon im Bett und denkt gar nicht an mich. Was also tun?“

Ja, was tun? Johnson schlug sich wohl ein dutzendmal vor den Kopf, aber es wollte kein Funke der Erleuchtung herauspringen. Zu seinem Entsetzen fiel ihm ein, daß ja die hintere, für ihn und seine Angestellten bestimmte Kontortür nun unverschlossen war, und daß die Geldschrankschlüssel, die er für alle Fälle mitgenommen hatte, auf dem Pulte lagen. Und in seinem Tresor befanden sich wenigstens zwanzigtausend Dollars!

Im ersten Schrecken stöhnte Johnson laut auf. Gleich aber beruhigte er sich. „Erstens,“ sagte er zu sich selbst, „begnügt sich der Spitzbube jedesmal mit einer kleinen Summe — vermutlich denkt er, wir schreiben die fehlenden Beträge auf Konto von Rechnungsfehlern, und er kann auf diese Weise seine Besuche eine Zeitlang fortsetzen, ohne daß die Diebstähle entdeckt werden — zweitens habe ich ja die Falle. Kommt er, so zwingt sie ihn, mir Gesellschaft zu leisten und ich habe ihn fest!“

„Oder er mich!“ ergänzte er im selben Augenblicke. „Bomben und Granaten — daran habe ich nicht gedacht! Verfluchte Geschichte! — Hoffentlich fängt er sich nicht, oder ich brauche für mein Leben keinen Cent mehr auszugeben!“

Aufgeregt lehnte er sich an die Wand seines Kerkers.

„Wenn ich nur ein Mittel entdeckte, mich zu befreien! — Die alte Martha kommt nicht, die schläft wahrscheinlich wie ein Murmeltier. Und diese Kälte! Ich werde die ganze Nacht aushalten müssen und kann mich nicht einmal hinlegen. — Und oben habe ich mein warmes Zimmer und weiches Bett! So geht's — wer anderen eine Grube gräbt! Und wer weiß, ob morgen früh mich jemand erlöst! Ich werde doch einmal rufen.“

Und Johnson rief und schrie, bis er heiser war — umsonst! Johnson versuchte, an den Hüllen von Eisenblech emporzuklettern — unmöglich! Johnson bemühte sich, die schwere Tür aus den Angeln zu heben — er hätte ebensogut können einen Baum ausreißen. Und Johnson fiuchte, heulte, stöhnte, winselte abwechselnd; frierend trampelte er bald wild umher, bald kauerte er sich todmüde in einen Winkel.

Endlich ergab er sich in sein Schicksal und fiel in einen unruhigen Schlummer. Im Traume erfror er zweimal, dreimal wurde er von dem Diebe, den die Verfertigung zu ihm herabsandte, totgeschlagen — einmal war der Traum so lebendig, daß er beim plötzlichen Aufschrecken wirklich nicht recht wußte, ob er nur geträumt habe, und ob nicht der Verbrecher sich mit ihm in seinem Gefängnis befinde. Sehen konnte er natürlich nicht die Hand vor den Augen, daher hielt er sich lange Zeit ängstlich still im Winkel, bis er endlich die Überzeugung erlangte, daß er allein war.

Er schlief wieder ein.

Der Morgen kam endlich, aber Johnson vermochte ihn nicht zu sehen, denn der Keller hatte zwar ein Fenster gehabt, aber um dem sich etwa fangenden Spitzbuben jede Möglichkeit des Entrinnens abzuschneiden, hatte der schlaue Erfinder der Mausefalle es von außen

mit starken Bohlen schließen lassen. Kein Lichtstrahl konnte daher zu ihm eindringen.

Plötzlich vernahm er über sich ein Geräusch.

„Jetzt ist der Dieb eingedrungen,“ war seine erste Idee, dann aber sagte er sich: „Nein, das ist der Kontordiener, der das Kontor aussegt. Jetzt gilt es, zu rufen.“

Und wieder strengte er seine Stimme aufs äußerste an, doch mit demselben negativen Erfolg wie in der Nacht.

„Bewünschte Versenkung!“ schrie er endlich wütend und ballte die Faust gegen die Vorrichtung. „Da soll doch gleich der Satan auf dir niederfahren!“

Bums — sauste wie auf Kommando das Brett herunter, ein Lichtstrahl erleuchtete blitzartig den Raum, und ein mächtiger Körper schlug so heftig gegen die hagere Gestalt des Kaufmanns, daß er lang auf den Boden hinplumpfte.

„Ist das wirklich der Teufel?“ fuhr er im ersten Schrecken auf, aber er besann sich sofort und fragte: „Sind Sie das, Roberts?“

„Wer ist hier?“ rief Roberts, der Kontordiener, bestürzt, indem er sich aufrichtete.

„Ich, lieber Roberts — ich bin's — Johnson.“

„Mr. Johnson? Wie kommen denn Sie hierher? Und wie bin ich hierher gelangt? Was ist denn das für eine höllenmäßige Einrichtung? Ich verank auf einmal mit einem entsetzlichen Krach in die Erde. Und Sie wohl auch?“

„Ich auch,“ murmelte betrübt der frierende, tommüde, hungrige Kaufmann. „Aber treten Sie hierher, Roberts, ich höre oben wieder Schritte. Am Ende saust Ihnen sonst die Höllenmaschine auf den Schädel und —“

Blumps — Nummer drei!

„Wen haben wir denn da?“ erkundigte sich Johnson besorgt und näherte sich der am Boden ausgestreckten Gestalt. Es war Snobsten, der Kommiss, der, nachdem Johnson den Zusammenhang der Szene aufgeklärt, mit bestürzter Miene erzählte, daß er am Geldschrank vorbei auf sein Pult habe zuschreiten wollen, da sei auf einmal der Boden unter ihm gewichen, und mit einem fürchterlichen Schrei sei er heruntergefahren, wie er fürchtete, nach dem Mittelpunkte der Erde.

„Fatal — fatal!“ stöhnte Johnson. „Das habe ich nicht berechnet. Die Versenkung befindet sich gerade vor dem Schranke an dem einzigen Durchgang zwischen diesem und den Pulten. — Treten Sie alle an die Wände, ich fürchte, wir werden noch mehr Gesellschaft —“

Parbaza! — Nummer vier! Lankins, der Buchhalter!

„Laßt uns mit vereinten Kräften rufen,“ riet Johnson. „Jetzt wird man uns gewiß hören.“

Und alle brüllten wie die Stiere, sobald sie oben über sich reden hörten und Schritte vernahmen. Hören mußte man sie sicherlich, aber der Hörer ahnte natürlich nicht, woher die Hilferufe kamen, und indem er im Kontor herumging, um sich über den Ursprung der Töne zu vergewissern — plumps! — gesellte er sich zu den Urhebern und durfte in das Geheul mit einstimmen.

So trafen als Geschenke vom Himmel innerhalb der nächsten halben Stunde noch Bork, der zweite Kommiss, Steffens, der Kassier, und Walker, der Prokurist, bei ihrem Chef und den Kollegen ein.

„So, da wäre ja nun die ganze Firma vollzählig versammelt,“ bemerkte der Prinzipal wehmütig. „Zu brüllen brauchen wir nun nicht mehr, denn niemand betritt jetzt das Kontor, der uns zu hören vermöchte.“

Außerdem ist die Wirkung auch stets eine andere, als wir beabsichtigen. Was fangen wir also an, meine Herren?"

Nach langer Beratung hatte der Buchhalter den Einfall, es sollte der Längste der Gefangenen sich auf die Schultern des Stärksten stellen und versuchen, das Brett zu erreichen und herabzuziehen, dann wollte man es unten festhalten, und der Gewandteste sollte an dem dann bis herunter hängenden Drahtseil emporklettern, durch die Öffnung kriechen und die übrigen befreien.

Der Versuch wurde sofort unternommen, doch führte er aus Mangel an turnerischer Geschicklichkeit nicht zum Ziel. Obgleich einer nach dem anderen auf die Schultern des riesenhaften Kontordieners kletterte, gelang es doch keinem, das scharf in seine Fugen passende Brett zu fassen und in Bewegung zu setzen.

Immer unruhiger zeigten sich die Eingeschlossenen, vor allem Mr. Johnson rannte wie wahnsinnig umher. „Oben das Kontor offen, die Geldschrankschlüssel auf dem Pulte — hier die Kälte, die Finsternis! Was soll werden? Das einzige Glück ist nur, daß keiner von uns zu Schaden gekommen ist!"

Plötzlich vernahmen sie Schritte vor der Tür.

„Das ist das Dienstmädchen der Frau Braunsberry, das Wein aus dem Keller holt!" rief der Prinzipal entzückt. „Jetzt oder nie!"

Man donnerte an die Tür, jammerte, flehte, rief — als Antwort vernahm man nur einen lauten Schrei des Mädchens, das wie toll die Flucht ergriff und die Treppe hinaufftürmte.

„Dummes Frauenzimmer!" wütete Johnson. „Sie denkt, es spukt oder es sind Räuber im Keller!"

Doch das Mädchen war klüger, als Johnson vermutet hatte.

Nach kaum zehn Minuten ward es im Keller lebendig. Ein Haufen Menschen näherte sich unter lautem Lärmen, Waffengeklirr ertönte und das Aufstampfen schwerer Tritte, das Licht von Lampen blühte durchs Schlüsselloch herein.

„Gerettet!“ jubelten alle.

Aber sie frohlockten fast zu früh, denn die Rettung hätte ihnen bald das Leben gekostet. Die Tür ward zwar geöffnet, aber die eindringenden Polizisten warfen sich, in der Voraussetzung, Einbrecher vor sich zu haben und heftigen Widerstand zu finden, sofort auf die Gefangenen, es regnete Prüfte und Stöße, und erst nach Minuten fand die Situation ihre Klärung.

„So weit wäre ja alles in bester Ordnung,“ jubelte jetzt Johnson. „Aber der Zweck meiner sinnreichen Erfindung ist nun gründlich verfehlt.“

„Wieso?“ fragte der Führer der Polizisten.

„Weil sie kein Geheimnis mehr ist. Meine Falle ist nun in jedermanns Mund — und den Dieb haben wir nicht gefangen. Nun wird er sich hüten, noch einmal zu kommen und zu stehlen.“

„Aber dann ist es ja gut, weiter wollen Sie doch nichts!“ lachte der Polizist.

„Um — ich weiß nicht. Ich möchte doch gern das Geheimnis der Diebstähle aufgeklärt haben. Man traut ja sonst dem eigenen Personal nicht mehr. Außerdem —“

Johnson hielt bestürzt inne.

„Was war das?“ fragte er.

„Es nieste jemand dahinten,“ rief der Polizist verwundert und deutete auf einen Haufen Gerümpel, das in einer Ecke des Kellers aufgestapelt lag. Früher hatte es unordentlich überall umhergelegen, Johnson aber hatte es sorgfältig aufgesammelt und an seinem gegenwärtigen Plage aufgeschichtet.

„Da hinten steckt jemand!“ rief der Polizist in bestimmtem Tone. „Leuchte einmal, Bob!“ wandte er sich an einen Kollegen, und beide näherten sich dem aufgeschichteten Haufen.

„Gnade — Erbarmen!“ tönte da plötzlich eine klägliche Stimme hinter den Brettern hervor. „Ich will mich ja ergeben — ich will alles gestehen!“

„Wen haben wir denn da?“ meinte der Polizist erstaunt.

„Wen? — Den Dieb!“ jauchzte Johnson auf. „Der Schurke ist also doch in die Falle gegangen? Und ich träumte ja auch, daß ich die Verfertigung herunterrasseln hörte, und vernahm dann etwas wie Geräusch — ich war aber so benommen und erschöpft, daß ich sofort wieder einschlief. — Passen Sie auf, Lanfins,“ rief er dem Buchhalter zu, „gleich werde ich Ihnen unseren Kassendieb vorzustellen das Vergnügen haben.“

Aller Blicke richteten sich nach der Ecke, aus welcher die Polizeibeamten jetzt einen an allen Gliedern schlotternden, totenbleichen Menschen hervorzerzten, der vor Kälte fast erstarrt war und um Gnade winselte.

„Also Sie sind es wirklich, Adams?“ erklärte Johnson kopsnickend. „So war ich also doch mit meinem Verdacht auf dem richtigen Wege. Netter Kunde, der seinen Geldschrank erst verkauft und ihn dann noch als Eigentum betrachtet!“

Er schmunzelte vergnügt, alles ausgestandene Leid war vergessen.

Der Dieb aber legte auf der Stelle ein Geständnis ab. Er hatte mittels eines zurückbehaltenen Exemplars der Schlüssel und mit Hilfe der Nachschlüssel, die er sich auf Grund genommener Wachsabdrücke gefertigt, die Diebstähle ausgeführt. In dieser Nacht war er wiedergekommen, aber bevor er noch die mitgebrachte

Blendlaterne aus der Tasche geholt hatte, trug ihn die Versenkung zu seinem nicht geringen Schrecken in die Tiefe. Nachdem er sich von seiner Betäubung erholt, zog er seine Blendlaterne hervor, um den Ort, an den er geraten, zu beleuchten. Da gewahrte er zu seinem Entsetzen den schlafenden Johnson. Er erkannte ihn sofort und erklärte sich seine Anwesenheit ziemlich richtig. Auf keinen Fall durfte er sich ertappen lassen. Er suchte daher ein Versteck hinter dem Bretterhaufen in der Ecke, in der Absicht, hier zu bleiben, bis sich eine günstige Gelegenheit zum heimlichen Verlassen seines Verstecks bieten würde.

Natürlich fror er gewaltig, da er sich nicht die geringste Bewegung erlauben durfte. Dank der herrschenden Finsternis blieb er jedoch unentdeckt und wäre sicher unbehelligt im Keller zurückgeblieben, wenn er sich nicht infolge des ausgestandenen Frostes einen tüchtigen Schnupfen geholt hätte. —

Johnson blieb in der Folge vor nächtlichen Besuchen unberechtigter Dollarliebhaber bewahrt. Aus Angst vor der Kaufefalle, über die ganz New York zwei Tage lang lachte, wagten die Mitglieder der ehrenwerten Spitzbubengilde dem Kontor des smarten Kaufmanns keine Visite abzustatten.

Und doch hätten sie es ruhig wagen können, denn — der Erfinder dieser schlaunen Idee hatte seinen Apparat noch am selben Tage für immer außer Betrieb gesetzt und das Fallbrett so versichert, daß es unter keinen Umständen mehr seine Wanderung nach unten anzutreten vermochte.





Eine Millionenaussteuer.

Don R. Zollinger.

Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Größeres Aufsehen als sonst derartige Familienereignisse an fremden Fürstenhöfen hervorzurufen pflegen, erregte die kürzlich vollzogene Vermählung des Prinzen Georg von Griechenland, eines jüngeren Sohnes des Königspaares, mit der Prinzessin Marie Bonaparte. Denn nach der in regierenden Häusern herrschenden Auffassung handelt es sich bei diesem — gutem Vernehmen nach aus Liebe geschlossenen — Ehebunde um eine ausgesprochene Mesalliance. Der große Name, den die jetzige Prinzessin Georg als Mädchen mit vollstem Rechte führen durfte, vermag daran nichts zu ändern, denn sie entstammt keineswegs dem kaiserlichen Zweig des durch Napoleon zur Weltberühmtheit erhobenen Hauses Bonaparte. Ihr Ahnherr war jener Lucien Bonaparte, der nach glänzend begonnener Laufbahn als Minister des Innern, Gesandter und Senator den Stolz hatte, sich von seinem großen Bruder abzuwenden, und der damit des Königs thrones verlustig ging, den der freigebige Versorger seiner Familie vermutlich auch für ihn übrig gehabt hätte. Von der Gnade des Papstes mit dem Fürstentum Canino belehnt, starb Lucien, der sein Leben theils in England, theils in Italien zugebracht hatte, als der ruhmloseste aller Bonapartes 1840 zu Viterbo.

Einer seiner Nachkommen in direkter Linie ist Prinz



Phot. Ernst Ruanoel, Paris

Ein Teil der zur Russteuer gehörigen Kleider.

Roland Bonaparte, der Vater der jungen Neuber-
mähten. Auch er ist durch die Bande des Blutes viel
enger mit dem Bürgertum als mit der hohen Aristo-



Phot. Henri Manuel, Paris.

Hoftoilette aus weißem Atlas.

kratie verknüpft. Seine Mutter, mit der er noch jetzt
in Paris zusammenlebt, ist aus den bescheidensten Ver-
hältnissen hervorgegangen, und er hat denn auch nie-
mals irgendwelchen politischen oder soldatischen Ehr-

geiz betätigt. Seine zweite Gemahlin, die Mutter der Prinzessin Marie, war eine Tochter des bekannten Spielpächters Blanc von Monte Carlo, und das Heiratsgut, das sie ihm zugebracht, überstieg an Zahl der Millionen



Phot. Henri Manuel, Paris.

Hoftoilette aus lichtblauer Seide.

beträchtlich selbst die Witgift der reichsten amerikanischen Erbin.

Für seine eigene Person hat Prinz Roland von diesem immensen Reichtum vorwiegend zur Befriedigung wissenschaftlicher Liebhabereien Gebrauch gemacht, er hat in freigebigster Weise manches bedeutame Unternehmen gefördert, hat ausgedehnte Forschungsreisen

unternommen und sich durch selbständige Arbeiten auf naturwissenschaftlichem Gebiet die Anerkennung ernsthafter Fachmänner erworben.



Empireroben.

Phot. Henri Manuel, Paris.

Seine Tochter Marie, obwohl als die reichste Erbin unter allen heiratsfähigen Töchtern europäischer Fürstenthümer bekannt, mußte fünf und zwanzig Jahre alt werden, ehe sich der Bewerber fand, dem sie ihre anmutige

Person und ihre ungezählten Millionen zuzubringen geneigt war. Dafür hat sie nun aber auch die Ge-



Phot. Henri Manuel, Paris.

Abendmantel mit Zobelfesatz.

nugtung, nicht nur die Gattin eines der stattlichsten königlichen Prinzen, sondern auch die nahe

Berwandte der erlauchtesten Persönlichkeiten geworden zu sein. Ihre Schwägerin, die Kronprinzessin Sophie von Griechenland, ist bekanntlich eine Schwester des deutschen Kaisers, und seit ihrer Vermählung darf sie sich außerdem die Nichte des Königs von England und die Base des russischen Zaren nennen.

Kein Wunder, wenn Prinz Roland der Ehre so hoher Betternschaft besondere Rücksichten schuldig zu sein glaubte, und wenn er seiner Tochter darum eine Aussteuer mitgab, die ihresgleichen bisher kaum gehabt haben dürfte. Was die Verwandte des kleinen Korfen, der noch als republikanischer General im geflickten Rock herumlaufen mußte, an Toiletten, Hüten, Wäsche und dergleichen Ausrüstung mit nach Athen gebracht hat, repräsentiert in runder Summe einen Wert von 1,250,000 Mark, die Hochzeitsgeschenke von seiten ihrer Verwandtschaft nicht mit eingerechnet. Um wieviel sich der Geldwert ihrer Aussteuer durch diese kleinen Angebinde noch erhöht, mag man ermessen, wenn man vernimmt, daß Herr Edmond Blanc seine Nichte mit einem Zobelpelz beschenkte, der nicht weniger als 320,000 Mark gekostet hat.

Prinzessin Marie hat in leicht begreiflichem Stolz auf ihre wahrhaft königliche Aussteuer erklärt, daß sie selbst keine Ahnung mehr davon habe, wieviel Kleider, Mäntel, Hüte und so weiter sie eigentlich bestellt habe, und die wenigen Auserwählten, denen der Vorzug zu teil wurde, den im Saale des Herrn Drécoll zu Paris ausgestellten Teil der Aussteuer in Augenschein zu nehmen, werden ihr das ohne weiteres geglaubt haben. Was da an Wunderwerken der Schneiderkunst, an „genialen Dichtungen“ in Seide, Atlas, Spitzen, Pelzwerk und Federn zu sehen war, mußte jedes weibliche Herz mit ebensoviel Entzücken als stillem Reid erfüllen.



Phot. Ernst Mannel, Paris.

Für den Hochzeitstag bestimmter Galamantel.

Es war nicht anders, als hätte der sorgsame Vater die glückliche Prinzessin für den ganzen Rest ihres Lebens aller Bekleidungsorgen übergeben wollen, und man



Theatermantel.

Phot. Henri Manuel, Paris.

dürfte im Königsschlosse zu Athen, wo man bisher auf verhältnismäßig bescheidenem Fuße gelebt hat, nicht ganz ohne Sorge gewesen sein, wie alle diese in ihrer duftigen Zartheit so empfindlichen Herrlichkeiten an-

gemessen unterzubringen und zu verwahren seien. — Die erste Frage aller zur Besichtigung der Ausstellung geladenen vornehmen Besucherinnen galt

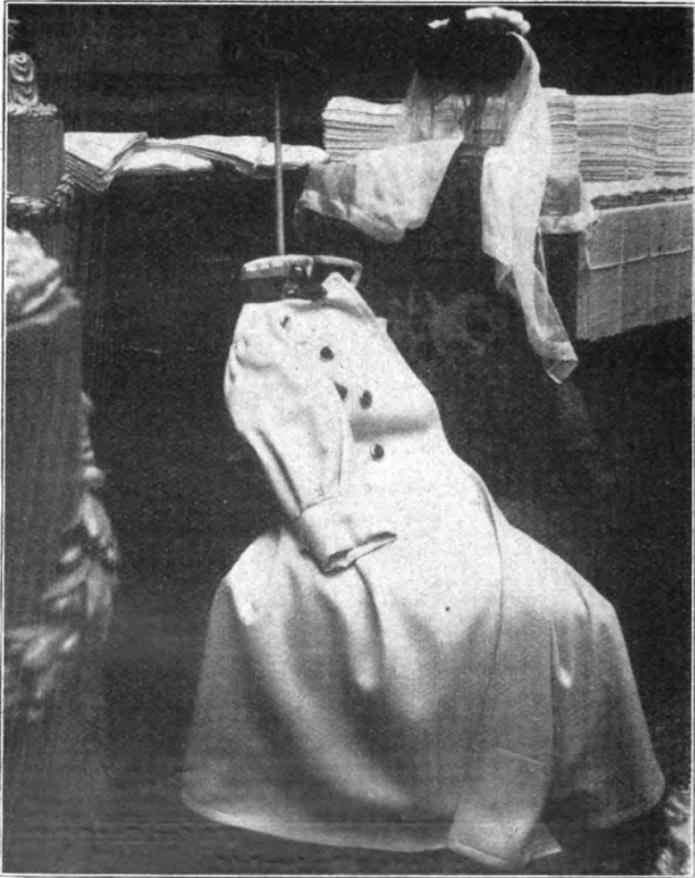


Phot. Henri Manuel, Paris.

Zwei andere Theatermäntel.

natürlich dem Brautkleide der Prinzessin, von dem man die höchsten Offenbarungen erfinderischen Schneidergenies erwartete. Aber man hätte am Hochzeitstage nach Athen reisen müssen, um es zu Gesicht zu bekommen, denn es wurde bis zu diesem Tage als ein kost-

bares Geheimnis vor jedem fremden Auge gehütet. So können denn auch wir unseren Leserinnen nur verraten, daß es aus weißem Duchesseatlas gefertigt und



Automobilmantel.

Phot. Henri Manuel, Paris.

mit Spitzen von märchenhaftem Werte besetzt war. Von dem zur Benützung am Hochzeitstage bestimmten Galamantel dagegen, der besonders durch seine wunder- vollen Spitzenärmel schrankenlose Bewunderung er-

regte, mag man sich aus der Abbildung auf Seite 201 eine durch die ausmalende Phantasie vervollständigte Vorstellung machen.



Phot. Henri Manuel, Paris.

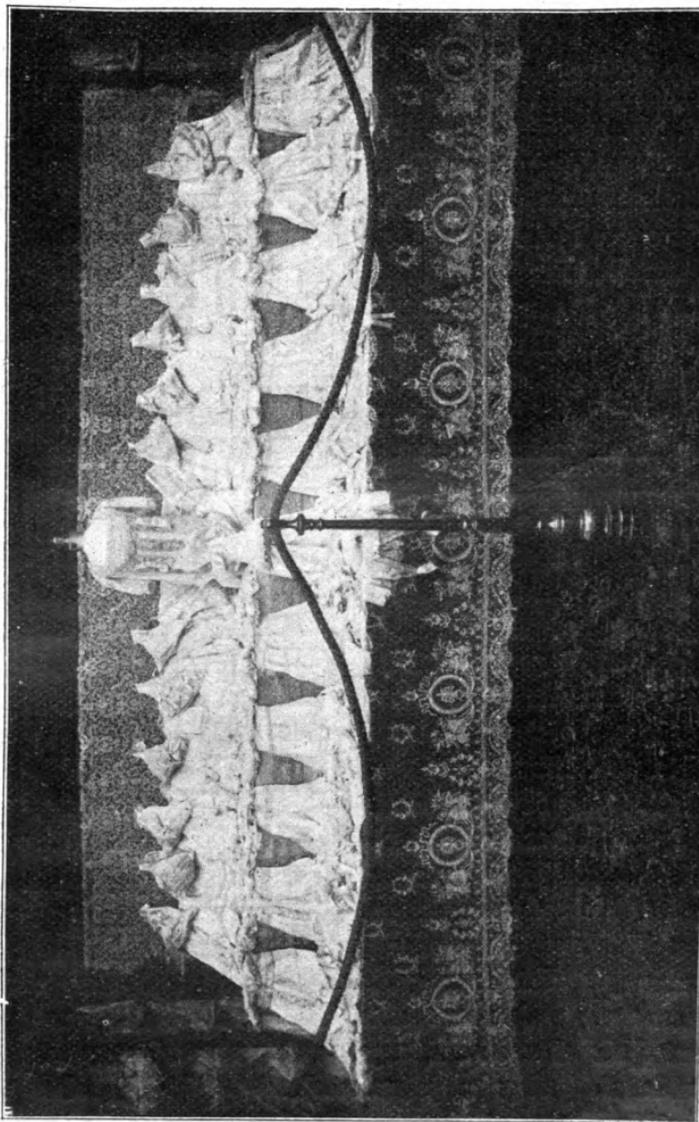
Bettdecke, Hüte und Spiken.

An eine auch nur andeutende Beschreibung der einzelnen Toiletten ist nicht zu denken. Die an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien müssen das schildernde Wort ersetzen, soweit es bei dem Mangel

der Farbe und bei dem Fehlen der Trägerin möglich ist, deren weibliche Grazie alle Reize dieser Meisterschöpfungen natürlich erst voll zur Geltung bringen soll.

Darüber, welcher der zahllosen Roben vor allen anderen der Preis gebühre, gingen je nach den Besonderheiten des Geschmacks die Meinungen der sachverständigen weiblichen Kritiker natürlich weit auseinander. Die meisten Stimmen dürften indessen die beiden Hostoiletten auf sich vereinigt haben, die wir auf Seite 196 und 197 im Bilde wiedergeben. Die eine ist aus dickem weißen Atlas gefertigt und mit einem aus Rosen und Farnblättern komponierten Muster in Silberstickerei verziert. Um die Wirkung der überaus kunstvollen Stickerei zu erhöhen, sind Pailletten und Similidiamanten in so verschwenderischer Fülle verwendet, daß das Kleid bei jeder Bewegung der Trägerin funkeln und glitzern wird wie die zauberhaften Gewänder der Märchenprinzessinnen. Der tiefe Taillenausschnitt läuft vorn und hinten spitz zu, und ganz kurze, kugelförmig zu tragende Empirespitzenärmel bilden die mehr verratende als verhüllende Schulterbekleidung.

Fast noch lebhaftere Äußerungen des Entzückens konnte man vor der zweiten der erwähnten Toiletten, einer Courrobe aus lichtblauem Seidenvoile, vernehmen, denn hier waren namentlich die Farbenwirkungen von außerordentlichem Reiz. Die über ein weiches Atlasuntergewand von demselben Farbenton herabfallende Lunika ist mit Stickereien in Dunkelblau und Gold geschmückt. Die Korsetage besteht zum größeren Teil aus einem höchst eigenartig und duftig wirkenden Einsatz von Point-lace venezianischer Arbeit, und mit einem Besatz von derselben Handarbeit sind auch die bis zum Ellbogen reichenden Ärmel verziert.



Phot. Henri Mannel, Paris.

Ein Teil der Wachsfiguren.

Eine ausgesprochene Vorliebe scheint die junge Prinzessin für den Kleiderschnitt der Empirezeit zu hegen, wahrscheinlich mehr um der Kleidsamkeit als um der bonapartistischen Traditionen willen. Empiretoiletten waren in der Ausstellung besonders zahlreich vertreten, und einige der großen Pariser Ateliers hatten innerhalb der von diesem Stil vorgeschriebenen Grenzen wunderhübsche Neuheiten geliefert, die eifriger Nachahmung bei den Damen der eleganten Welt gewiß sein dürfen.

Daß das zur Aussteuer gehörige Pelzwerk von ausgesuchter Kostbarkeit ist, bedarf kaum der Versicherung. Von den zur Verarbeitung gelangten zahlreichen Zobelfellen blieb an Wert keines hinter der Summe von 4000 Mark zurück, während einige diesen Preis um ein sehr beträchtliches überstiegen. Von besonderer Schönheit ist der auf Seite 199 abgebildete Abendmantel, dessen Besatz aus Zobelpelz von einer sehr selten vorkommenden tiefdunklen Farbe besteht. Viel bewundert wurde auch eine Hermelingarnitur, zu deren Herstellung nur wahre Prachtexemplare des zierlichsten und schönstgekleideten aller Raubtiere Verwendung gefunden hatten.

Die verschiedenen Ateliers entstammenden Theatermäntel wetteifern miteinander an Geschmack und Kostbarkeit. Fast befremdlich mutet neben diesen Wunderwerken in seiner Einfachheit der für Automobilausflüge bestimmte weiße Fahrmantel an, den nichtsdestoweniger alle sportliebenden Besucherinnen übereinstimmend als „von höchstem Schick“ bezeichneten.

Die zur Aussteuer gehörenden Hüte und Toques zählen nach Dutzenden. Der Stiefelchen, Schuhe und Pantoffeln aber war eine ganze Legion zu sehen, und für die nächsten zehn Jahre dürfte sich kein Fußbekleidungskünstler auf lohnende Beschäftigung von seiten der Prinzessin Marie Hoffnung zu machen haben.



Prinz Georg von Griechenland mit seiner jungen Gattin nach der Trauung
die Kirche verlassend.

Daß es an köstlichen alten und neuen Spitzen in
allen erdenklichen Formen und Verarbeitungen nicht

mangelt, ist selbstverständlich. Die zum Schmuck der seidenen Daunenbettdecke verwendeten erregten durch ihre Schönheit besonderes Aufsehen.

Von der Leibwäsche der Braut war ebenfalls nur ein verhältnismäßig kleiner Teil zur Ausstellung gelangt. Aber auch dies „wenige“ reichte hin, die ängstlichsten Gemüter darüber zu beruhigen, daß die Prinzessin Georg von Griechenland an Hemden, Röckchen, Strümpfen und anderen diskreten Bestandteilen ihrer Toilette nicht so bald Mangel leiden werde. Entfällt doch ein volles Viertel der oben erwähnten Summe auf die Wäscheaussteuer. Viel bemerkt wurde in derselben eine angeblich von der Prinzessin selbst erfundene neue Art von Unterkleid, das — gleichviel ob aus Seide oder aus Batist gefertigt — den Körper bis zu den Knien hinab glatt und schmiegsam wie ein Handschuh umschließt, um sich dann zu einer duftigen Wolke von Falbeln und Rüschen zu erweitern. Es handelt sich da um ein ohne allen Zweifel sehr hübsches Kleidungsstück, das dem guten Sitz der darüber getragenen Toilette außerordentlich zu statten kommt.

Prinzessin Marie war bescheiden genug, ihre Aussteuer scherzend einen „Doppeltrousseau“ zu nennen. Gewöhnliche Sterbliche, die nicht das Glück hatten, als Enkelinnen von Spielbankpächtern geboren zu sein, werden allerdings der Meinung zuneigen, daß die hier getriebene Verschwendung ausgereicht haben würde, um ein halbes oder zur Not ein ganzes Duzend königlicher Prinzessinnen auszustatten.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Ring des Markgrafen. — Die Klosterkirche zu Himmelkron im fränkischen Oberland ist eines der schönsten Bauwerke des späteren Mittelalters. Himmelkron war der Lieblingsaufenthalt des Markgrafen Georg Friedrich Karl von Brandenburg-Bayreuth gewesen, und auch im Tode wurde er seinem Lieblingsorte nicht untreu. Die Fürstengruft enthält außer seiner Leiche auch die seiner zwei Brüder und seines Vaters Christian Heinrich. Im Jahre 1860 sprang der obere Teil des Sarges des letzteren entzwei, durch den Spalt konnte man den toten Markgrafen in Allongeperücke und gesticktem Hofkleide — er starb 1708 — ganz deutlich sehen.

Dieser Sarg war aber schon im Jahre 1761 einmal geöffnet worden, und zwar aus folgender Veranlassung, über die sich die Originalakten im Ansbacher Archiv befinden. Einige Tage nach dem Tode des regierenden Markgrafen Friedrich Christian erging von Ansbach der Befehl, den Rittmeister v. Bose über die von ihm in der Gruft zu Himmelkron vorgenommene Abnahme eines Ringes von der Hand des Markgrafen Christian Heinrich zu vernehmen. Dies geschah am 30. Januar 1769 in Gegenwart des Geheimrats und Oberhofmarschalls August Wilhelm v. Treskow. Das Resultat der Vernehmung war folgendes. Bose war im Jahre 1756 mit Markgraf Friedrich in Himmelkron gewesen. Vom Kirchhofe aus hatte er durch die Gitterfenster die Särge betrachtet, der Geistliche hatte ihm dabei die Namen der darin ruhenden Toten genannt. Acht Tage darauf sah Bose im Traume des Markgrafen Christian Heinrich Sarg offen und an dem einen Finger des Fürsten einen Ring. Dabei war es ihm, als ob jemand an seiner Seite rief: „Mache, daß der Ring von der Hand kommt, sonst stirbt die ganze brandenburg-bayreuthsche Linie aus.“ Herr

v. Bose hatte diesen Traum dem Minister v. Steinheil erzählt, der darüber sehr nachdenklich wurde und der Meinung war, daß man den Ring müsse herunternehmen lassen. Aber die Sache war dann in Vergessenheit geraten, bis Markgraf Friedrich 1761 die Leichen seiner Väter in der Gruft zu Himmelkron sehen wollte. Als man den Sarg des Markgrafen Christian Heinrich öffnete, wurde v. Bose, der zugegen war, mit Schrecken an seinen Traum erinnert. In einem abermaligen Gespräche mit dem Minister hatte dieser wiederholt seine Ansicht ausgesprochen, daß der Ring abgenommen werden möchte, doch ohne dem Markgrafen etwas davon zu sagen, dem es Sorgen verursachen könnte. Die Sache blieb wieder so, wie sie war.

Sieben Wochen später aber hatte Bose einen gleich merkwürdigen Traum. Er sah sich mit vielen Leuten in der Stadtkirche zu Bayreuth, welche mit schwarzem Tuch behangen war. An seiner Seite hörte er dieselbe Stimme und dieselben Worte wie in seinem ersten Traume. Er teilte diesen Traum seiner Familie mit. In später Abendstunde des 11. Januar war er zu dem Minister v. Steinheil beschieden worden, wo er auch die Minister v. Röder und v. Reizenstein traf, welche ihn aufforderten, seinen Traum zu erzählen. Als dies geschehen war, erhielt er von ihnen den Befehl, sich eiligst nach Himmelkron zu verfügen, die Gruft öffnen zu lassen, den Ring abzunehmen und dem Ministerium zu überbringen.

Er ging erst des anderen Morgens dahin ab, weil die Witterung sehr schlecht war, und er eine Legitimation bei dem Pfarrer nötig zu haben glaubte.

Am frühen Morgen des 12. Januar ritt er also nach Himmelkron, wo er noch bei völliger Dunkelheit eintraf. Nachdem er dem Pfarrer den Zweck seiner Anwesenheit auseinandergesetzt, ersuchte ihn dieser, den Gottesdienst abzuwarten, um kein Aufsehen zu erregen. Nach dem Gottesdienst nahm man den Schlosser, der den Sarg aufsprengen sollte, in Eid, niemand etwas von dem zu verraten, was hier geschehen würde. Als er seine Arbeit getan, und sie ihn fortgeschickt hatten, hoben sie den Sargdedel auf. Bose zog die krampfhaft ineinandergeschlossenen Finger des Markgrafen auseinander und suchte den Ring am kleinen

Finger der linken Hand abzuziehen. Der kleine Finger schnappte aber sogleich wieder zu, so daß der Daumen des Bese zwischen den Fingern des Markgrafen eingeklemmt war. Nicht ohne Anstrengung zog Bese seinen Daumen aus der Hand des Markgrafen zurück und machte nun den Finger, an dem sich der Ring befand, welcher nicht abgehen wollte, naß, worauf er ihn abziehen konnte. Nach dieser Verrichtung segnete der Pfarrer den Leichnam wieder ein.

Im Pfarrhause besichtigten sie den Ring. Er war von reinem Golde; ein Amethyst in seiner Mitte war von kleinen Brillanten umgeben. Da der Ring blind geworden war und man ihn abputzen wollte, fiel einer der kleinen Brillanten heraus und verlor sich spurlos in der Pfarrstube.

Mit seinem Berichte und dem von dem Pfarrer von Himmelfron ausgestellten Zeugnis übergab Bese den Ring dem Minister. Er wurde in seinem Beisein in das Schreiben eingesiegelt und im geheimen Archiv niedergelegt. Wo er geblieben ist, und ob er vielleicht mit den anderen Kronjuwelen des hohenzollernfränkischen Hauses auf der Reise von Ansbach nach Berlin spurlos verschwunden ist, wer kann es wissen?

Interessant ist jedenfalls die Tatsache als ein Zeichen der Zeit, die einem Traum eine solche Wichtigkeit beilegte. Denn daß es nur das Gebilde eines unruhig arbeitenden Gehirns war, hat die Folgezeit bewiesen. Trotzdem der Ring von der Hand des Markgrafen entfernt worden war, ist das brandenburg-bayreuthische Haus doch ausgestorben. C. L.

Versuchspatienten. — Eine wenig bekannte Tatsache dürfte es sein, daß bei vielen Gelegenheiten reiche und dabei skeptische oder nervöse Patienten erst die ihnen drohende Operation an einem an dem gleichen Leiden krankenden anderen Patienten vornehmen lassen, um genau die Wirkung studieren zu können. Daß ihnen diese „Versuchskaninchen“ oft recht teuer werden, ist natürlich nur gerecht.

So soll ein bekannter New Yorker Millionär an einem ziemlich harmlosen Nasenleiden laborieren. Da er sich vor der Operation fürchtet, hat er schon zweimal Leute mit dem gleichen Leiden nach London gesandt, um sie dort behandeln zu lassen. Trotzdem alles

glücklich abgelaufen ist, kann er sich selbst noch immer nicht zu der Operation entschließen.

Vor nicht langer Zeit veröffentlichte ein Arzt ein neues Heilmittel gegen den Krebs. Ein reicher Patient, der bereits alles gegen diesen grimmigen Feind erprobt und fest von der Erfolglosigkeit aller Mittel überzeugt war, sich auch außerdem nicht wohl genug fühlte, die Reise zu dem Arzt zu unternehmen, bot einem Kranken, der an dem gleichen Leiden litte, eine Summe von viertausend Mark, wenn er sich der Behandlung unterziehen wolle. Er sollte sofort abreisen und seinem Auftraggeber wöchentlich Bericht erstatten. Die Sache wurde, nachdem sich ein Kranker gemeldet, ausgeführt und beide Operationen vollzogen.

Vor mehreren Jahren wurde ein Herr der besten Londoner Gesellschaft, der jahrelang gegen alle Gesundheitsregeln gelebt hatte, plötzlich krank. Der Arzt, den er konsultierte, riet ihm zu einer etwas drastischen und unangenehmen Behandlung, die hauptsächlich auf strenger Diät fußte. Der Patient wollte sich dieser aber unter keinen Umständen fügen. Er erklärte, er wolle, so krank er auch sei, den Erfolg der Behandlung jedenfalls erst an einem anderen sehen. Zufälligerweise kam dem Arzt ein ganz ähnlicher Fall unter die Finger, doch der Patient war arm und konnte seine Arbeit nicht aufgeben. Dies erzählte der Arzt dem ersten Kranken, der den Leidensgefährten sofort in sein eigenes Haus nahm und ihm das doppelte Gehalt zahlte, das er bisher verdient hatte. Dann hatte er das Vergnügen, die Wirkungen der Behandlung Tag für Tag zu beobachten. In drei Wochen hatte er sich von dem guten Erfolg derselben überzeugt und vertraute sich dann selbst dem Spezialisten an.

Ein anderer Fall ist der des New Yorker Millionärs R., der vollständig das Augenlicht verloren hat. Er war so unglücklich über seinen schrecklichen Verlust, daß er demjenigen Arzt, der ihm das Augenlicht wiedergeben könne, eine Belohnung von vier Millionen Mark anbot. Der Preis war ein ungemein verlockender. Ein armer Mann, der an der gleichen Schwäche des Sehnervs litt wie der Millionär, wurde entdeckt, und der letztere engagierte ihn und belohnte ihn reichlich dafür, daß er sich einer Behandlungsweise unterzog, die die Ärzte erst an einem Patienten versuchen

wollten, ehe sie sie bei dem reichen Blinden anwandten. Leider mißglückte dieselbe, und beide blieben ungeheilt von ihrem Leiden, doch setzte der dankbare Millionär seinem Leidensbruder eine reichliche Pension bis zu seinem Lebensende aus. M. N.

Neue Erfindungen. I. Leonhardts Reformmatratze „Ideal“. — Durch den Fortschritt, welchen man auf allen Gebieten in hygienischer Beziehung gemacht hat, wurde insbesondere die Aufmerksamkeit auf das Schlafzimmer als jenen Raum, in

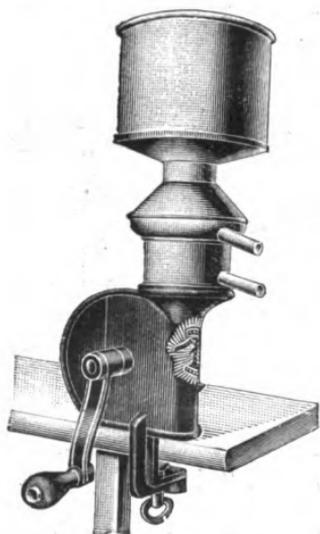


Leonhardts Reformmatratze „Ideal“.

dem der Mensch fast sein halbes Leben zubringt, gelenkt. In erster Linie hat man sich mit der Umwandlung der Sprungfeder-matratze befaßt, da solche schwer zu handhaben, nie gründlich zu reinigen ist, und auch bei dem geringsten Fehler, einem Reißen des Schnürfadens, dem Loslösen einer Feder, ein vollständiges Aufarbeiten der Matratze nötig wird. Die Firma H. Leonhardt in Dresden, Am See 31, hat jetzt eine zerlegbare Matratze „Ideal“ hergestellt, die infolge ihrer Konstruktion, da wenige einfache Handgriffe genügen, um das durch Verschnürung befestigte Oberteil, die Polster, von der eigentlichen Sprungfeder-matratze abzuheben, überall Beifall finden wird. Die Matratze ist sehr leicht zu reinigen, da die Verschnürung oben geöffnet wird.

und so das Polster wie ein Bettstück gereinigt werden kann. Die Erneuerung einer Feder kann mit Leichtigkeit bewirkt werden, auch kann bei richtiger Handhabung sich kein Schmutz oder Ungeziefer ansetzen. Die Matratze ist derartig gearbeitet, daß sie zugleich Sprungfederrahmen und Obermatratze bildet, die Polsterung wird mit Roßhaar, Kapock v. gefüllt und je nach Belieben hoch gearbeitet, wodurch eine Obermatratze nicht mehr notwendig ist, auch ist der Preis nur unbedeutend höher als bei den seither in Gebrauch befindlichen gewöhnlichen Sprungfederrahmen.

II. Der Milchenträher „Baltic“. — Mit dem Milchenträher „Baltic“ ist eine wohlfeile Milchzentrifuge her-



Milchenträher „Baltic“.

gestellt worden, welche die Deutsche Baltic-Separator-Zentrale, Walter Fried in Berlin N. 39, Chausseestraße 53, als die kleinste Milchzentrifuge der Welt bezeichnet. Es ist dies eine Spezialkonstruktion für den allgemeinen Küchengebrauch, man kann damit auch aus dem kleinsten Quantum Milch süße Sahne herstellen, die man je nach der Verwendung für Speisen, Soßen, als Kaffeesahne oder als Schlag-sahne beliebig dick, also fettärmer oder fettreicher wählen kann. Diese Sahne und auch die hierbei gewonnene süße Magermilch ist gleichzeitig vorzüglich gereinigt, da der „Baltic“ eine

Reinigungsvorrichtung besitzt, die während der Entsahnung zur Wirkung kommt. Die Verwendung der kleinen Maschine ist sehr vielseitig, denn man kann durch sie Vollmilch auch reinigen, ohne sie zu entrahmen. Wie jede Hausfrau weiß, besitzt auch die aus dem saubersten Kuhstalle kommende Milch einen wesentlichen Schmutzgehalt, den weder ein Sieb noch ein Filter entfernt. Der aber in dem „Baltic“ zurückbleibende Schlamm enthält

außer den festen Schmutzteilen unzählige Bakterien, so daß die mit dieser Maschine gereinigte Milch nahezu bakterienfrei ist. Wird die Säuglingsmilch nicht durch eine Zentrifuge gereinigt, so wird der ganze Schmutz von den Säuglingen aufgenommen, denn weder Abkochen noch Sterilisieren entfernt diesen aus der Milch, und deshalb glauben wir in der Tat, daß diese kleine billige Maschine für jede Küche unentbehrlich ist. P. R.

Der Geruchssinn der Tiere. — Ein Schwarzwälder Bauer war damit beschäftigt, sein Feld umzupflügen. Zwei stattliche Ochsen zogen den Pflug in der gelassenen, ausdauernden Weise, die diesen Tieren eigen ist. Alles ging gut — genau so, wie es immer bei dieser Feldarbeit zugeht. Da kam der Bauer mit seinem Gespann an einen Haufen Stroh, der mit untergepflügt werden sollte. Kaum hatten die gleichmütigen Tiere mit den Vorderfüßen an das Stroh gestoßen, als es mit ihrer Ruhe zu Ende war. Beide sprangen aufgeregt zur Seite und wollten sich auf keine Weise dazu zwingen lassen, die Furche weiterzuziehen, die über diesen Strohhaufen gehen sollte. Der Besitzer, ein nachdenklicher Mann, spürte der Ursache nach, die seine geduldrigen, lenksamen Zugtiere zur offenen Meuterei veranlaßt hatte. Er entdeckte, daß das unterzupflügende Stroh von einem Zirkus herrührte und den darin haftenden Unreinigkeiten nach einem mitgeführten Tiger als Streu gedient hatte. Der Geruchssinn seiner Ochsen hatte ihnen sofort diesen Umstand verraten. —

Eine ähnliche Erfahrung machte ein holländischer Fuhrwerkbesitzer. Er fuhr mit seinen Fahrgästen, zwei Damen, die Landstraße entlang, als auf einmal, wie es gerade in eine Dorfstraße einbiegen sollte, das sonst sehr sanfte Pferd stutzig wurde. Es schnaubte, stieß mit den Hinterfüßen aus und stellte sich darauf kerzengerade in die Höhe. Das Gefährt schlug um, die Damen wurden herausgeschleudert. Das Pferd war dermaßen wild geworden, daß es die Stränge, mit denen es angeschirrt war, entzweitriß. Sobald es sich frei fühlte, machte es kehrt und stürmte wie toll davon.

Was hatte das so ruhige Pferd in eine so gänzlich ungewohnte Aufregung versetzt?

Sein Geruchssinn hatte ihm angezeigt, daß am anderen Ende

des Dorfes, ganz und gar nicht sichtbar von der Stelle, wo das Unglück geschah, eine umherziehende Menagerie kampierte, die unter anderen Thieren mehrere Löwen mit sich führte. —

Ein Handlungsreisender besaß als Familienerbstück einen steinalten Hund, der blind, taub und halb gelähmt war. Einmal kam der Mann mitten in der Nacht von einer Geschäftsreise zurück, und verhielt sich, um seine junge Frau und sein kleines Kind nicht zu stören, so still wie nur möglich. Der Hund, der seine Lagerstatt in einem Verschlag hatte, eine halbe Treppe höher als der Korridor, hatte seinen Herrn weder sehen noch hören können, durch den Geruch hatte er aber dennoch seine Anwesenheit wahrgenommen. In seinem Verlangen, ihn zu begrüßen, hatte er seinen hilflosen Zustand vergessen, kroch an die Treppe und winselte dem Ankömmling freudig entgegen. „Sei still, mein Skaro, ich komme noch zu dir,“ sagte der Hundesteund und war im Begriff, die Treppe hinaufzusteigen. Da hörte er einen Fall und ein Aufstöhnen zu seinen Füßen. Es war der treue Hund, der seinem Geruch gefolgt und dem Herrn entgegengegangen war, so gut er konnte, dabei aber in seiner Blindheit die Stufen verfehlt hatte und nun mit gebrochenem Genick tot zu seinen Füßen lag. C. D.

Ein humorvoller Spitzbube. — Von dem kühnen Einbrecher Boulailler, der einst eine Zeitlang ganz Paris in Schrecken setzte und dessen Namen in aller Mund war, werden recht amüsante Anekdoten erzählt.

Der damalige Polizeichef Hérauld wollte Paris von dieser Plage befreien und setzte einen Preis von zweitausend Dukaten auf den Kopf Boulaillers. Eines schönen Morgens — Hérauld kam gerade vom Frühstück — meldete ihm der Diener den Grafen de Villeneuve. Man ließ den Herrn, der eine persönliche Unterredung mit dem Polizeichef begehrte, eintreten.

„Um was handelt es sich, Herr Graf?“ fragte Hérauld mit aller Höflichkeit.

„O, nur um eine Kleinigkeit, mein Herr,“ meinte der Besucher, „nur um die zweitausend Dukaten, die ich selbst Ihrer Kasse entnehmen werde. Boulailler steht nämlich vor Ihnen, und mit diesem vergifteten Dolch wird er Sie töten, wenn Sie den geringsten Lärm machen.“

Und Poulailleur fesselte und knebelte den Polizeichef, legte ihn wie ein Paket in eine Ecke, erbrach und entleerte die Kasse und verließ dann gemächlich das Zimmer, indem er den Polizeichef ironisch davon dispensierte, ihn bis zur Thür zu geleiten.

Ganz Paris lachte über den kühnen Streich, und der unglückliche Hérauld hatte zu dem Schaden noch den Spott.

Ein andermal schlich Poulailleur sich in das Hotel der Herzogin von Brienne, versteckte sich in einer Bodenkammer und wartete, sich von Schokolade nährend, vier Tage auf eine günstige Gelegenheit. Als die Dame eines Abends zum Ball fuhr, schlich Poulailleur in ihre Gemächer, erbrach den Schreibrüst und erbeutete zweitausend Louisdor und eine Tasche mit Rentenpapieren. Am nächsten Tage schickte der Gauner die Briestafche zurück mit einem höflichen Begleitschreiben, worin er die Dame um Entschuldigung bat; er hätte gehofft, eine größere Summe zu erbeuten, denn um der Kleinigkeit willen würde er gewiß nicht gewagt haben, ihre Papiere in Unordnung zu bringen. Zum Schluß erbot er sich sogar, die zweitausend Louisdor zurückzuerstatten und noch weitere zweitausend beizufügen, falls sie wegen dieser Bagatelle etwa in Geldnot käme.

Ganz Paris lachte über dieses galante Schreiben, und von dem Tage an nannte man den höflichen Einbrecher nur noch den „Chevalier de Poulailleur“.

C. T.

Ein romantisches Asyl. — Da, wo der norwegische Bezirk Südraranger sich zwischen Finnland und das eigentliche Rußland hineinschiebt, und zwar gerade da, wo diese drei Länder zusammenstoßen, liegt, von einer Krümmung des Pas: iks-Elv begrenzt, ein dreieckiges Stück Land, das noch keine Grenzregelung einem der drei Nachbarstaaten zuerkannt hat. Hier, im hohen Norden und in völliger Abgeschiedenheit, zwölf Meilen vom nächsten Orte, haust seit mehreren Jahren ein junger schwedischer Graf, der sich dem strafenden Arm der Gerechtigkeit entzogen hat. Hier kann er sein Haupt ruhig niederlegen, da es keine Behörde gibt, die ihn festnehmen lassen darf. Ehe sein Heimatland gegen ihn vorgehen könnte, müßte erst eine norwegisch-russische Grenzregelungskommission in Tätigkeit treten und das kleine Stück Erde Rußland, Finnland oder Norwegen zuerkennen. Die Tat des schwedischen Grafen

— er hat den Beleidiger seiner Gattin niedergeschlagen — soll so weit zurückliegen, daß er nur noch zwei Jahre bis zur Verjährung in seiner Einsamkeit auszuhalten braucht und dann wieder nach seiner Heimat Schoonen reisen darf — wenn er Lust dazu hat. Vor seiner Übersiedlung in die menschenferne Ode lebte der Graf still und zurückgezogen in Badsö, bis ihn ein ihm wohlgesinnter norwegischer Beamter darauf aufmerksam machte, daß die schwedischen Behörden seinen Aufenthaltsort entdeckt hätten; derselbe Beamte soll ihn auch auf die sichere Zufluchtsstätte am Pasviks-Elv aufmerksam gemacht haben. Hier hat sich der Graf ein Holzhaus mit zwei Zimmern und Küche ganz behaglich eingerichtet. Seine junge Frau ist ihm in die Einsamkeit gefolgt; sie haben zwei prächtige Knaben. Fische leben im Überfluß im Pasviks-Elv, dazu bietet sich gute Gelegenheit zur Jagd. Übrigens wird der Graf von seinen Verwandten ausreichend unterstützt, so daß er sich aus Badsö besorgen lassen kann, was er sonst zum Lebensunterhalt braucht.

D. v. B.

Warum schläft man auf der linken Seite schlecht? — Es ist eine bekannte Tatsache, daß die meisten Menschen, wenn sie während der Nacht auf der linken Seite liegen, unruhig schlafen, von wüsten Träumen geplagt werden und nach dem Erwachen auch in der linken Körperhälfte und im Rücken vielfach leise Schmerzen empfinden. Die Ursache dieser Erscheinungen ist vornehmlich in Zuständen zu suchen, die mit dem Herzen zusammenhängen. Das Herz liegt mit seinem größten Teil auf der linken Körperseite. Aber es ist in seiner Lage nicht völlig unverrückbar, sondern es ist bis gegen zwei Zentimeter seitlich verschiebbar. Lastet nun der Körper auf der linken Hälfte, so wird das Herz aus seiner regelmäßigen Lage mehr oder weniger verdrängt. Daraus entsteht aber nicht nur Herzbeklemmung, sondern es verbinden sich damit auch ein veränderter Druck auf das Zwerchfell, eine Zerrung der großen Blutgefäße, die vom Herzen entspringen, und eine Reizung der Nervenbahnen, die zum Herzen hinziehen.

Schon alle diese Veränderungen müssen das Wohlbefinden des Körpers nachteilig beeinflussen. Allein es kommt noch ein zweiter Grund hinzu, der den Schlaf auf der linken Seite unerquicklich macht. Die große Mehrzahl der Menschen besteht aus Rechts-

händern. Infolge des Verlaufs der Nervenbahnen entwickelt sich bei Rechtshändern die linke Gehirnhälfte stärker als die rechte. Damit sich aber das während des Tages arbeitende Gehirn in der Ruhe erholt, ist es nötig, daß in ihm eine gewisse Blutleere eintritt. Nun kann aber das Blut vom Gehirn zum Herzen desto leichter zurückfließen, je weniger dieses durch irgend einen Druck in seiner Tätigkeit behindert wird. Da aber, wie erwähnt, das Herz beim Schlafen auf der linken Seite einem starken Druck unterworfen ist, so wird schon hierdurch der Blutabfluß vom Gehirn gehemmt werden, also die Blutleere nicht den erforderlichen Grad erreichen.

Aber zugleich wirkt noch ein zweiter Umstand der Blutentleerung des Gehirns, und zwar besonders seiner linken Hälfte, entgegen. Liegt der Kopf auf der linken Seite auf, so werden die hier verlaufenden Blutadern, die das Blut zum Herzen führen, zusammengedrückt. Das Blut staut sich demgemäß in ihnen, und infolgedessen tritt auch rückwirkend eine Blutstauung in der linken Gehirnhälfte ein, oder mit anderen Worten, die zur Ausruhung des Gehirns notwendige Blutleere wird gerade in den besonders wichtigen linken Hirnrindengebieten zur Unmöglichkeit. Die Folgen davon sind schlechte Träume und nach dem Erwachen Benommenheit und Mattigkeit.

Th. S.

Für erfinderische Köpfe. — Neue Erfindungen auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und der Forschung bringt uns fast jeder Tag des Jahres. Was heute noch als phantastischer Traum gilt, ist morgen schon zur unumstößlichen Wahrheit geworden. Aber fortgesetzt tauchen neue Wünsche auf, Wünsche nach ganz neuen oder nach Verbesserung oder Ergänzung bereits bestehender Dinge, und diese sind es oftmals, die dem Glücklichen, der sie entdeckt, Gold und Ruhm eintragen.

Warum kann zum Beispiel ein ordnungsgemäß gefüllter Luftballon nicht auf unbeschränkte Zeit in der Luft schweben bleiben? Aus dem einfachen Grunde, weil er leckt. Das Gas dringt durch die festeste Seidenhülle, denn man kennt noch keine Substanz, die die Seide undurchlässig zu machen vermöchte. Nach und nach verringert sich der Gasinhalt so sehr, daß der Luftschiffer notgedrungen zur Erde herabsteigen muß, um seinen Ballon frisch

füllen zu lassen. Das einzige Material, welches Gas nicht durchdringen läßt, ist die sogenannte Goldschlägerhaut, das bei der Fabrication des Blattgoldes gebrauchte, vom Fett gereinigte, auf Rahmen gespannte und getrocknete oberste Häutchen des Blinddarmes der Rinder. Der Schwierigkeit seiner Beschaffung wegen ist diese Haut zur Ballonfabrication aber ungeeignet. Das beste Gewebe zu diesem Zweck ist immer noch die Seide. Es fehlt aber an einem Lack oder Firnis, der die Seide so dicht macht, daß kein Gas mehr durchdringen kann, und dem Erfinder dieses Firnisses würde reicher Lohn werden.

Wie alle anderen Rohprodukte, steigen auch die Lederpreise immer höher, und ein Material, das sich zur Fußbekleidung besser eignete als Leder, suchte man bisher vergeblich. Erfände nun jemand einen Stoff, der das Leder ersetzte, so wäre dessen Glück gemacht, die Erfindung würde ihn zum Millionär machen.

Seit der Erfindung des rauchschwachen Pulvers gehen die Versuche der Chemiker dahin, ein geräuschlos explodierendes Pulver zu erfinden. Diese Erfindung, die durchaus nicht ausgeschlossen ist, würde einen Krieg vielleicht ganz und gar unmöglich machen und einen unverwelflichen Ruhmeskranz um die Stirne dieses Erfinders flechten.

Von allen Juwelen steigen die Perlen immer höher im Preise, nicht weil am Grunde des Meeres nicht noch ebenso große und schöne Perlen liegen, wie bereits herausgeholt worden sind, sondern weil man diese eben nicht mehr erreichen kann. Die in geringen Tiefen liegenden Perlausterlager sind zum größten Teil erschöpft, und in eine größere Tiefe des Meeres hinabzusteigen, ist den Tauchern mit den jetzt bekannten Mitteln nicht möglich. Selbst in der allerbesten Ausrüstung ist es einem kräftigen, geübten Taucher nur möglich, in einer Meerestiefe von etwa 30 Meter arbeitend längere Zeit sich aufzuhalten, die tiefer liegenden Austerlager sind der Ausbeutung wegen des ungeheuren Druckes der auf ihnen ruhenden Wassersäule verschlossen. Die Erfinder einer Taucherausrüstung, die es ermöglichte, in einer Tiefe von 60 bis 80 Meter die dort ruhenden Perlen zu heben, würde mit einem Schläge ein reicher Mann werden.

Die Liste der wünschenswerten Erfindungen ließe sich noch

viel weiter fortsetzen, wir wollen aber nur noch einige hier anführen: eine Maschine zum Tapezieren der Zimmerwände; ein Briefumschlag, der unentdeckt nicht geöffnet werden kann; ein selbsttätiger Apparat, der es dem Musiker ermöglicht, die Notenblätter umzuwenden, ohne daß er die Hände dazu gebrauchen müßte. Schmiedbares Glas haben die alten Venezianer schon hergestellt, die Methode ist aber ein Geheimnis geblieben oder in Vergessenheit geraten, es brauchte also nur wieder entdeckt zu werden. Dem Entdecker dieses Verfahrens wie auch dem, der einen Ersatz für Kautschuk erfand, stünden in kürzester Frist ungezählte Millionen zur Verfügung. W. St.

Die Wasserträger des Sultans. — Sultan Abdul Hamid führt bekanntlich in seinem abgelegenen, von einer hohen Mauer und



Die Wasserträger des Sultans.

Parkanlagen umgebenen Palaste ein sehr zurückgezogenes Leben. Er glaubt befürchten zu müssen, daß Feinde ihm nach dem Leben trachten, und läßt sich ängstlich bewachen, auch bei der einmal in

jeder Woche stattfindenden Fahrt nach der nahen Moschee, wo er die ihm durch seine Stellung vorgeschriebene Andacht verrichtet. Seine Mahlzeiten nimmt er allein, aber der höchste Küchenbeamte muß jede für die Tafel des Sultans bestimmte Speise, ehe sie aufgetragen wird, in Gegenwart eines anderen Hofbeamten kosten; erst dann wird dieselbe in einer zugedeckten Schüssel, die versiegelt wird, aufgetragen. Mit diesem Verfahren soll jeder Möglichkeit einer Vergiftung vorgebeugt werden. Auch mit den Getränken für die Tafel des Sultans wird so verfahren. Der Sultan trinkt fast nur Wasser. Unser vorstehendes Bild zeigt die Wasserträger, die das für seinen Gebrauch bestimmte Trinkwasser aus einem Tag und Nacht bewachten Brunnen holen in Fässern, welche nach der Füllung sofort versiegelt werden. J. P.

Eingebildete Liebe. — Als der Roman „Die Waise von Lo-wood“ zuerst erschien, rief Rochester, der grimme Held desselben, einen wahren Kultus unter den sentimental Jungfrauen Englands hervor, die nach einer Verkörperung ihres Ideals schmachteten. Die Tochter eines wohlbekannten Kaufmanns in Manchester trieb die Verblendung so weit, daß sie ihre Verlobung auflöste und einen gemeinen Soldaten heiratete, da dieser nach ihrem Ermessen Rochester in seinem Äußeren am meisten glich.

Blackmores Roman „John Ridd“ erweckte eine hoffnungslose Leidenschaft im Herzen einer jungen Dame, der Tochter eines höheren Offiziers. Vergebens suchte sie das Ebenbild ihres Helden, und ihre Gesundheit war bereits ernstlich angegriffen, als sie zufällig während eines Aufenthalts in Paris in einem Zirkus einen Ringkämpfer und Athleten sah, den ihr sehnenendes Herz mit allen Eigenschaften ihres Ideals ausstattete. Es gelang ihr, den jungen Mann von ihrer Liebe in Kenntnis zu setzen, und da sie eine zustimmende Antwort erhielt, verließ sie eines Morgens ihres Vaters Haus und ließ sich dem Athleten antrauen. Der Mann war zum Glück ein anständiger, strebsamer Mensch, so daß, obgleich sie von ihrer Familie verstoßen und verleugnet wurde, ihr Los ein verhältnismäßig glückliches zu nennen ist.

Als Thackerays berühmtes Werk „Vanity Fair“ zuerst erschien, fühlte sich die Schwester eines Geistlichen derartig von dem linkschen Krieger William Dobbin angezogen, daß sie den Autor bat, ihr den

Namen des Originals mitzuteilen. Thaderay antwortete, daß ein solches Original überhaupt nicht existiere, da jene Figur ein Gebilde seiner Phantasie sei. Die junge Dame glaubte ihm jedoch nicht, ging selbst auf die Suche nach ihrem Dobbin und wurde, da sie ihn nicht fand, vor Sehnsucht nach ihm tiefsinnig.

Nicht weniger außergewöhnlich war der Fall der Tochter eines Marineoffiziers, die sich dermaßen für den Helden des Bulwer'schen Romans „Eugene Aram“ begeisterte, daß sie sich ein kleines Porträt nach ihren Angaben anfertigen ließ, um sich stets ihr geliebtes Ideal vergegenwärtigen zu können. Dies trug sie in einer Medaillon auf dem Herzen, und bis zu ihrem Tode ging sie in Trauer, tief betrübt über das frühzeitige Ende ihres angebeteten Helden.

M. N.

Das eilige Porträt. — Zur Zeit der französischen Schreckensherrschaft, nachdem bereits König Ludwig XVI. und seine Gemahlin Marie Antoinette der Guillotine zum Opfer gefallen waren, saß der damals hochberühmte Maler Haby in seinem Atelier und arbeitete. Da wurde an die Tür geklopft, und auf des Künstlers Aufforderung trat eine verummunte weibliche Gestalt in das Zimmer.

„Sie sind der Maler Haby?“ fragte sie.

„Jawohl.“

„Ich möchte, daß Sie mich auf der Stelle malen.“

„Auf der Stelle?! — Sie haben es aber eilig!“ rief er lachend.

„Ich weniger als die Guillotine,“ lautete die Antwort. „Man hat mich auf die Liste der Verdächtigen gesetzt; wer weiß, ob nicht schon morgen die Guillotine ihr Werk an mir tut. Ich habe nun den Wunsch, meinen Kindern als Vermächtnis ein Bild von mir zu hinterlassen.“

„Wenn die Sache so steht, werde ich mich sofort ans Werk machen, Madame,“ entschied der Maler. „In welchem Kostüm wünschen Sie sich darstellen zu lassen?“

„In diesem,“ antwortete die Dame und warf Mantel und Kapuze ab. Eine junge hübsche Erscheinung wurde sichtbar, angetan mit einem grauen Seidenkleide, einer grünen Schürze, einem einfachen, aber fleidsamen Barett auf dem gepuderten Haar.

„Ich bin Madame Benotte,“ erklärte sie, „und hatte die Ehre,

Spitzenverkäuferin der Königin zu sein. Dies Kostüm trug ich stets, wenn Marie Antoinette mich kommen ließ, und ich wünsche, daß meine Kinder mich immer so in der Erinnerung behalten.“

Eifrig und in ernstem Schweigen malte Faber das gewünschte Porträt, und wenn er es auch in großer Hast ausführte, so ist es doch eines der gelungensten unter allen, die er geschaffen hat.

Madame Benotte hauchte in der Tat nicht lange darauf ihr junges Leben unter dem Fallbeil aus. C. D.

Interessante Glocken. — Auf dem Kirchturme zu Großlätzwitz befindet sich eine Glocke, die „Ahrenglocke“ genannt, deren Beschaffung in ihrer Art wohl einzig dasteht. Es hatte der Kirche lange eine zweite Glocke gefehlt, denn die Mittel der Gemeinde reichten zur Anschaffung einer solchen nicht zu. Da bemerkte eines Tages der Lehrer des Ortes, Gottfried Hahn, als er nach der Kirche gehen wollte, auf der Kirchhofmauer eine üppig grünende Kornstaude mit sechs Ähren, deren Samenkorn wohl vom Winde oder von einem Vogel hierher getragen worden war. Da kam dem Lehrer der Gedanke, diese Ähren könnten die Mittel zur Beschaffung der gewünschten Glocke liefern, und diesen Gedanken führte er in folgender Weise aus. Als die sechs Ähren gereift waren, sammelte er sorgfältig die Körner und säte sie noch in demselben Jahr in seinem Garten aus. Dies wiederholte er die nächsten Jahre, und als endlich die Ernte zu reichhaltig wurde, gewann er einige Bauern zu weiterer Ackerbestellung. So vergingen acht Jahre, bis der Verkauf der letzten Ernte eine so ansehnliche Summe erbrachte, daß mit geringem Zuschuß von der Gemeinde die längst ersehnte Glocke am 15. Oktober 1729 im Turm aufgehängt werden konnte. Die Entstehungsgeschichte der Glocke ist auf ihr eingegossen, auch fehlt das Bild: die Kornstaude mit den sechs Ähren nicht, welche die Geldmittel dazu lieferte.

Eine durch ihre Entstehung ebenfalls interessante Glocke besitzt die Stadt Wiesbaden in dem sogenannten „Kinderglöckchen“, welches von dem Turme der Marktkirche jedes Jahr am Weihnachtabend erklingt und in den Wiesbadener Familien den Kindern die mit Ungeduld erwartete Bescherung ankündigt. Dieses Kinderglöckchen ist eine Stiftung der Wiesbadener Schulkinder. Es war im Jahre 1861, da regte der damalige Oberlehrer Bogler an,

die Kosten der an dem Geläute der damals noch unvollendeten Marktkirche fehlenden fünften Glocke durch ein Konzert der älteren Anabenklassen sämtlicher Schulen Wiesbadens zu beschaffen. Dieses Konzert fand im Kurhause im Beisein des Herzogs Adolf und der Herzogin Adelheid, deren Gefolge und vieler Einwohner statt. Der Herzog bekundete sein Interesse an dem Unternehmen dadurch, daß er, als der Konzertetrag nicht ganz ausreichte, den fehlenden Betrag zulegte. Die „Kinderglocke“, in die zur Erinnerung an die jugendlichen Stifter die Widmung: „Die Wiesbadener Schulkjugend hat mich gestiftet“ eingegossen ist, wurde in der Glockengießerei von Hamm in Frankental hergestellt und seinerzeit von den Kindern von der eine halbe Stunde entfernten Adolfshöhe aus in feierlichem Zuge eingeholt.

C. T.

Der Totenfluß in Kanton. — In geringer Entfernung von der großen südchinesischen Stadt Kanton liegt ein unbebautes, von steilen Felsen eingeschlossenes Tal, durch das sich in vielen Krümmungen ein kleiner Fluß windet. Nur einige verkrüppelte Gesträuche wachsen in dieser Ode, in der Grabesstille herrscht, und die von den Eingeborenen ängstlich gemieden wird. Der kleine Fluß ist der sogenannte Totenfluß. Er hat seinen Namen davon, daß hier in früheren Zeiten die Chinesinnen der ärmeren Stände sich der neugeborenen Kinder entledigten, die sie nicht zu ernähren vermochten. Die Chinesen hatten nämlich einst das Recht, sich der Kinder, die sie nicht aufziehen zu können glaubten, durch Aussetzen oder Töten zu entledigen, und dieses Recht wurde in einem geradezu schauerlichen Umfange geübt, obwohl man es offiziell abzuleugnen pflegte.

In Kanton selbst milderten sich endlich die Sitten durch den beständigen Verkehr mit den Europäern bedeutend. Man setzte die Kinder nicht mehr offen aus, nur in der Nacht geschah dies noch hin und wieder, und die Eltern taten es nicht mehr selbst, sondern eine alte Frau hatte das traurige Amt für eine kleine Belohnung übernommen.

Zu Beginn der Fünfzigerjahre berichtete ein deutscher Missionar über die Tätigkeit dieser chinesischen Engelmacherin zu Kanton folgendes: „Alle armen Familien kennen die Frau und bringen ihr die Kinder, deren sie sich entledigen wollen. An gewissen Tagen

des Monats begibt sich dann die Engelmacherin an den Totenfluß, und zwar stets in der Nacht. Oben auf einem Felsen steht ein hohler Baumstamm, der mit einem Ende über den Fluß hinausragt. In die Öffnung des Stammes legt das Weib nun das unglückliche Kind. Es gleitet herab und stürzt in den Fluß.“

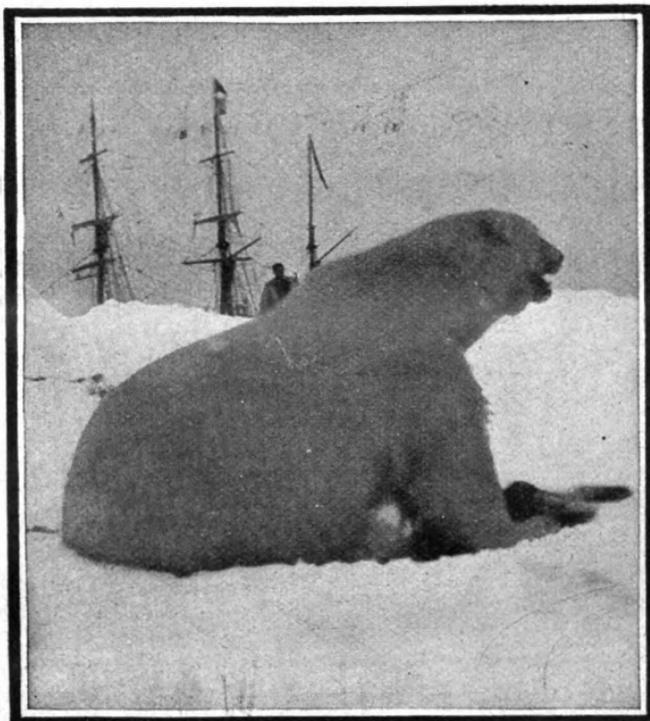
Es gelang den aus Europa kommenden Missionaren endlich, die Wohnung der Engelmacherin zu erfahren, und sie kauften ihr in der Folge die Kinder ab, die sie umbringen sollte. Doch die fanatischen Chinesen erfuhren davon und bedrohten die Frau mit dem Tode, wenn sie Kinder an die Missionare verkaufe. Man wollte die Kinder lieber tot, als im Christentume erzogen wissen. Die Missionare richteten nun einen förmlichen nächtlichen Wacht-dienst an dem Ufer des Totenflusses ein und suchten die Kinder zu retten, welche die Alte in den Fluß warf. D. Th. Et.

Der verschlossene Kirchenstuhl. — Bekanntlich besteht vielfach die Sitte, die Stühle in den Kirchen zu vermieten, und es kommt dann oft vor, daß manche Kirchenbesucher keinen Sitzplatz finden, während vielleicht eine Reihe von Stühlen leer ist und oft dazu noch verschlossen gehalten wird. Dies konnte nun der alte Domprediger L. in B. absolut nicht leiden. Eines Tages bemerkt er während der Predigt, daß in der Nähe der Kanzel in einem verschlossenen, ein halbes Duzend Plätze enthaltenden Kirchenstuhl nur ein einziger Herr sitzt, während daneben ein alter Mann stehen muß, weil er keinen Sitzplatz mehr gefunden hat. Er unterbricht seine Predigt und redet den im Stuhle sitzenden Mann an: „Mein Lieber, öffnen Sie doch Ihrem Nachbarn die Thür!“ Dann predigt er weiter. Als seine Anrede indes erfolglos bleibt, unterbricht er wiederum seine Predigt, um den hartnäckigen Stuhlinhaber nochmals aufzufordern, den Kirchenstuhl zu öffnen.

Da erhob sich dieser endlich, aber nicht, um zu öffnen, sondern um zu antworten: „Das kann ich leider nicht, denn ich bin selber herübergeklettert.“ C. L.

Gefährlicher Besuch. — Der gewaltige Eisbär, der auf unserem Bilde einem im arktischen Eise festgefahrenen Schiffe so nahe nach gehaltener Mahlzeit der Verdauung obliegt, kam nicht dazu, von dem Schiffe selbst sich weitere Beute zu holen. Dieselben Hände, die den photographischen Apparat auf ihn richteten, dem wir die

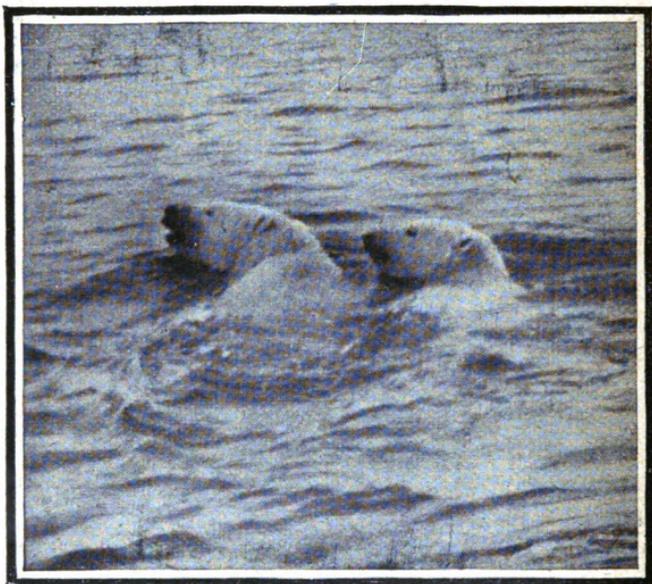
Vorlage für die Abbildung verdanken, richteten bald darauf ein Jagdgewehr auf das Tier, und die gutgezielten Schüsse streckten es nieder. Das im Eise lagernde Schiff ist die mit drei Masten ausgerüstete Bark „Belgica“ des Herzogs von Orleans, -auf der sich dieser vor einiger Zeit in das Arktische Meer begab, um an



Nach gehaltener Mahlzeit.

den Küsten und auf Nowaja Semlja eine naturwissenschaftliche Expedition nach bestimmtem Plane auszuführen. Der Führer des Schiffes ist Kapitän Gerlache. Neben Doktor Récamier und Mérite sind zwanzig norwegische und sechs französische Matrosen an Bord, außerdem zwei englische Stewards. Vorher hatte der ebenso gelehrte wie jagdlustige Herzog die nördlichen Küsten von Spitzbergen und von Grönland befahren. Der Eisbär ist das

stärkste und grimmigste Raubtier des Nordens, aber unbeschreiblich dumm und träge. Eisbären sind ebenso gute und ausdauernde Schwimmer wie sichere Läufer auf dem Eise. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Fische, Seehunde und andere Meerestiere. Sie können stundenlang mit großer Schnelligkeit schwimmen und sind vortreffliche Taucher. Es gelang dem Herzog, nach verschiedenen fehlgeschlagenen Versuchen, eine Aufnahme



Schwimmende Eisbären.

zweier auf sein Boot zuschwimmenden Eisbären zu machen, die unsere zweite Abbildung wiedergibt. Gern besteigen sie schwimmende Eisschollen und lassen sich auf ihnen treiben. Ihr Fleisch ist übrigens genießbar, nur die Leber ist schädlich. Mansen und sein Gefährte Johannsen haben bekanntlich länger als sechs Monate fast nur vom Fleisch der erlegten Eisbären und Walrosse gelebt. Wie geschätzt der weiße Eisbärenpelz zu Fußteppichen und Schlittendecken ist, weiß der Leser. B. S.

Das Leber einer Königin. — Madame Campan, die ehemalige Kammerfrau der Königin Marie Antoinette von Frankreich, erzählt in ihren Memoiren folgendes interessante Stückchen aus dem französischen Hofzeremoniell.

Das Anziehen der Königin, schreibt sie, war ein Meisterstück der Etikette, alles ging dabei aufs strengste her und nach dem Schnürchen. Zwei Hofdamen mußten stets gegenwärtig sein und wurden in ihren Handreichungen von der ersten Kammerfrau und deren beiden Gehilfinnen unterstützt. Die eine Dame hatte das Unterkleid und die Robe zu präsentieren, während die andere der Königin Wasser über die Hände gießen und das Hemd reichen mußte. Befand sich eine königliche Prinzessin oder eine Dame von hohem Range beim Leber, so mußten die Hofdamen dieser ihre Verrichtungen überlassen. Das gab einmal Anlaß zu einer beinahe tragikomischen Szene. An einem Wintertage, als die Königin gerade im Begriff war, das Hemd anzulegen, klopfte es an die Thür. Es war die Herzogin von Orleans. Sie legte sofort die Handschuhe ab und wollte das Hemd in Empfang nehmen. Nach der herrschenden Etikette durfte die Hofdame das aber nur durch die Hand der ersten Kammerfrau tun. Eben gab die Ehrendame auch das Hemd an die Kammerfrau, da klopfte es plötzlich abermals, und die Komtesse de Provence, die an Rang höher stand als die Herzogin, trat ein. Die Herzogin reichte ihr sofort das Hemd hin. Doch da dieses nicht mit den Handschuhen angefaßt werden durfte, so zog sich die gute Komtesse erst mit großer Feierlichkeit die Handschuhe aus und reichte nun endlich der Königin das Hemd. Doch nicht genug damit, es passierte der Komtesse de Provence auch beim Überwerfen des Hemdes das Unglück, der Königin den Kopfschuß herabzureißen, der nun der frierenden Herrscherin erst erneuert werden mußte, ehe im Ankleiden fortgefahren werden konnte. Dabei lachte die Königin wohl mehrere Male laut auf, aber es war ein ungeduldiges Lachen, und deutlich hörte die Campan, wie Marie Antoinette vor sich hin murmelte: „Wie langweilig, welche Umstände!“

Th. St.

Der Hund von Saulheim. — Die Bauern von G. bei Mainz hatten einst ihre liebe Not mit den Hasen; sie mußten zusehen, wie diese ihre Krautfelder verwüsteten und ihre Ernte verkümmerten.

ten, ohne gegen die ungeladenen Gäste in Folge der strengen Jagdgesetze etwas unternehmen zu dürfen. Einige Zeit trugen sie ihr Loß mit Ergebung, dann aber vereinigten sie sich und ließen eine Bittschrift an den Jagdherrn, den Grafen Hund von Saulnheim, aufsetzen, worin sie alleruntertänigst ersuchten, er möge doch den selbstverleerlichen Hasen Maulkörbe anlegen lassen. Dieser sonderbare Vorschlag erregte in Mainz große Heiterkeit, und der Graf, ein lebensfroher Mann, antwortete den Bittstellern: „Die Krautbauern sollen unverzüglich die diebischen Hasen einfangen und an die Revierjäger abliefern, damit ihnen diese die gewünschten Maulkörbe anlegen können.“

Die Bauern verdroß es, auf eine Art abgewiesen worden zu sein, die sie eigentlich selbst herausgefordert hatten, und sich mit diesem Bescheid zu beruhigen, kam ihnen durchaus nicht in den Sinn. Es wurde eine neue Schrift abgefaßt, und darin hieß es, daß man mit dem Bescheid zwar durchaus zufrieden sei, daß es jedoch an Leuten mangle, welche geschickt genug im Einfangen seien; die Bauern würden es daher dankbar anerkennen, wenn ihnen Seine Gnaden der Herr Graf auf vierzehn Tage den Hund von Saulnheim leihen wollten, weil sie nicht zweifelten, daß es ihnen dann möglich sein würde, die Hasen mit dessen Hilfe an die Revierjäger abzuliefern.

Obwohl zu erwarten stand, daß ein so gewagter Scherz für die Bittsteller von schlimmen Folgen sein werde, so war doch der Graf ein viel zu gemüthlicher Mann, um den Scherz in Ernst zu verwandeln. Er lachte und ließ zurückmelden, die Bauern möchten die räuberischen Hasen auf ihren Feldern nur totschießen, sogar Pulver und Blei sollten ihnen vergütet werden. Der Hund von Saulnheim hätte zu viel zu tun, als daß er die Hasen selbst fangen könne. C. L.

Gesunder Appetit. — Eines der gefräßigsten unter allen Völkern der Erde sind die jakutischen Tataren, die namentlich um die Ufer der Lena angesiedelt sind. Von ihnen stammt der Ruf, den die Russen lange Zeit in den westlichen Ländern Europas hatten, nämlich daß sie Talglichter verzehrten.

Die Jakuten ernähren sich zum größten Theile heute noch von den Erträgen ihrer Jagd und Fischerei, und ihre Lieblingsgerichte

sind Pferde- und Renntierfleisch. Geradezu mit Bier essen diese Leute aber Fett aller Art, am liebsten Pferde- und Renntiertalg roh. Sogar den kleinen Kindern geben die Jakutenmütter, um sie zu beruhigen, große Stücke rohes Fett in den Mund, ungefähr so, wie bei uns der beliebte Lutschbeutel gereicht wird. In der Not, das heißt, wenn gerade kein anderes Fleisch da ist, verzehren die Jakuten auch allerlei Tiere halb oder ganz roh, selbst Mäuse verschmähen sie nicht. Manche sibirischen Bauern halten sich deshalb keine Kaze, denn ihre Jakutenknechte fangen ebensogut als die Kaze ihnen die Mäuse weg.

Über die Gefräßigkeit der Jakuten macht ein neuerer Reisender noch folgende fast ungläubliche, aber durch Kenner des Landes vollauf bestätigte Angaben: „Alles, was der Mensch kauen kann, es mag sein, was es will, es mag schon verdorben sein oder nicht, das ißt der Jakute, bis er genug hat. Der Schlund dieser Menschen muß ganz anders gebildet sein als der unserige, denn den heißesten Tee und die heißeste Suppe, die unsere Lippen nicht berühren können, vermögen die Jakuten hinabzugießen. Und das merkwürdigste ist, daß ihnen das nicht im geringsten schadet! Ich sah ein genäschiges Jakutenkind, das unbeschwert drei Talgkerzen, zwei Pfund gefrorene Butter und ein großes Stück Seife schmauste. Der Admiral Saritscheff sah einen Jakuten im Laufe eines einzigen Tages das Hinterviertel eines großen Ochsen samt 20 Pfund Fett verspeisen, wozu etwa 10 Liter zerlassene Butter ihm als Getränk dienten. Ich selbst bewirtete diesen Mann, als er schon gefrühstückt hatte, mit 18 Pfund des steifsten Reisbreyes, die ihm wohl bekamen.“

Im Sommer trinken die Jakuten gewöhnlich saure Pferdemilch, im Winter entweder Brantwein, den sie sehr lieben, oder, wenn der nicht zu haben ist, Unden, ein Getränk, das aus saurer Milch, ungesalzener Butter und Wasser besteht. Vor allem aber trinken sie übermäßig gern geschmolzene Butter, die sie auch als ein Heilmittel für alle möglichen Krankheiten betrachten. D. Th. St.

In böser Klemme. — Der Zufall ist ein tüdischer Gefelle, der täglich, ja fast stündlich seine mehr oder minder groben Possen treibt, und wohl ein jeder Mensch hat schon in gutem oder bösem Sinne an sich erfahren, wie sonderbar er manchmal spielt. Aber

in wie überaus verfängliche Lagen er die harmlosesten Menschen zu bringen vermag, das wird aus den nachstehenden Beispielen erhellen.

Um sich ein wenig zu zerstreuen und seine vielen Sorgen zu vergessen, betrat der spätere Lordoberrichter von England, Lord Russell von Killowen, damals noch ein sehnsüchtig auf Praxis wartender junger Rechtsgelehrter, eines Abends ein Theater, in dem allabendlich eine viel Heiterkeit erregende Posse aufgeführt wurde. Seinen knappen Mitteln gemäß nahm er einen Platz auf der Galerie und hatte bei den heiteren Szenen, die sich auf den die Welt bedeutenden Brettern abspielten, bald seine nicht sehr gewählte Umgebung wie auch die eigenen Kummernisse vergessen. Als das Stück aus war, und er sich in dem ihn einengenden Gewühl dem Ausgang zudrängte, schrie plötzlich ein dicht neben ihm stehender Mann laut: „Diebe! Spitzbuben! Taschendiebe! Ich bin bestohlen!“ Der junge Jurist erstarrte heftig. „Mir schien das Herz stillzustehen vor Schreck,“ erzählte er später, „denn sehr oft schon hatte ich davon gehört, daß Taschendiebe im Gedränge anderen ganz unbeteiligten Personen die gestohlenen Gegenstände zustecken pflegen, um diese dann, wenn die Gefahr, von der Polizei erkannt und gefaßt zu werden, vorüber ist, wieder an sich zu nehmen. Ich fürchtete nun, ohne daß ich freilich einen Grund dafür anzugeben vermag, daß der Taschendieb gerade mir die gestohlenen Sachen in die Tasche gesteckt habe. Fiel der Verdacht auf mich, so wäre es für immer mit meiner Laufbahn aus und vorbei gewesen. Ich wagte zuerst nicht, mich auch nur zu bewegen, aus Furcht, die durchdringenden Blicke der Polizisten auf mich zu lenken. Dann näherte ich mich so unauffällig wie möglich dem Ausgang und eilte, als ich den erreicht hatte, mit Riesenschritten die Treppe hinunter. Zitternd an allen Gliedern kam ich draußen an, ohne aufgehalten worden zu sein. Aber erst, als ich eine ganze Strecke vom Theater entfernt war, wagte ich es, meine Taschen nach etwa darin befindlichem unrechten Gute zu durchsuchen. Aber außer meinem Eigentum befand sich nichts darin. Nun erst atmete ich tief auf, als ob ich einer wirklichen Gefahr glücklich entronnen wäre. Der Dieb selbst kann eine größere Angst, als ich sie während jener fünf Minuten ausstand, nicht gehabt haben.“

Die Angst, die der junge Rechtsgelehrte fühlte, war auch gar nicht so unbegründet, wie es erscheinen mag. Es ist bekannt, daß Taschendiebe den oben schon angedeuteten Trick häufig anwenden, um Verdacht und Strafe von sich abzulenken. So fand kürzlich ein hoher geistlicher Würdenträger, als er von einem vornehmen Wohltätigkeitsfeste nach Hause zurückkehrte, in der Tasche seines Rockes eine mit Gold und Banknoten wohlgepackte Börse und eine diamantenesetzte Uhr vor. Er ließ sich sofort zum Polizeipräsidium fahren und war gerade im Begriff, seine wertvollen „Funde“ abzuliefern, als die Anzeige der auf dem Feste bestohlenen Herrschaften dajelbst eintraf. Der Dieb ward nie ergriffen, und in welcher unangenehmen Klemme der Geistliche sich befunden haben würde, wenn die gestohlenen Gegenstände noch auf dem Feste in seinem Besitze gefunden worden wären, das kann sich jeder leicht ausmalen.

Ein ähnlicher Vorfall ist der folgende. Ein junger Fleischergejelle, der eben seine Lehrzeit beendet hatte, wanderte von Portsmouth aus nach London. Als er sich noch etwa eine Tageswanderung von London entfernt befand, überholte er eines Frühmorgens einen Reiter, der drei Kühe vor sich her trieb. Die beiden kamen ins Gespräch, und der Reiter, als er erfuhr, daß der Bursche ebenfalls nach London wollte, bot ihm zehn Schilling an, wenn er ihm die drei Kühe treiben wolle. Er selbst würde dann vorausreiten und die Ankunft des jungen Fleischers in einem bestimmten Gasthause in einer Vorstadt erwarten. Der junge Mensch, dem das Viehtreiben auf der Landstraße ja keine ungewohnte Beschäftigung war, freute sich, zehn Schilling so mühelos verdienen zu können, und nahm das Gebot gern an. Darauf trabte der Reiter, nachdem er den Burschen noch gewarnt hatte, die Tiere nicht zu übertreiben, davon, und der Fleischer zog langsam hinterdrein. Gegen Abend erreichte er Wandsworth, eine Vorstadt von London. Froh, daß er seine zehn Schilling nun bald redlich verdient haben würde, sah er sich plötzlich von einer Anzahl Polizisten umringt, gefesselt und ins Polizeiamt geschleppt. Hier erst ward ihm Aufklärung über seine Verhaftung. Der Polizeileutnant beschuldigte ihn nämlich, die drei Kühe gestohlen zu haben. Der junge Bursche beteuerte seine Unschuld, aber niemand glaubte ihm. Aus Furcht, sein

Onkel könnte durch die Zeitungen erfahren, daß er wegen Viehdiebstahls verhaftet worden sei, legte er sich einen falschen Namen bei, was die Polizei bald genug feststellte, auch sonst verwickelte er sich in seiner Kopfsichtigkeit in allerlei Lügen, was ihm leicht bewiesen werden konnte. Er wurde schließlich zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. Er hatte aber seine Strafe noch nicht lange angetreten, als seine Unschuld sich doch noch herausstellte. Der Viehdieb hatte nämlich auch das Pferd, das er ritt, gestohlen. Beim Versuche nun, das Pferd zu verkaufen, wurde er verhaftet und gestand nun auch den Viehdiebstahl ein.

In eine recht peinliche Klemme geriet vor nicht langer Zeit ein junger deutscher Kaufmann namens Karl Franz, der sich in London aufhielt. Im Gedränge waren ihm seine Legitimationspapiere gestohlen worden. Nicht lange Zeit darauf las er in der Zeitung, daß die auf seinen Namen lautenden Papiere von der Polizei neben der Leiche einer Frau aufgefunden worden seien, die von Einbrechern in dem Pfarrhause von Kingswood ermordet worden war. Die Furcht, als Eigentümer der Papiere auch in den Verdacht des Raubes und Mordes zu geraten, trieb den jungen Mann an, seine Stellung aufzugeben und aus London zu flüchten. Aber gerade dadurch lenkte er den Verdacht erst recht auf sich. Als die Polizei nämlich durch seinen früheren Chef von dem Verschwinden des jungen Mannes in Kenntnis gesetzt worden war, brachte sie natürlich seine heimliche Entfernung mit der Tat in Verbindung. Ein Steckbrief ward hinter ihm erlassen, und schon wenige Tage später hatte man ihn gefaßt. Erst im Gefängnis fand der Angstgepeinigste seine Ruhe wieder, und da er nicht nur sein Alibi genau nachzuweisen vermochte, sondern auch einwandfreie Zeugen nennen konnte, die für ihn eintraten, wurde er bald wieder aus der Haft entlassen.

Schlimmer erging es einem jungen Mann, der in Stafford vor dem Assisengericht unter der Anschulldigung, einen Taschendiebstahl begangen zu haben, erscheinen mußte und trotz seiner Unschuldsbeteuerungen verurteilt wurde. Eine Dame wollte in der Markthalle von Stafford Obst einkaufen. Als sie sich über einen Korb beugte, um die Früchte genauer zu betrachten, fühlte sie,

wie jemand ihr Kleid berührte, und sich schnell aufrichtend, sah sie einen jungen Menschen neben sich stehen, der sich dann aber sogleich umwandte und davonging. Kurze Zeit darauf, als sie ihre Einkäufe bezahlen wollte, fand sie, daß ihre Börse gestohlen worden war. Sie beschrieb die Börse genau, es war eine kleine schwarze Ledertasche, worin sich eine kleine Summe Silbergeld und in einem Geheimfach eine Zehnpfundnote befunden hatte. Ein Polizist, der ihr auf dem Polizeiamt mitgegeben wurde, verhaftete noch in der Markthalle einen jungen Burschen, den die Dame ihm als denjenigen bezeichnete, der sie am Kleid gezupft haben sollte, als sie sich über den Obstkorb bückte. Er hieß Gould, aber er bestritt heftig, die Dame überhaupt gesehen zu haben. Er wurde trotzdem verhaftet, und auf dem Polizeiamt, wo er durchsucht wurde, fand man in seiner Tasche eine Lederbörse, auf die die Beschreibung der Dame paßte, und die sie als ihr Eigentum bezeichnete. Allerdings war die Börse leer. Trotzdem der junge Mann fortgesetzt seine Unschuld beteuerte, ward er zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt. Wenige Tage später fanden zwei Schnitter in einem Saatsfelde dicht vor der Stadt Stafford eine kleine schwarze Geldbörse, die etwas Silbergeld und in einem Geheimfach eine Zehnpfundnote barg. Die Börse glich der, die man bei Gould gefunden hatte, genau, und die Dame bezeichnete, als man sie ihr vorlegte, jetzt diese als ihr Eigentum. Sie gab zu, daß sie den Weg, an dem das Feld lag, wo die Börse gefunden worden war, an dem Tage, als sie sie vermißte, gegangen sei und die Börse dabei verloren haben könne. Gould wurde jetzt natürlich sofort aus dem Gefängnis entlassen.

W. St.

Der Regimentssohn. — Die französische Armee hat jetzt, wie einst eine „Regimentsstochter“, einen Regimentssohn. In Sainte-Menehould, wo die Sechsten französischen Kürassiere in Garnison stehen, starben einem Soldaten infolge der dort herrschenden Influenzaepidemie Vater und Mutter, so daß seine beiden jüngeren Brüder im Alter von vierzehn und acht Jahren völlig verwaisend wurden und mittellos dastanden. Es gelang dem zur Beerbidung beurlaubten Soldaten, den älteren der beiden Waisen als Lehrling in einem Handelshause unterzubringen, während er den jüngeren mit in die Kaserne nahm, da er nicht wußte, wohin mit ihm. Sein

Estadronschef, von der Sachlage unterrichtet, stattete dem Kommandeur einen Bericht ab. Der Oberst ließ sofort das Offiziercorps zusammenrufen und schlug ihm vor, den Jungen im Namen des Regiments zu adoptieren. Diese Adoption wurde denn auch sofort einstimmig beschlossen. Der Knabe ist in einer Unteroffiziersstube untergebracht und wird in die städtische Schule geschickt, während er die Mahlzeiten in der Kaserne erhält. D. v. B.

Partei- und Nationalblumen. — Der Brauch, Blumen als äußeres Abzeichen für die Zugehörigkeit zu einer Nation oder zu einer Partei zu wählen, geht schon auf sehr frühe Zeiten zurück. Die Nationalblume der alten Gallier war die Rose. Bei einem jeden Auszug in den Kampf steckten sie Rosen an den Helm. Als Nationalzeichen der Iren bestimmte der Schutzheilige Irlands, St. Patrick, den Klee. Daher werden noch jetzt an den nationalen Festtagen und an den Versammlungen gegen die englische Gewaltherrschaft von einem jeden Iren Kleeblätter und Kleeblüten getragen.

Dieselbe Stellung errang sich bei dem schottischen Volksstamm der Pikten die Distelblüte. Als der Piktenkönig Hugo im Jahre 900 über den angelsächsischen König Athelstane auf einem von Disteln bestandenen Feld einen entscheidenden Sieg davontrug, stiftete er den Orden des heiligen Andreas, nahm die Distel mit der lateinischen Umschrift: „Nemo me impune lacessit — Niemand wird mich ungestraft reizen“ in sein Wappen auf und erhob sie zum Stammesabzeichen für alle Zeiten.

Der zu den Schmetterlingsblütlern gehörende Ginster, den wir jetzt nur als ein lästiges Unkraut erachten, galt im Mittelalter als ein Zeichen der Bornehmheit, weil er hoch über viele andere Kräuter emporragt. Als daher Ludwig der Heilige im Jahre 1234 nach seiner Vermählung mit Margarete von der Provence einen Orden stiftete, erwählte er als Abzeichen für denselben die Ginsterblüte mit dem Spruch: „Er überragt die Niedrigen.“ Zugleich damit erhielt seine Leibwache Röcke, auf denen vorn und hinten eine Ginsterblüte gestickt war. Hierdurch wurde dann die Ginsterblüte ganz allgemein ein Schmuck- und Gesinnungszeichen für den Hof und die Anhängerschaft des Königs.

Bekannt ist, daß in den Streitigkeiten um den englischen Thron die weiße Rose das Wahrzeichen des Hauses York, die rote Rose dagegen zum Symbol des Hauses Lancaster wurde. Erst als sich Heinrich Tudor aus dem Hause Lancaster als König Heinrich VII. im Jahre 1486 mit der Prinzessin Elisabeth, der Erbin des Hauses York, vermählte, büßten die Rosen diese Geltung ein.

Die Parteiblume der Bourbonen war die weiße Lilie. Unter ihnen waren darum auch die Fahnen der französischen Heere mit Lilien geschmückt. Die Bourbonen entlehnten indessen dieses Abzeichen nur dem fränkischen Herrschergelecht der Merowinger. Als Chlodwig, der Gründer des Frankenreiches, auf französischem Boden in der Entscheidungsschlacht gegen die Alemannen im Jahre 496 so hart bedrängt wurde, daß seine Krieger die Flucht ergreifen wollten, warf er sich der Sage nach auf die Kniee und rief den Gott der Christen, zu dem sich seine Gemahlin Chlothilde bereits bekannte, mit den Worten um Hilfe an: „Gott, den Chlothilde verehrt, ich flehe dich um Sieg an und glaube an dich.“ Da erschien ihm eine lichte Engelsgestalt und überreichte ihm zum Schutz einen Lilienzweig. Neuer Mut befeelte jetzt die Krieger, so daß nunmehr der Feind ihren wütenden Angriffen nicht mehr standhielt. Zum Dank für die gewährte Hilfe ließ sich Chlodwig mit seinen Edlen taufen und erkor die Lilie zu seiner Wappenblume. Th. S.

Eigentümliche Neigung. — Der letzte Direktor des Zoologischen Gartens in New York, Raymond Dittmars, war ein leidenschaftlicher Schlangensammler und heiratete eine Dame, welche diese eigentümliche Neigung mit ihm teilte. Dieser Marotte entsprechend war der Hochzeitsaal mit Schlangenhäuten in allen Farben ausgeschmückt. Die Braut trug eine lebende Schlange von sieben Fuß Länge um den Hals, während der Bräutigam eine solche um den Arm gewunden trug. M. N.

Eine seltsame Wittschrift. — Wenige Tage vor der Hochzeit der bairischen Prinzessin L. empfing diese folgende Wittschrift: „Liebe Prinzessin! Ihre Hochzeit soll ja wohl am Donnerstag sein, und wünsche ich Ihnen viel Glück. Ich glaube sicher, Sie werden glücklich werden. Meine Hochzeit ist am gleichen Tage, und ich würde ebenfalls sehr glücklich sein, wenn mein Vater nicht

wegen Wilderns im Gefängnis säße. Wenn Ihr Vater im Gefängnis wäre, so würden Sie sich wohl auch grämen. Liebe Prinzessin, ich bitte Sie, doch bei Ihrem Vater ein gutes Wort einzulegen, daß er meinen Vater freiläßt, oder ihn doch wenigstens einige Stunden freigibt, so daß er auf meiner Hochzeit sein kann. Besten Dank im voraus, Ihre M. B."

Diese merkwürdige Bittschrift hatte in der That den gewünschten Erfolg. Der Gefangene wurde freigelassen und noch obendrein reichlich beschenkt. M. N.

Bedenkliche Artikelverwechslung. — Im Jahre 1867 sah der damalige Chef des Pariser Bankhauses Rothschild auf seinem Schlosse Ferrières den Kaiser Napoleon III. als Gast bei sich. Er sorgte auf so glänzende Weise nicht nur für seine Bewirtung, sondern auch für seine Unterhaltung, daß der Kaiser sich beim Abschied wahrhaft gerührt für die genossene Gastfreundschaft bedankte.

Auch Rothschild war sehr gerührt. Er dankte seinerseits in Worten, wie der Augenblick sie ihm eingab, für die Ehre des hohen Besuches, die ihm geworden war, und versicherte, er werde sein Lebtag die Erinnerung daran bewahren. Das heißt, er wollte das versichern, denn in Wirklichkeit sagte er etwas ganz anderes.

Unglücklicherweise stand der gute Rothschild nämlich, ein so scharfsinniger, in seinem Fache durchgebildeter Geschäftsmann er war, mit der französischen Grammatik auf gespanntem Fuße. Namentlich verwechselte er beharrlich die Artikel der Hauptwörter, ohne sich darum zu kümmern, daß diese oft mit dem veränderten Geschlecht auch den Sinn verändern. So vertauschte er denn auch bei dem Worte „Erinnerung“ (memoire) den weiblichen Artikel la, den er hätte anwenden müssen, mit dem männlichen le, der in anderer Bedeutung dem Worte gleichfalls vorangehen kann.

Was er unter diesen Umständen mit gerührtem Antlitz und bewegter Stimme dem scheidenden Kaiser versicherte, hieß auf gut Deutsch: „Ich werde ‚die Rechnung‘ mein Leben lang aufbewahren.“ C. D.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Welles in Wien.

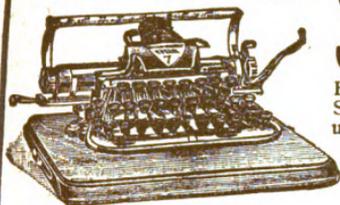
Ball- und Gesellschafts-

Seidenstoffe, Wundervolle Neuheiten, Versand nach allen Ländern. Muster franko.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)

Ueber **125 000** im Gebrauch!



S Blickensderfer Schreibmaschine

Bestes System, erstklassig, mit sichtbarer Schrift, Tabulator, auswechselbaren Typen und allen letzten Neuerungen. Katalog frei.

Auf Wunsch monatl. Teilzahlung.

Preis 200 und 250 Mk.

Filliale: **BERLIN**
Leipzigerstr. 29 (Ecke Friedrichstr.)

Groyen & Richtmann, Köln.

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.



Briefmarken-Sammeln. == Interessanter Sport. ==
Chancenreiche Kapitalanlage.

Großartiges Briefmarken-Lager bis zu den ersten Raritäten

Kohl's Briefm.-Katalog 1908, Reform-Ausgabe, **M. 2.50.**

Kohl's Permanent-Albums. Kein Umkleben!

Vielfach prämiert. 20 elegante Ausgaben von M. 10 bis M. 40. Prosp. gratis.

PAUL KOHL, G. m. b. H., CHEMNITZ.

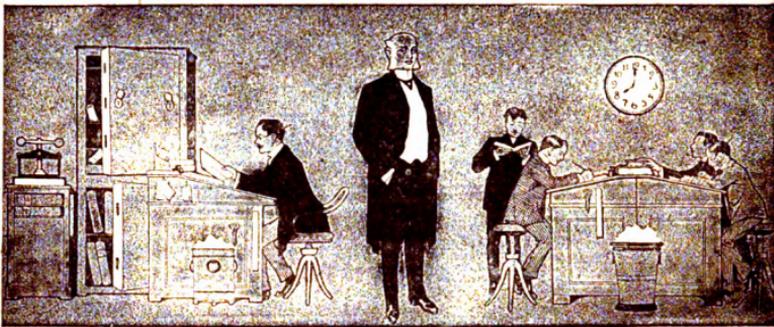
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

E. Rittershaus, Neue Gedichte. 6. Auflage. Elegant gebunden
mit Goldschnitt 5 Mark.

Diese Gedichtsammlung ist infolge seiner funreichen, gefühlvollen, volkstümlichen Dichtungen
ine derjenigen, welche den Dichter zu einem Liebling des häuslichen Herdes gemacht haben.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Vom Stift zum Handelsherrn. Ein deutsches Kaufmannsbuch.

Von F. W. Stern. 6.—8. Auflage. Eleg. gebunden 5 Mark.

Ein eigenartiges Buch. Ein erfahrener Kaufmann hat es geschrieben. Es gibt in erzählender und unterhaltender Form den Entwicklungsgang des Kaufmanns von seiner untersten Stufe bis zur Höhe, zum Handelsherrn. Das Buch enthält 22 Kapitel, die eine Unmenge praktischer Erfahrung bringen. Lehrer und Lernende werden das Buch zweifellos gern lesen, weil dem Leser viele Dinge in unmittelbarem Zusammenhang mit der Praxis entgegentreten und weil er vieles findet, was ihm andere Bücher infolge ihrer Anlage nicht bieten können. Hier liegt unverkennbar der größte Wert des Buches. (Handelschullehrzeitung.)

Ein passendes Geschenk für angehende Kaufleute!

Licht und Kraft.

Das neueste Handbuch der Elektrizität zum Selbstunterricht, für Fachstudien und zur Aufklärung für jedermann.

Von Th. Schwartze.

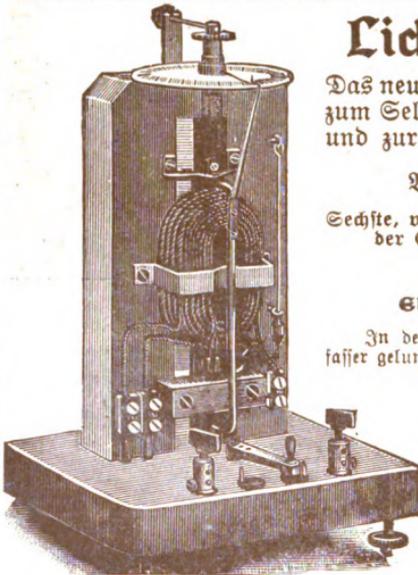
Sechste, vermehrte und bis auf den Stand der Gegenwart ergänzte Auflage.

Mit 300 Abbildungen.

Elegant gebunden 6 Mark.

In dem vorliegenden Werk ist es dem Verfasser gelungen, ein populäres Buch zu schaffen, welches für den gebildeten Nichtfachmann das Verständnis für die interessanten Vorgänge und Einrichtungen auf dem Gebiete der Elektrotechnik erleichtert. Das schön ausgestattete, mit vielen Abbildungen versehene Werk dürfte vielen eine Quelle der Anregung zu weiteren Forschungen darbieten.

(Deutsche Technikerzeitung.)



Siemens' Elektrodynamometer für Strommessung.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Illustrierte Taschenbücher für die Jugend.

Berufswahl:

Band 1. Armee und Marine.

Mit 57 Abbildungen.

Ein praktischer Wegweiser für alle, welche sich dem Offizierstande widmen wollen. Auch die Laufbahnen der Sanitätsoffiziere des Heeres und der Marine, der Hofärzte des Heeres, der Zahlmeister des Heeres und der Marine werden nachgewiesen.

Band 9. Die vier Fakultäten.

Mit 15 Abbildungen.

Das Bändchen bietet einen praktischen Wegweiser für alle, welche die Universität beziehen wollen, indem es über alle wissenschaftlichen Einrichtungen und Bestimmungen des Universitätslebens, die Vorbedingungen zum Studium, den Studiengang, die Ausichten für die spätere Laufbahn usw. Auskunft gibt.

Jeder Band elegant in Leinwand gebunden. Preis 1 Mark.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Bd. 14. Das technische Studium.

Mit 16 Abbildungen.

Alle Vorträge für das technische Studium: die zum Studium erforderlichen sekundären Mittel, die Ausichten für das spätere Fortkommen und die Vorbildung werden ebenso eingehend behandelt, wie alle akademischen Einrichtungen, der Studiengang in den einzelnen Disziplinen, die Vorträge und Übungen, die Prüfungen: Diplomprüfungen, Prüfungen für den Staatsdienst im Baufach, im Schiffbau und Maschinenbau.

Band 21. Der Staatsdienst.

Mit 12 Abbildungen.

Enthält die gesetzlichen Vorschriften über die Vorbedingungen zur Beamtenlaufbahn, die Ausbildung u. Anstellung im höheren Staatsdienst, sowie die Ausichten für d. Beförderung.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

K. F. Beckers Weltgeschichte.

Prof. Dr. K. F. Groß und Prof. Dr. F. Müller.
vielen Karten und Plänen.
6 Doppelbände. Elegant in Leinwand gebunden à M. 6.— In Halbband à M. 6.50.

Bei der vorliegenden vierten Auflage kommen in der Neubearbeitung die Vorzüge des alten Beder: frische Darstellungsweise, Klarheit und leichte Verständlichkeit bei Vermeidung jeglicher Weitschweifigkeit, wieder zur Geltung. Die Darstellung ist gemeinverständlich, dabei lebendig und fesselnd, denn sie gibt nicht eine trodne Aufzählung der Ereignisse, sondern in schöner Sprache eine Schilderung des Volkslebens, der Sitten, Gebräuche, Religion, Verfassung, Kunst und Wissenschaft. Besonders anschaulich und für das Studium der Geschichte unentbehrlich sind die Karten. Die Ergebnisse der neuen und neuesten Forschungen sind eingehend berücksichtigt, das Werk entspricht daher in seinem neuen Gewande in jeder Beziehung den Anforderungen, die man an ein modernes Geschichtswerk stellen muß.



Vierte Auflage. Neubearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. F. Müller. Mit 1590 Abbildungen und

Zu allen Buchhandlungen zu haben.

(Kölnische Zeitung.)

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 907 Q

**WILSON
ANNEX**